16-22764.

GIFT OF
ERNST A. DENICKE

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

H. Roudil
Caen Mars 1907.

Denkwürdigkeiten

des

Generals Eickemeyer,

ehem. kurmainz. Ingenieur-Oberſtlieutenants, ſodann im Dienſte der franzöſiſchen Republik.

Herausgegeben

von

Heinrich Koenig.

Frankfurt am Main.

Literariſche Anſtalt.

(J. Rütten.)

1845.

UG121
E5K6

Demiche

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Vorwort

des Herausgebers.

Von handschriftlichen Denkwürdigkeiten, die der General Eickemeyer hinterlassen habe, erhielt ich die erste Nachricht durch meinen verehrten Freund Varnhagen von Ense. Ich suchte eben zur Erforschung des mainzer Lebens unter dem letzten Kurfürsten und in den Tagen der dortigen Klubisten nach Quellen aus jener Zeit. Die Handschrift wurde mir mit großer Bereitwilligkeit anvertraut, und nachdem ich sie eingesehen und zu Notizen benutzt hatte, erfolgte eine Anfrage wegen Veröffentlichung derselben. Für eine solche hatte sich schon Varnhagen gegen mich ausgesprochen, und ich selbst hatte mich nun überzeugt, wie interessant für ein größeres Publikum diese Mittheilungen eines merkwürdigen Mannes sein würden. Sie sind nämlich in so gutem Sinne

429514

niedergeschrieben und führen uns an so ehrlicher Hand durch einen bewegungsvollen Abschnitt der Revolutionszeit, daß sie nicht nur eine anziehende Unterhaltung gewähren, sondern auch für den Freund der Geschichte in einzelnen, oft sehr charakteristischen Zügen das Bild jener für Deutschland so verhängnißvollen Tage vervollständigen helfen. Pikant sind die Schilderungen aus dem mainzer Leben unter den zwei letzten Kurfürsten, charakteristisch der Feldzug der „Pfaffensoldaten" gen Lüttich, aus der Quelle geschöpft die Nachrichten von dem vorbedeutsamen Fall der Reichsfeste Mainz; und was der Erzähler aus seinen Feldzügen am Nieder- und Oberrhein, in Süddeutschland und der Schweiz mittheilt, gewährt, wenn auch keine neuen, wichtigen Aufschlüsse über die ersten revolutionären Heimsuchungskriege der Franzosen, so doch Skizzen aus dem damaligen Leben, Silhouetten eigenthümlicher Persönlichkeiten jener Zeit, Rückblicke auf einen glücklich durchschifften, von widerstrebenden Leidenschaften aufgerührten Abgrund des Jahrhunderts.

Hier hat nun aber der General Eickemeyer, wenigstens bei den Lesern, denen er nicht etwa

eine ganz unbekannte Perſönlichkeit iſt, wahrſcheinlich noch das Vorurtheil gegen ſich, für den Verräther der Feſtung Mainz und der damaligen deutſchen Sache an die Franzoſen angeſehen zu werden. Dieſen Leſern mögen die Denkwürdigkeiten noch beſonders als Rechtfertigung des Erzählers dienen. Sie werden ihn als Ehrenmann kennen lernen; vorausgeſetzt natürlich, daß ſie ſeine Erzählung von der Uebergabe der Feſtung Mainz mit Vertrauen aufnehmen. Dies Vertrauen aber zu erwecken, iſt gerade die Abſicht meines Vorwortes. Mag es darum zugleich als ein Fürwort gelten.

Die Feſtung Mainz, dies große Bollwerk des deutſchen Reiches gegen Frankreich, war am 21. October 1792 ohne eigentliche Belagerung, mithin ohne Vertheidigung, auf die erſte Aufforderung des franzöſiſchen Generals Cuſtine, eines noch unbekannten Kriegers von eben nicht ſchreckhaftem Namen, übergeben worden. Ein ſolcher Fall war unbegreiflich. Und wer dieß Ereigniß nun nicht als nothwendige Entwicklung aus den durchfaulten mainzer Zuſtänden begreifen konnte, ſuchte nach einem äußern, dem Volke faßlichen Anſtoß.

Verrath mußte es gethan haben, Verrath im groben Sinne des Wortes. Denn im tieferen Sinne war das Benehmen des Kurfürsten und seiner Umgebung bei Annäherung des Feindes und schon vorher, — war das Betragen der Commandanten und Offiziere der Festung wirklich ein Verrath an Pflicht und Ehre zu nennen.

Da trat nicht lange nach der Uebergabe der Festung der kurmainzische Ingenieur-Oberstlieutenant Eickemeyer in französische Dienste über, und — nun war der Verräther auch bezeichnet! Vielleicht zwar hat Eickemeyer durch diesen Schritt den Verdacht nicht sowohl erst erregt, als vielmehr bestätigt und zu einer lauten Beschuldigung getrieben. Mir wenigstens scheint es so. Man hat nämlich eine „Darstellung der Mainzer Revolution, oder umständliche und freymüthige Erzehlung aller Vorfallenheiten u. s. w.," ein Buch, das schon im Jahre 1793 bereits in zweiter Original-Auflage bei Gottlob Pech zu Frankfurt und Leipzig gedruckt, vor mir liegt. Dies mit seinen Beilagen 1038 Seiten starke Werk ist schlecht und leidenschaftlich-geschrieben, wie mir scheint von einem

mainzer Beamten, einem eifrigen und etwas beschränkten Anhänger der alten Regierung. In seinen, den „Vorfallenheiten“ an der Ferse nachgehenden Mittheilungen hat es der Erzähler gleich anfangs auf Eickemeyer und den Arzt Wedekind abgesehen. So weiß er schon am 8. Oktober, als Custine mithin noch nicht über Worms herab gekommen war, daß jener, seiner tüchtigen Kuren und uneigennützigen Hülfe wegen damals in Mainz beliebte Arzt Wedekind spät am Abende jenes Tages von einem „vorgeblichen“ Krankenbesuche über Land zurück geritten sei und sich sehr ängstlich an zwei von Weißenau nach der Stadt wandelnde Bürger angeschlossen habe. Diese guten Leute hätten die Bangigkeit des Arztes keiner „inneren Unruhe über eine sich selbst bewußte schlechte Handlung“ zugeschrieben; sie hätten auch nichts Arges dabei gedacht, als Oberst-Lieutenant Eickemeyer zu Pferde am Thore gehalten und der Arzt Wedekind sich ihm zugesellt habe, ja sogar mit ihm zwischen die Festungswerke geritten sei, obschon sein Gaul schon sehr matt gewesen und „zwei hintere Hufe verloren gehabt habe.“ Was

aber die guten Bürger nicht vermuthet haben, weiß unſer Erzähler ſehr genau. Ihm genügt es nicht, daß ein geſuchter Arzt vom Land geritten kömmt, — ein höherer Offizier zur Zeit der Annäherung eines Feindes die Feſtungswerke umreitet, nein, jener muß noch Spionage in der Taſche, dieſer den geladnen Verrath in der Halfter mit ſich führen. Einer muß auf den Andern gewartet haben und die Uebergabe der Feſtung wird nun auf anderthalb Pferden abgekartet.

Dieſer Zug, friſch aus einer Quelle der damaligen Zeit geſchöpft, ſcheint mir nicht unbedeutend. Man hat alſo in verſchiedenen Kreiſen von Mainz ſchon vor der Ankunft des Feindes gewiſſe Männer mit mißtrauiſchem Auge angeſehen. Um dies zu begreifen, ohne es unbedingt auf Rechnung jener Männer ſelbſt zu ſetzen, darf man nur den flüchtigſten Blick in die mainzer Verhältniſſe von damals werfen.

Der Kurfürſt Erthal, voll eiteln Ehrgeizes, hatte ſich von Preußen für den Fürſtenbund gewinnen laſſen und hielt es, zum Aerger ſeines Kapitels, mit dieſem proteſtantiſchen Hofe. Dies rief natürlich in ſeiner nächſten Umgebung eine

Oppoſition im öſtreichiſchen Intereſſe hervor, an deren Spitze der Domherr Graf von Waldern-dorf ſtand. Dieſer ſogenannten emmerizianiſchen Partei hingen auch die heimlichen Illuminaten unter den Gelehrten an, — jene Männer, die ſich nach der Uebergabe von Mainz in einen Klub zuſammen thaten, nachdem ſie vorher ſchon, in der Leſegeſellſchaft bei Buchhändler Sartorius, einander angezogen hatten. Die Bürgerſchaft, ſo weit ſie nicht etwa unmittelbar vom Hofe lebte, war, beſonders auch durch Einflüſterung der Mönche, gegen ihren Fürſten eingenommen, ſeit-dem er von ſeinen frühern ſtrengkatholiſchen Grund-ſätzen — oder beſſer zu ſagen Formen abge-gangen war, Proteſtanten an die hohe Schule berufen hatte und unſinnig verſchwendete. Die bevorzugten und oft beſſer beſoldeten Proteſtanten waren der eingebornen mainzer Beamtenſchaft ein Dorn im Auge und man traute ihnen nicht über den Weg. In dieſem Kreiſe beneidet und bearg-wohnt, von dem ungebildeten Handelſtande nicht geſchätzt und aus Intoleranz geſcheut, von einem brutalen, ununterrichteten und der Wiſſenſchaft abgeneigten Adel verſchmäht, fühlten ſich die Ge-

lehrten der Universität, bei aller Gunst des Kurfürsten, wenig befriedigt und fast ohne alle gesellschaftliche Stellung. So empfänglicher waren sie mithin für die ersten Verkündigungen der französischen Revolution. Sie sahen mit strahlender Stirne dieser großen Entwickelung entgegen und empörten dadurch die deutschgesinnte Partei in Mainz. Dazwischen wimmelte es von Emigranten, die den bethörten Kurfürsten in's Gesicht Papa grüßten und hinter seinem Rücken verspotteten, — ein freches, hochfahrendes Völkchen, das den ehrlichen Bürger anekelte, während es den drohenden Groll des demokratischen Frankreichs gegen Mainz reizte.

So lagen also alle Verhältnisse zerklüftet, alle Interessen standen in Spannung und drohten sich im Egoismus der Einzelnen abzuschlaffen. In den untern Kreisen herrschte Mißtrauen, in den obern Regionen Intrigue. Forster schreibt schon unterm 5. Febr. 1791 an Jakobi: „Unsere Politik ist, alle Leute zu betrügen, mit allen zu negociiren und keinem Wort zu halten." Und von den Mainzern sagt er: „Im mainzischen Volks-

charakter liegt eine Unentschiedenheit, die sich leicht auf Extreme leiten läßt." —

Zu dieser Zerrissenheit der politischen Verhältnisse rechne man nun noch die geistlich-aristokratische Sittenfäulniß des damaligen mainzer Hofes, die das ganze Volksleben durchzogen hatte, und lasse nun die Franzosen sich von Straßburg her rheinabwärts in Bewegung setzen. — „Mainz," — erzählt Forster in seiner Darstellung der Revolution in Mainz — Mainz, „dessen Gräben der Kommandant seit langen Jahren mit Rebengeländern und Küchenkräutern bepflanzt, auf dessen Schanzen und Glacis der Kurfürst und die Stadtbewohner ihre Gärten und Lusthäuser angelegt hatten, sollte jetzt gegen einen möglichen, wiewol noch unwahrscheinlichen Angriff der französischen Freiheitsverfechter in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Der Kurfürst brachte eine Kriegskasse von ein paarmal hunderttausend Gulden zusammen, wozu der mainzische Adel und die Geistlichkeit freiwillig beitragen — mußten. An diesen Fond verkaufte er aus seinen Waldungen die zur Festung erforderlichen Pallisaden und gewann vermittelst dieser Finanz-Operation eine ansehnliche Summe,

anſtatt ſie als Beitrag zu den Kriegsbedürfniſſen ſich koſten zu laſſen."

Und laſſe dann die Franzoſen wirklich anrücken. — „In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerſtand; jeder dachte zuerſt auf Rettung ſeines Eigenthums, als hätte er vom Staat und ſeiner Pflichten gegen denſelben, im Zeitpunkt der gemeinſchaftlichen Noth und Gefahr, in ſeinem Leben nichts gehört," — erzählt Forſter weiter und malt als guter Augenzeuge die allgemeine Flucht — vom Kurfürſten bis zum Domicellaren und Kanonikus, vom Premier-Miniſter bis zum Kammerjunker, vom Majoratsherrn bis zum kleinſten Nebenſprößling, — alle mit einer Feigheit, die wirklich tief unter dem Spott iſt, auf ein bloßes Gerücht entflohen! Der Kurfürſt hatte ſogar, wahrſcheinlich in der Zerſtreuung, die Pupillen- und Waiſenkaſſe-Gelder mitgenommen. — „Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Perſonen und Güter, und die zuletzt Abgehenden ſchätzten ſich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die erſten gekoſtet hatte, fortzukommen. Mehr als 200,000 Gulden gingen zur Beſtreitung dieſer ſchleunigen

Reiſe aus den Koffern der Fliehenden in die Hände der arbeitenden Klaſſen, — und mit der Hälfte dieſer Summe, jetzt noch dargeliehen, hätte man Mainz in einen Vertheidigungsſtand geſetzt, der es vor dem Angriffe eines fliegenden Corps vollkommen ſichern konnte." —

Braucht man da noch eines beſondern Verraths, um den Fall von Mainz zu begreifen? Nun, ſo leſe man in den nachfolgenden Denkwürdigkeiten das Benehmen derer, welchen die Vertheidigung der Feſtung zunächſt oblag. Beim erſten Kanonenſchuß, der aus blindem Lärm geſchah, nahmen die zur Beſatzung der Reichstruppen gehörigen Weilburger ſo ſchnöden Reißaus, daß die noch immer launigen Mainzer jeden Fliehenden einen „Weilburger" nannten. Die Offiziere der Feſtungswerke klagten, ehe noch ſo zu ſagen ein ernſtlich-gemeinter Kanonenſchuß gefallen war, über unerträgliche Strapazen; der Generalfeldmarſchall-Lieutenant v. Rüdt, einer von den zwölf Generalen der Mainzer Armee von 3000 Mann, ließ ſich, als Cuſtine angerückt war, im Commando des Forts Hauptſtein ablöſen, weil er in der Nacht von einem

Falle ſich am Fuß wehe gethan hatte. — Man leſe ferner vom abgehaltenen Kriegsrath bei der Aufforderung Cuſtines zur Uebergabe. Eickemeyer war unter der hochadelichen Generalität der einzige Offizier, der für die Behauptung der Feſtung ſtimmte. Warum that er das, wenn er Mainz in die Hände der Franzoſen zu ſpielen dachte? Warum erſparte er ſich ſelbſt nicht den leidigen Verrath, wenn die Feigheit Anderer zu demſelben Ziele führte?

Aber iſt es denn auch ſo richtig mit ſeiner muthigen Abſtimmung? Er erzählt es freilich von ſich ſelbſt!

Und Einer ſeiner Gegner und Beſchuldiger beſtätigt es!

Als Verfaſſer der Schrift: „Der Untergang des Churfürſtenthums Mainz, von einem churmainziſchen General, herausgegeben von Reigebauer, Frankfurt 1839“, wird Franz Ludwig Graf von Hatzfeld bezeichnet. Es iſt derſelbe, der nach Eickemeyers Erzählung im Kriegsrathe zuerſt und ohne weiteres für die Uebergabe von Mainz ſtimmte und er ſelbſt gibt zu, daß Eickemeyer —

damals nicht mehr am Leben — gegen die Uebergabe geſtimmt habe. Doch wäre dies nur kurz und allgemein geſchehen, meldet er, ohne daß Eickemeyer habe nachweiſen können, durch welche Mittel und Vorkehrungen die Feſtung zu halten ſei. Dabei habe derſelbe auch bloß die Abſicht gehabt, Feſtung, Garniſon und Bürgerſchaft dem Feind ohne Bedingung in die Hände zu liefern.

Daß Eickemeyer dieſe Abſicht dem Herrn General anvertraut habe, bezweifle ich ſehr. Es iſt alſo doch nur eine Vermuthung des v. Hatzfeld, und zwar eine durch Nichts unterſtützte Vermuthung, die daher auch in ſich zuſammenfällt. Ja, der General hilft ſie ſelbſt wieder wegräumen. Denn er erzählt weiter, daß man nach gefaßtem Beſchluſſe zur Uebergabe der Feſtung den Oberſt-Lieutenant Eickemeyer, der nämlich gut franzöſiſch ſprach, als Parlementär in's feindliche Lager geſchickt habe, und ſetzt hinzu, — die Verrätherei deſſelben ſei ſo fein angelegt geweſen, daß man ſie gar nicht habe vermuthen können.

Wie früh und auf welchen Wegen man end-

lich doch hinter dieſe ſo feine Verrätherei gekommen, weiß uns der General v. Hatzfeld nicht zu ſagen. Vielleicht kam er ſelber nicht eher dahinter, als bis er fremder Schultern bedurfte, um den immer lauter gewordnen Vorwurf der Uebergabe, der mit auf ihm laſtete, wo möglich von ſich abzuwälzen. Denn gerade er hatte ſich ja zuerſt für die Capitulation erklärt. Daß der General Hatzfeld im Kriegsrathe nur ein muthiges Wort zur Vertheidigung von Mainz, oder ein entrüſtetes über die ſchlechten Vorkehrungen dazu habe fallen laſſen, wird nirgends in jenem Buche gemeldet, das, ohne Hatzfelds Namen erſchienen, keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, des Generals v. Hatzfeld rühmend zu gedenken. Vielmehr wird ſich etwas gereizt gegen jede Meinung ausgeſprochen, welche die Nothwendigkeit der Uebergabe nicht einſehen will. Begreiflich! Der anonyme Verfaſſer ſpricht eben für etwas, deſſen Schuld er getheilt hat.

Wenn nun aber ſolche Nothwendigkeit der Uebergabe aus Mangel zureichender Vorkehrungen gegen eine wirkliche Belagerung beſtand: wozu bedurfte man noch eines Verräthers? —

Auch dieſem möglichen Einwand weiß der General v. H. zu begegnen. Der Feſtungs-Commandant, General v. Gymnich, habe nämlich aus Mangel an nöthigen Kenntniſſen, da er von Fortification und Vertheidigungskunſt keine Sylbe verſtanden, ſich dem ſehr fähigen und geſchickten Eickemeyer in die Arme geworfen, und dieſer, über frühere Zurückſetzung mißvergnügte Mann habe nun ſeinen feinen Verrath als ein Werk des Gouverneurs angelegt. —

„Gut gebrüllt, Löwe!“ Wenn man nur nicht aus andern Quellen wüßte, daß Hatzfeld wegen einer früher bei Hofe ſtatt gefundnen Bevorzugung ſeines Generalitäts-Collegen Gymnich dieſen Mann bitter haßte; was ſich auch an vielen Stellen des v. Hatzfeld'ſchen Buches verräth; nicht wüßte, daß die ſchmähliche Vernachläßigung der Veſte doch nicht dem — zum Gehorchen und Ausführen berufenen Ingenieur Eickemeyer zur Laſt gelegt werden kann, der ſich übrigens auch in Mainz nicht ſo übel geſtellt und gehalten fand.

Dennoch müſſen auch jene unzulänglichen, — wie Hatzfeld behauptet, gegen eine bloße Ueberrumpelung ausgeführten Vorkehrungen nicht

ſo ſchwach geweſen ſein, wie eben die commandirenden Generäle. Denn Hatzfeld erzählt ſelber, daß die Offiziere der öſtreichiſchen Mannſchaft, die kurz vorher nach Mainz gezogen war, während der Unterhandlung zur Uebergabe, beim Commandanten hätten anfragen und erklären laſſen, ſie würden ſich durchaus nicht als Kriegsgefangne ergeben, noch irgend Bedingniſſe eines Abzugs anerkennen.

Woher denn ſolcher entrüſtete Muth, wenn man ſich in der Feſtung ſchlechterdings nicht halten konnte? — Auch trauten die Oeſtreicher den beruhigenden Zuſagen des Commandanten nicht und zogen, ſobald die Uebergabe beſchloſſen war, mit klingendem Spiel über die Rheinbrücke ab.

In ſolchen Widerſprüchen und Verwirrungen gewährt ein Verrath die einfachſte Auskunft. Der General v. Hatzfeld war vielleicht auf richtigem Wege, wenn er ſolchen im Büreau des franzöſiſchen Geſandten Villars ſuchte. Dieſer, behauptet v. Hatzfeld, habe während ſeines Aufenthalts in Mainz die Schwäche der Feſtung (und wahrſcheinlich der mainzer Generalität!) ſo wie die Unzulänglichkeit der Ausbeſſerungen

genau beobachtet und an den National-Convent berichtet; so daß Cüstine mit guter Zuversicht habe heran rücken können, obschon er nur 16 bis 18,000 Mann stark gewesen und bloß 12pfündige Kanonen als schwerstes Geschütz zur Belagerung mitgebracht habe.

Dieser diplomatische Verräther Villars mag dem Erzähler so lange genügt haben, bis späterhin Eickemeyer sich von Cüstine für französischen Dienst gewinnen ließ. Nun konnte man diesem vollends aufbürden, was man Drückendes im eignen Bewußtsein trug.

Und doch ist es so begreiflich, daß Eickemeyer damals französische Dienste nahm! Abgesehen davon, daß Paris sich an der Begeisterung so vieler Deutschen für die revolutionären Ideen während der ersten Phase der Revolution noch nicht versündigt hatte, — was blieb einem fähigen Manne, der sich zum Soldaten berufen und gebildet fühlte, in Mainz zu hoffen übrig, nachdem durch die Flucht des Fürsten, des Adels und der Behörden der alte Staat zusammen gebrochen und jede Aussicht verschüttet war, auch eine Rückkehr der alten Verhältnisse gerade den gebil-

deten Männern weniger wahrſcheinlich, als eine Verbindung mit Frankreich wünſchenswerth vorkam? Uebrigens fand Eickemeyer nicht gleich bei ſeinem Eintritt in franzöſiſche Dienſte ſeine, etwa durch Verrath bedungene, — ſondern erſt ſpäter durch bewährte Tüchtigkeit erworbene Beförderung zum General.

Von einem ſolchen Verrath oder auch nur von einem Gerüchte darüber weiß denn auch Forſter, als Augenzeuge jener mainzer Tage, vor Eickemeyers Dienſtannahme gar nichts, ſondern gibt dieſem Manne unterm 26. Oktober, alſo nach dem Einzuge der Franzoſen, in einem Brief an Huber, den nach Frankfurt entflohenen ſächſiſchen Geſandtſchafts-Sekretär in Mainz, ein unwillkürliches Zeugniß. „Geſtern, mein Lieber“ — ſchreibt er nämlich — „konnte ich nicht noch einmal ſchreiben, weil ich dem concilio generali der Univerſität beiwohnen mußte, und hernach Vogt, Blank, Weidmann, Eickemeyer und Dr. med. Metternich bei mir waren, lauter Leute, die nicht ſchwärmen wollen, aber entſchloſſen ſind, zum Beſten zu arbeiten.“

Ein andres öffentliches Zeugniß zu Eicke-

meyers Gunsten, in den „Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben durch Friedrich Hurter, Schaffhausen 1840“, möchte kaum anzurufen sein, wegen so mancher Ungereimtheiten und Unrichtigkeiten, die Varnhagen v. Ense schon diesem Buche nachgewiesen hat. Der Verfasser, ein kleiner diplomatischer Beiläufer nach dem Zuschnitte von damals, spricht Eickemeyern von dem ihm vielfach aufgebürdeten Vorwurfe ausdrücklich frei und wälzt den, auch ihm unzweifelhaften Verrath sogar auf den damaligen preußischen Residenten von Stein in Mainz. Dieser soll von den mit ihm Einverstandnen im Berliner Cabinet Weisung gehabt haben, Mainz in Custines Hände zu spielen, um durch diesen wichtigen Verlust das stumpf gewordne Preußen zu fernerer Theilnahme am Kriege gegen Frankreich aufzustacheln. — Diese „Faselei,“ wie es Varnhagen nennt, verdient um so weniger Beachtung, als der Mittheilende sogar in der Person des Residenten irre ist und den Landjägermeister v. Stein mit dessen jüngerem Bruder, dem berühmten Minister, verwechselt. — Daß

übrigens die mainzer Generale ſich auf den preuſ. Reſidenten v. Stein als einverſtanden mit der Uebergabe von Mainz berufen haben, erzählt Eickemeyer in den nachſtehenden Denkwürdigkeiten.

Das meiſte Vertrauen in ſeine Ehrenhaftigkeit gewinnt Eickemeyer bei Unbefangnen durch ſich ſelbſt, in dem Ton und den Urtheilen, an denen der Leſer ſich in den nachfolgenden Denkwürdigkeiten erfreuen wird. Was E. dort dem Generalmajor v. Faber zur Vertheidigung der Feſtung zu bedenken gibt, iſt ſo planmäßig, daß — wenn er es etwa nicht ſelbſt vorgebracht haben ſollte, den Generalen nicht zu verzeihen wäre, es nicht aus freien Stücken eingeſehen zu haben. Nirgends trifft man den Erzähler auf einem leidenſchaftlichen Standpunkt, auf einem jähen oder übelwollenden Urtheil, ſelbſt auf keiner für damals ſo gewöhnlichen blinden Voreingenommenheit für die Franzoſen. Ueberall begegnet man einem unterrichteten Manne, einem gebildeten Geiſt, einem rechtſchaffenen Herzen. Man ſieht, daß er ſeine Erinnerungen erſt ſpäter, in der Muße und ländlichen Zurückgezogenheit ſeines Alters, und mit jener einfachen Lebensweisheit nie-

dergeſchrieben hat, die ſich in den letzten Zeilen ſeiner Handſchrift ausſpricht.

Die laut und lauter gewordene Beſchuldigung eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Cuſtine veranlaßte Eickemeyern im Jahre 1795 eine Denkſchrift — die Uebergabe von Mainz betreffend — heraus zu geben, in welcher er die Statthalter von Mainz, die Mitglieder des Kriegsrathes und jeden Unterrichteten aufforderte, ſeine Rechtfertigung zu widerlegen. Keine Widerlegung erfolgte und die Denkſchrift ſelbſt ſoll durch Ankauf der ganzen Auflage verſchwunden und nur noch in v. Schlözers Staatsanzeigen aufbewahrt ſein. — Die anonyme Schrift des v. Hatzfeld mit ihren Beſchuldigungen erſchien, wie ſchon bemerkt, erſt vor etlichen Jahren: die Selbſtvertheidigung aber, die der dortmalige Feſtungs-Commandant von Gymnich ſchon frühe herausgab, legt Eickemeyern nichts zur Laſt. Nur wollte es dieſer gewiß unterrichtete Mann mit der Regierung, die freilich wegen Vernachläſſigung und Verwahrloſung der Feſtung ſo viel zu verantworten hatte, nicht verderben; daher er in wichtigen Stücken ſo Manches vorbrachte, was — wie man zu ſagen pflegt — nicht gehauen und

nicht geſtochen war, was mithin den Fall von Mainz nicht befriedigend erklärte. So mögen denn die Leſer mit Vertrauen Eickemeyer's Mittheilungen hinnehmen und ihn durch ſeine eignen Eröffnungen als ehrlichen Mann kennen lernen. Neben dem Degen hat er auch die Feder geführt und er wird gelegentlich ſelbſt melden, welche Feldzüge er als Schriftſteller unternommen. Hier ſei nur voraus bemerkt, daß er ſchon im Jahr 1787 einige von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen aufgeſtellte Preisfragen beantwortet und die Preiſe erhalten hat, namentlich in zwei Abhandlungen „über die Erbauung der Dörfer" und über den „Straßenbau in Sandgegenden." Beide ſind in Frankfurt bei Varrentrapp und Wenner erſchienen. Eine dritte gekrönte Abhandlung „über die Einſchließung der Landſtädte und andere offne Orte" erſchien im Jahr 1792 zu Mainz in der Univerſitäts-Buchhandlung.

Fulda, 2. April 1845.

H. Koenig.

Erstes Buch.

Viele haben Denkschriften über ihr politisches Leben oder auch nur über ihre Privatverhältnisse hinterlassen, und Mancher mag wohl hiebei hauptsächlich seine persönliche Wichtigkeit im Auge gehabt haben. Allein wie Vieles kann für uns und unsere Angehörigen wichtig sein, ohne für das große Publikum Interesse zu haben! Wie Vieles erregt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, was für die Nachkommen gleichgültig bleibt! Doch sind auch solche Schriften nicht ohne allen Nutzen. Aus vielen einzelnen, an sich oft sehr unbedeutenden Nachrichten, die sie enthalten, lernen wir die herrschend gewesenen Meinungen, Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise genauer kennen, als aus der eigentlichen Geschichte, die sich meistens an das politische Leben in allgemeiner Betrachtung hält.

Aus diesem letzten Gesichtspunkte mögen die vorliegenden Blätter beurtheilt werden, wenn sie

je einmal den engen Kreis meiner Angehörigen und Freunde verlaſſen ſollten, um die Theilnahme der Zeitgenoſſen anzuſprechen. —

Jene, denen ihr Glücksſtern über den Stand ihrer Vorfahren hinaus geleuchtet hat, ſchweigen gern von denſelben. Mir, bei dem dieſes der Fall nicht iſt, wird man es zu gut halten, wenn ich hier mit einigen Worten meiner Voreltern gedenke.

Von väterlicher Seite ſtamme ich von einer bürgerlichen Familie aus Duderſtadt im Eichsfelde. Es wäre mir leicht, nach den Bürgerliſten und Taufbüchern die Ringe meines Stammbaumes drei Jahrhunderte rückwärts zu zählen, alſo viel weiter, als manche hochgräfliche oder ſelbſt durchlauchtige Familie, deren es heut zu Tage ſo viel nagelneue gibt, ſich ausweiſen kann; allein da dieß für mich und vollends für den Leſer von keinem Intereſſe ſein würde: ſo bemerke ich hier nur im Allgemeinen, daß ſich in der Zahl meiner Ahnherrn viele Glieder des hochweiſen Rathes, mehre ehrwürdige Pfarrherrn, Advokaten und Prokuratoren, ſelbſt Amtleute und Doktoren beider Rechte, aber auch Gewürzkrämer, ſchlichte Landwirthe und Handwerker

befunden haben. Obgleich aber unter dieſen letztern mancher nicht minder würdige Mann, als die Betitelten, geweſen ſein mag: ſo gerieth doch meine ſelige Tante, die unlängſt als eine ehrſame Jungfer von etlichen und achtzig Jahren geſtorben iſt, in nicht geringe Verlegenheit, wenn von denſelben die Rede war. Denn ſie hielt auf Stand, und ich habe ſie oft ſagen hören, daß ihr weder der Rhein noch der Main hinwegwaſchen könne, daß ihre Großmutter von väterlicher Seite aus einer adlichen Familie der Hottentotten (Huguenotten, meinte ſie) abgeſtammt ſei. —

Ich komme nun zu den Vorfahren meiner Mutter, und zwar von ihrer mütterlichen Seite. Hier würde es freilich etwas ſchwer halten, mit der Ahnenprobe weiter als bis zum Ur-Urälter-vater hinauf zu ſteigen. Er war ein Müller im Rheingau, und man weiß nichts Beſonderes von ihm, als etwa, daß er vier Weiber begraben ließ und die fünfte nahm. Sein Name war Detz, welches in der Landesſprache ſo viel als Zitze, nämlich das Ende des Euters bedeutet. Einer ſeiner Söhne wurde Schreiber des löblichen Gerichtes. Er

gab, nach der damaligen Sitte der ſtudirten Leute, ſeinem Namen eine lateiniſche Endung und ſchrieb Decius. Durch dieſe glückliche Wendung brachte er nicht nur das häßliche Detz hinweg, ſondern erinnerte auch an die Sippſchaft des weiland berühmten römiſchen Kaiſers Decius.

Jener Gerichtsſchreiber hatte einen Sohn, welcher Hauslehrer bei einem mainzer Rath wurde und, ähnlich dem Patriarchen Jakob, nach zwölf- bis vierzehnjährigem Dienſte, die ſchöne Tochter, meine ſelige Urgroßmutter, die zwar nicht Rachel, ſondern Fides hieß, zum Lohn erhielt. Er ſtarb als Doktor juris und hinterließ ſeine Wittwe mit fünf Söhnen und einer Tochter. Erſtere traten insgeſammt in den geiſtlichen Stand, und da es ſich fügte, daß dem Jüngſten; als er ſeine erſte Meſſe las, die vier andern, welche bereits Prieſter waren, ſervirten; ſo wurde dieſes als eine der glücklichſten Begebenheiten angeſehen, woran die ganze Stadt Mainz Theil nahm. Die Kirche war mit Leuten aus den höhern Ständen angefüllt, und der Kurfürſt ſelbſt ließ der Mutter Glück wünſchen, dieſe ganz beſondere Gnade Gottes erlebt zu haben. Indeß waren vier dieſer

Brüder Mönche, alſo nutzloſe Leute, und nur einer, mein Taufpathe, ſtand als Weltprieſter im Dienſte des Staates. Er wurde einigemal in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom geſandt, war erzbiſchöflicher Official, beſaß reichliche Pfründen und ſtand auf dem Punkte, Biſchof in Partibus zu werden, als ein Mißgeſchick, woran ich, leider! obgleich ſchuldlos, Miturſache war, ſeinen Tod beſchleunigte. Der Fall war folgender.

Nebſt andern Eigenſchaften, die gewöhnlich bei gutmüthigen Leuten vorherrſchend ſind, war mein Großonkel auch dem ſchönen Geſchlechte ſehr ergeben dabei ſelbſt ein hübſcher Mann und angenehmer Geſellſchafter. Dennoch war er in dem beſten Rufe eines exemplariſchen Geiſtlichen bis zum Herbſte ſeines Alters vorgerückt, als ein adliches, aber ſehr armes Fräulein aus Franken, das von der lutheriſchen zur katholiſchen Religion übergehen wollte, an ihn empfohlen ward. Ich kann mich ihrer noch ſehr lebhaft erinnern. Sie mochte damals achtzehn bis zwanzig Jahre alt geweſen ſein, — eine Geſtalt, die dem beſten Bildhauer zum Modell einer Nektar kredenzenden Hebe hätte dienen können. Gewiß eine

würdige Schülerin für meinen Großoheim, der ſie denn auch, um ſich dem Bekehrungsgeſchäfte ungeſtört widmen zu können, zu ſich ins Haus nahm. Auch machte ſie ſo gute Fortſchritte, daß ſie nach wenigen Monaten würdig gefunden wurde, in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche aufgenommen zu werden. Im Kreiſe einer zahlreichen Verſammlung entſagte ſie der Ketzerei, legte das Bekenntniß ihres neuen Glaubens ab, und ihr Lehrer ſchloß die fromme Handlung mit einer erbaulichen Rede.

Nicht lange nachher fügte es ſich, daß ich in meines Großonkels Hauskapelle, welche mit der Stiftskirche zu unſerer lieben Frau, wo er Dechant war, in Verbindung ſtand, mit der Neubekehrten dem Nachmittagsgottesdienſte beiwohnte. Ich war damals noch ein Knabe, kam aber, ſo oft ich mich in ihrer Nähe befand, in eine ſonderbare Verlegenheit, worüber ich keine Urſache anzugeben wußte. Dieſes war ihrem weiblichen Scharfblicke nicht entgangen, und es ſchien ihr jetzt, wo wir beide allein, und die auf die Kirche gerichteten Fenſter mit Gitterwerk verſehen waren, der rechte Ort und Augen-

blick, um mich über meinen Gemüthszuſtand etwas näher zu befragen. Es kam bald von Neckereien zu vertraulichem Geflüſter, dann zu lebhaften Küſſen, und Gott weiß, wo der Scherz geendet haben würde, wenn wir nicht — freilich etwas zu ſpät — wahrgenommen hätten, daß hundert Augen auf das Gitter empor gerichtet waren. Wir verblieben nun zwar knieend und mit niedergeſchlagenen Augen unbeweglich, bis zum beendigten Gebete; allein das Uebel war nicht mehr gut zu machen. Am folgenden Tage ſchon war der unglückliche Vorfall das Mährchen der Stadt, die ſich jetzt überzeugt glaubte, daß die Neubekehrte ſchwerlich auch zu einer Heiligen berufen ſey. Die Sache kam bis zum Fürſten, der meinem Großonkel zu verſtehen gab, daß er wohl thun werde, ſeine Bekehrte zu entlaſſen. Die Trennung von der ſchönen Schülerin fiel aber dem frommen Manne zu ſchwer; er verlor ſeine vormalige Heiterkeit und ſtarb nach weniger als Jahresfriſt. Mit ihm erloſch die zweite Dynaſtie der Deciuſe.

Ich habe ſchon bemerkt, daß meine Urgroßmutter eine Tochter hatte. Sie galt für ſchön. Ein mainzer Artillerie-Hauptmann Namens Schmidt bewarb ſich

um ihre Hand, die ihm auch wurde, nachdem er von der protestantischen zur katholischen Religion übergegangen war. Er mochte hier wohl, wie einst Heinrich der Vierte, gedacht haben: une belle femme vaut bien une messe. Er starb, kaum etliche und dreißig Jahre alt, und hinterließ einen Sohn und drei Töchter, wovon die zweite meine Mutter ward. Meine Großmutter lebte noch über vierzig Jahre als Wittwe. Ich habe sie oft sagen hören, die einzige Beruhigung über den Verlust ihres geliebten Mannes fände sie in der Gewißheit, daß er als ein guter Katholik gestorben sei. Seine protestantischen Verwandten, welche in Thüringen lebten, dachten hierüber freilich ganz anders. Sie nannten ihn einen Abtrünnigen, der einen Schandfleck auf ihre Familie gebracht habe, die, wie sie behaupteten, — ich weiß nicht ob in direkter oder indirekter Linie — von dem großen Reformator Martin Luther abstammte. Auch sahen sie sich nun für berechtigt an, seine Kinder um einen Theil des väterlichen Erbes zu betrügen.

Mein Vater hatte mehre Jahre zu Göttingen die mathematischen Wissenschaften studirt, als er nach

Mainz kam. Er wurde Ingenieur-Offizier, lernte meine Mutter kennen und verheirathete ſich mit ihr. Er war ein geſchickter Mann, aber zu aufgeklärt und bieder für den Ort und ſeine Zeit. Die Geiſtlichkeit verſchrie ihn als Freigeiſt, und die Großen, die bei ihrer Unwiſſenheit keinen Widerſpruch leiden konnten, als einen eigenſinnigen Kopf. Er beſaß überhaupt die Gabe nicht, ſich beliebt zu machen und ſeine Reden und Handlungen der Zeit und den Umſtänden anzupaſſen; wenn es aber darauf ankam, dem Staate nützlich zu ſein, oder Andern, ſelbſt mit Hintanſetzung ſeines Vortheils, zu dienen, dann ließ er es nie an ſich fehlen. Er hatte es faſt immer mit Undankbaren zu thun und ſtets mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, auf ihn zurück zu kommen.

Von ſechs Geſchwiſtern war ich der einzige Knabe. In der Vorausſetzung, daß ich einſt in die Fußtapfen meines Großonkels, des Dechanten am Liebfrauenſtifte, treten werde, hatte man mich zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Man ließ mir, nach

damaliger Sitte, Unterricht im Latein geben, noch ehe ich die erſten Gründe meiner Mutterſprache kannte. Mein Lehrer machte es ſich zur unabläßigen Regel, ſeine Schüler mit Auswendiglernen zu beſchäftigen. Aber gerade hiezu hatte ich die wenigſte Anlage. Denn obgleich es mir ein Leichtes war, den Inhalt eines geleſenen Buches nach meinem eigenen Ideengange der Länge nach zu erzählen, ſo koſtete es mich doch außerordentliche Anſtrengung, auch nur einen Satz wörtlich herzuſagen; bei dem erſten Stocken gerieth ich in eine Verlegenheit, die es mir unmöglich machte, den verlornen Faden wieder anzuknüpfen. Um mich zur Nacheiferung zu reizen, brachte mein Lehrer von Zeit zu Zeit einen andern ſeiner Schüler in die Lehrſtunden mit; allein je gelehriger ſich dieſer bewies, je elſternartiger er ſeine Aufgaben herzuſchwatzen wußte, deſto mehr verlor ich an Muth und zweifelte zuletzt ſelbſt nicht mehr, daß ich ein Erzdummkopf und zum Studiren unfähig ſei. Um indeſſen nicht alle Schuld auf meinen Lehrer und ſeine Lehrmethode zu werfen, muß ich eines Umſtandes erwähnen, der wohl den

meiſten Einfluß auf meine ſchlechten Fortſchritte gehabt haben mag. —

Mein Vater hatte eine hübſche Bibliothek, zu der mir der Zutritt geſtattet war. Neugierig ſuchte ich mich Anfangs mit den Titeln der Bücher und wenn dieſe etwas Anzügliches verſprachen, mit ihrem Inhalte bekannt zu machen. Beſonders erregte eine Bibel durch ihre ſchönen Kupferſtiche meine Aufmerkſamkeit. Um mir dieſe zu erklären, war es nöthig, den Text zu leſen, und da glaubte ich manches zu finden, was mir mit den kindlichen Begriffen, die ich mir bisher von der Güte Gottes gemacht hatte, nicht im Einklang erſchien. Dies würde indeßen nicht ſo viel zu bedeuten gehabt haben; allein ich machte nun vorzüglich Jagd auf jene ſchlüpfrigen Stellen, die meine jugendliche Fantaſie mit unreinen Bildern erfüllten, meine Aufmerkſamkeit dem Sprachunterricht entzogen und frühzeitig Gefühle und Begierden in mir erweckten, deren ich mir bis dahin unbewußt geblieben war.

So ſtanden die Sachen als mein Großonkel mit Tod abging. Jetzt faßte ich Muth und erklärte meinem Vater, daß ich weder ſtudiren, noch Geiſtlicher,

ſondern Soldat werden wollte. Gut, ſagte er, ich will deiner Neigung keinen Zwang anthun; allein um als Soldat geachtet zu werden und dein Glück zu machen, mußt du vorher das in dieſem Stande Nützliche erlernen. Das will ich, erwiederte ich, aber nur kein Latein. Nun wurde mein Lehrer entlaſſen und ein neuer Studienplan entworfen. Ich ſtand früh auf; die Morgen- und Abendſtunden wurden dem deutſchen Aufſatze, der Erdbeſchreibung, Geſchichte, Mathematik und franzöſiſchen Sprache gewidmet; am Nachmittag übte ich mich in der Hand- und architektoniſchen Zeichnung. Die Wände meines Zimmers waren mit Karten bedeckt und ich beſuchte nur noch die Bibliothek meines Vaters, um mir ein zu meinem Studium nützliches Buch zu holen. So verfloſſen einige glückliche Jahre. Mein Vater hatte es übernommen, mir ſelbſt Unterricht in den mathematiſchen Wiſſenſchaften zu geben; da er aber oft verhindert wurde, ſo gewöhnte ich mich frühzeitig, von meinen Geiſteskräften Gebrauch zu machen und durch eigenen Fleiß die Schwierigkeiten zu beſeitigen, die dieſes Studium darbietet. Auch der Unterricht im Latein wurde nun wieder fortgeſetzt, und obgleich

ich nie ſonderliche Anlage zur Erlernung fremder Sprachen hatte, ſo machte ich doch gute Fortſchritte. Der Sprachlehrer war kein Pedant. Meine Studien wurden unterbrochen, da mein Vater einige Landesvermeſſungen übernommen hatte, bei welchen ich ihm Anfangs Gehülfe war und die ich nachher ſelbſt leitete.

Ich war zum ſiebzehnten Jahre gelangt, (1770) als eine Offiziersſtelle in der Artillerie offen wurde. Ich meldete mich desfalls bei dem Gouverneur, der mir entgegnete, daß ich noch jung ſei und gediente ältere Subjekte nachgeſucht hätten. Ich hatte mir bereits Kenntniſſe in der Artilleriewiſſenſchaft erworben, wobei mir die Schriften meines Urgroßvaters, Großvaters und Onkels, welche geſchickte Artillerieoffiziere geweſen, ſehr zu Statten kamen; auch hatte ich praktiſchen Unterricht in der Luftfeuerwerkerei genommen, die damals als ein nothwendiger Theil der Geſchützkunſt angeſehen wurde, und erbot mich alſo, es mit den anderen Bewerbern auf ein Examen ankommen zu laſſen; allein da dieſe keine Luſt hierzu bezeigten, ſo erhielt ich ohne weiters die Stelle.

Damals herrſchten in Mainz noch Kriecherei, Unwiſſenheit und Aberglaube. Der ſtiftsfähige Adel befand ſich nicht nur im ausſchließlichen Beſitze der Hofſtellen, ſondern auch der erſten Staatsämter. Unfähig oder zu bequem, die mit letztern verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen, überließ er ſolche meiſt den dazu beſtellten Gehülfen. So hatte jedes Colleg einen Vice-Präſidenten oder Direktor, jedes Oberamt einen Unterbeamten aus dem Bürgerſtande. Die Gewalt des Fürſten war durch die vierundzwanzig Domkapitulare beſchränkt, die ihren Einfluß benutzten, die öffentlichen Aemter mit ihren Privatdienern zu beſetzen und in der Zwiſchenzeit von dem Tode eines Fürſten bis zur Wahl ſeines Nachfolgers die Staatskaſſen und Vorräthe zu leeren. Mit Stolz blickte der hohe Adel auf die Bürgerlichen herab, welchen kein perſönliches Verdienſt, keine äußere Würde den Zutritt in adeliche Geſellſchaft oder zur Tafel des Fürſten vermitteln konnte, und die auch ſo ſehr an ihre Erniedrigung gewöhnt waren, daß ſie ſolche nicht fühlten, ja nicht einmal wagten, nur eine eigne Meinung zu haben. Da war auch nichts zu ungereimt, was nicht für unzubeſtreitende Wahrheit

hingenommen wurde, wenn es aus dem Munde eines hochwürdig = gnädigen Herren kam.

Mit dem öffentlichen Unterrichte ſtand es äußerſt ſchlecht. Auf dem Lande gänzlich vernachläßigt, war er in der Stadt den Jeſuiten überlaſſen. Dieſe befanden ſich auch im Beſitze der philoſophiſchen und theologiſchen Lehrſtellen bei der Univerſität und hatten nur noch einige Lehrer der Rechte und der Arzneikunde neben ſich, Männer, die eben keine ausgezeichneten Gelehrten waren, ihr Lehramt auch als Nebenſache betrachteten, da ſie, aus Mangel an den nöthigen Fonds, keine Gehalte bezogen. Man lernte ſo viel, als zum täglichen Gebrauche höchſt nöthig war, trat dann in den geiſtlichen Stand, oder bewarb ſich um ein Amt. Kam auch von Zeit zu Zeit ein junger, Mann, der einige Jahre in Göttingen die Rechte, oder in Wetzlar die Reichs= praxis ſtudirt hatte, in dieſen Kreis der Beamten, ſo blieb doch hinſichtlich alles deſſen, was auf ſchöne Wiſſenſchaften, auf Mathematik und Naturkunde auf Staats = und Landwirthſchaft Bezug hatte, die gröbſte Unwiſſenheit herrſchend. Alle Laſten lagen auf dem Landmanne; der Städter zahlte wenig

und die Güter des hohen Adels ſo wie der Geiſtlichkeit waren von Abgaben gänzlich frei. Das Einkommen des Staates wurde ſchlecht verwaltet; jenes der Gemeinden, der Aufſicht der Beamten überlaſſen, wurde verſchleudert. Der Holzhaushalt war äußerſt vernachläſſigt; das Land unterhielt eine Menge Jäger, hatte aber keinen Forſtmann. Wichtige öffentliche Arbeiten wurden von unwiſſenden Handwerkern unter der Leitung noch unwiſſenderer Räthe und Beamten ausgeführt. So waren gewöhnliche Schiffleute als Waſſerbaumeiſter angeſtellt. Die müſſen's doch wohl verſtehen, hieß es, da ſie täglich auf dem Waſſer fahren!

Ohne die über das Land verbreiteten Stifter, Mönch- und Nonnenklöſter, enthielt die Stadt Mainz allein deren etliche und zwanzig. Drei bis vierhundert Individuen fanden hier reichlichen Unterhalt, deren ganze Verpflichtung, mit Ausnahme der Jeſuiten und der ſogenannten welſchen Nonnen, welche Unterricht gaben, ſich auf einen täglichen Chorgeſang von einigen Stunden beſchränkten. Die Stifts- oder Weltgeiſtlichen lebten ſelten ohne hübſche Haushälterinnen. Sie trieben dabei Spiel und Jagd-

hielten viel auf Gaſtereien und vereinten ſich gern des Abends in kleinen Geſellſchaften, wo ſie ſich ein Räuſchchen oder auch wohl einen Rauſch tranken. Um ungeſtörter und mit Wahrung des Anſtandes ſolchen häuslichen Freuden obzuliegen, waren ihre Wohnungen in der Regel ſo gebaut, daß ſich Küche und Vorrathskammer an der Straße, die Schlaf- und Geſellſchaftszimmer aber im Hintertheile des Hauſes befanden. Die einer ſtrengern Ordensregel unterworfenen Mönche beſuchten fleißig die Häuſer wohlhabender Bürger, wo ſie eine liebreiche Aufnahme und gaſtfreie Bewirthung fanden. Sie miſchten ſich in Welthändel und Familienangelegenheiten und bewarben ſich um die Gunſt der Frauen. Alle waren eifrige Beförderer der Andächtelei und des Aberglaubens, ſtill überzeugt, daß ihr Anſehen bei dem Volke hierauf beruhe. — Damals gab es noch Beſeſſene, Geſpenſter, Hexen und Mittel gegen Hexerei. Folgende Geſchichte, die nicht ohne alles Intereſſe iſt, mag hierzu als Beleg dienen.

Ein Offizier der Mainzer Beſatzung hatte ein krankes Kind. Die gebrauchten Arzneien blieben ohne Wirkung, und er ſuchte Hülfe bei dem Pfarrer

an der Stephanskirche, der in dem Rufe ſtand, daß kein böſer Feind ſeiner Wunderkraft und ſeinen geweihten Mitteln widerſtehen könne. Dieſer gab dem Offizier Kräuter oder ſogenanntes Hexenpulver, womit er Abends vor dem Schlafengehen das Zimmer räuchern ſolle, mit dem Bemerken, daß dann der Zauber von ſelbſt aufhören, oder die Hexe, durch des Pulvers Kraft genöthigt, unter irgend einem Vorwand erſcheinen werde, um ſolchen zu löſen. Dieſes letztere, ſetzte er hinzu, werde beſonders eintreten, oder es doch ein verläſſiges Zeichen ſein, daß ſich die Hexe in der Nähe befinde, wenn der Rauch unter ungewöhnlichen Formen, beſonders ringelförmig aufſteige.

Schon einige Abende hatte man ohne allen Erfolg tüchtig geräuchert, als der Zufall wollte, daß eine etliche und achtzigjährige, ledige und halb kindiſche Perſon, die ſich bei Verwandten in einem darmſtädtiſchen Rheinorte aufhielt, mit dieſen in Zwiſt und auf den Gedanken kam, bei zwei alten Jungfern, mit welchen ſie vor etlichen und zwanzig Jahren in Mainz gelebt hatte, einen Zufluchtsort zu ſuchen. Sie benutzte zur Ausführung ihres Vor-

habens den gewöhnlichen Marktnachen, welcher Abends eintraf. Es war ſpät in der Jahreszeit und die Witterung kalt. Um ſich zu erwärmen, trat ſie in das nächſte Wirthshaus, nahm etwas Wein zu ſich und ſchlief ein. Die Uhr hatte bereits neun geſchlagen, als man ſie aufweckte, damit ſie zu Bette gehen möge. Allein ſie erklärte, daß ſie ihr Quartier in der Gaugaſſe habe, und ſo gab man ihr eine Magd mit, um ſie dahin zu führen. Beide kamen an das Haus, deſſen oberſtes Stockwerk der Offizier bewohnte. Nun bin ich, wo ich hin wollte, ſagte die Alte und ſchickte ihre Begleiterin zurück. Das Haus war noch offen; ſie fand ſich die Stiegen hinauf und klopfte an die Thüre der Stube, welche ſie vormals mit ihren Freundinnen bewohnt hatte, wo man jetzt aber mit Räuchern beſchäftigt war und der Rauch, wie der Offizier nachher ausſagte, in ganz wunderbaren Geſtalten aufſtieg.

Schrecken und Staunen ergriff die verſammelte Familie, als das von Alter abgezehrte, zitternde und gebeugte Weib in das Zimmer trat. Man wußte nicht, ob man in ihr eine Hexe oder den böſen Feind erkennen ſollte, deſſen Leibfarbe ſie trug. Sie

war nämlich von Kopf bis zu den Füßen, nach alter Sitte, ſchwarz gekleidet und hatte rothe, triefende Augen. Der Offizier faßte endlich Muth, ſetzte ihr den gezogenen Degen auf die Bruſt und beſchwor ſie im Namen des Erlöſers, ſogleich das Kind zu entzaubern, indeſſen ſeine Gattin ihr fleißig mit geweihtem Waſſer zuſetzte. Der durch dieſe Behandlung betäubten Alten gelang es nur mit größter Mühe, ſich ſo weit zu erwehren, um nach ihren Freundinnen zu fragen. Allein dieſe waren bereits todt und ſelbſt ihre Namen dem Offiziere unbekannt. Und hatte der Geiſtliche nicht auch voraus geſagt, daß die Hexe ihr Erſcheinen durch einen Vorwand beſchönigen werde? — Ein Bedienter wurde nun an den Pfarrer abgeſchickt. Dieſer war bereits zu Bette und ſchickte den Bedienten mit dem Bedeuten zurück, daß man ſuchen ſollte, Blut von der Hexe zu bekommen, bis er ſogleich ſelbſt nachfolgen werde. Nun wurde die Unglückliche ausgekleidet und die Geißelung war bereits bei der Ankunft des Pfarrers im Gang und ward unter deſſen Leitung ohne Erbarmen fortgeſetzt. Allein da die Alte auf ihrer erſten Ausſage beſtand und endlich alle Be-

ſinnung verlor, ſo wurde beſchloſſen, ſie auf die nächſte Thorwache zu bringen.

Die Nachricht, daß man die verfloſſene Nacht eine Hexe oder den böſen Feind ſelbſt auf die Wache gebracht habe, verbreitete ſich am folgenden Morgen ſchnell in der Stadt. Neugierig begab ich mich auf die Wache, in deren Nähe ſich eine große Menge Volkes verſammelt hatte. Ich ging in die Stube der Gemeinen. Hier ſtak die Alte unter der Pritſche, wohin ſie gekrochen oder vielleicht geſchoben war. Den Kopf hatte ſie gegen die Mauer gerichtet und nur ihre Füße waren ſichtbar. Die Soldaten, in der Ueberzeugung, daß es hier dem Teufel oder ſeiner Großmutter gelte, hatten ihr die Strümpfe ausgezogen und die Fußſohlen angeſengt. Eben erſchien ein Polizeibeamter. Man zog die Unglückliche hervor, die blutend und ſinnlos, kurz in einem Zuſtande war, daß ſie auf einer Tragbahre in das Hoſpital gebracht werden mußte, wo ſie nach acht Tagen an den Folgen der erlittenen Mißhandlung ſtarb. Der Offizier der Wache, der die Unglückliche dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben hatte, bekam einige Tage Hausarreſt. Der Vater des

kranken Kindes wurde nach dreimonatlicher Gefängnißstrafe in eine andere Garniſon, und der Geiſtliche auf eine geringere Pfarrei verſetzt, mit dem Verbote, ferner Teufel auszutreiben und auf Heren zu jagen.

Damals (und zwar ſeit 1763) ſaß Emmerich Joſeph, aus der Familie Breitenbach, auf dem Kurfürſtenſtuhle zu Mainz, — ein Mann von eben nicht ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen, aber von richtiger Beurtheilung, bieder und für alles Gute empfänglich. Der Staatskanzler von Benzel, welcher ſein Vertrauen beſaß, überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, den öffentlichen Unterricht zu verbeſſern und zwar damit anzufangen, geſchickte Lehrer für die niedern Schulen zu bilden. Eine Normalſchule wurde errichtet, in welcher junge Leute, die bereits einige Studien gemacht hatten, Unterricht in dem Schön- und Rechtſchreiben, in dem deutſchen Aufſatze, in der Religion, der Arithmetik, Geometrie, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und in der Lehrmethode erhielten. Die Schulſtellen in den Städten und auf dem Lande ſollten, ſo wie ſie offen würden,

durch ſie beſetzt, von den Glöcknerſtellen getrennt und die Gehalte verbeſſert werden.

Die Geiſtlichkeit, beſonders die Mönche, waren mit dieſer neuen Anſtalt äußerſt unzufrieden und beeiferten ſich, das Volk dagegen zu reizen. Der Name Naturgeſchichte gab ihnen beſondern Vorwand dazu, und noch mehr der Mann, der ſie lehrte, ein gewiſſer Steigenteſch, der zugleich Direktor des Inſtituts war. Dieſer hatte die ſchwere Sünde auf ſich, vormals eine Wochenſchrift unter dem Titel: der Bürger, geſchrieben zu haben. In Mainz ſagte man Burger, in Berlin und Leipzig aber Bürger; war alſo hier nicht ein ſteiler Abgrund der Ketzerei geöffnet?

Um den Eifer der Schulkandidaten zu nähren und zugleich das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, wurden von Zeit zu Zeit Prüfungen gehalten, welchen Jedermann beiwohnen konnte. Allein das half wenig: die Zuhörer verſtanden eben nichts von der Sache und das war genug, Alles für Freigeiſterei oder noch etwas Schlimmeres zu halten. Mir war bei der Normalſchule ein Theil des mathematiſchen Unterrichts übertragen, und da ich bei

einer öffentlichen Prüfung eine arithmetiſche Aufgabe auflöſen ließ und der Kandidat mehrmals das Additionszeichen an die Tafel ſchrieb, rief ein Bürger aus dem großen Haufen: Macht nur Kreuze, macht ſie nur ſchockweiſe, euch holt doch der Teufel! Indeſſen war die Anſtalt mit dem beſten Erfolge vorgeſchritten, als ſich eine Gelegenheit darbot, den öffentlichen Erziehungsanſtalten einen noch größern Wirkungskreis zu geben.

Ganganelli hatte den Jeſuitenorden aufgehoben. Dieſe Begebenheit erregte damals — im Jahre 1773 — die äußerſte Beſtürzung unter den Bewohnern von Mainz und zog dem Pabſte Haß und Verwünſchungen zu. Man nannte ihn nur den Antichriſt. Als die Jeſuiten bis zu ihrer fernern Beſtimmung in andere Klöſter gebracht wurden, lief das Volk in großer Menge zuſammen. Ueberall hörte man ſchimpfen, ächzen und weheklagen. Betſchweſtern fielen in Ohnmacht und eine Frau gebar vor der Zeit. Die Beſatzung mußte unter das Gewehr treten, und die Wagen, welche die geiſtlichen Väter wegbrachten, waren unter Bedeckung von Reiterei.

Es wurde jetzt ein neuer Schulplan entworfen,

und mit dem Unterrichte im Lateiniſchen und Griechiſchen, vorhin faſt den einzigen Lehrgegenſtänden, ward jener in der franzöſiſchen Sprache, der Erdbeſchreibung, der Mathematik, der allgemeinen Welt- und Naturgeſchichte verbunden, auch das Studium der Philoſophie wurde verbeſſert. Alle Fächer erhielten eigene Lehrer, die zum Theil aus Laien und zum Theil aus Geiſtlichen beſtanden. Unter dieſen Letztern befanden ſich auch einige Jeſuiten, und man überzeugte ſich bald, wie wenig der Ruf dieſes Ordens hinſichtlich ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaften gegründet war: als ſie nämlich die Lehrſtellen nicht mehr ausſchließlich, ſondern neben andern Lehrern beſetzten, wurden ſie bald von dieſen übertroffen.

Der verdienſtvolle Kanzler Benzel, der mit ausgebreiteten Kenntniſſen einen großen Eifer für allgemeine Aufklärung verband, hatte die Lehrpläne, ſowohl für die niedern Klaſſen, als für die vormaligen Jeſuitenſchulen, entworfen. Der geſammte öffentliche Unterricht wurde von ihm geleitet und bei ſeiner raſtloſen Thätigkeit ward es ihm möglich, demſelben, neben ſeinen Staatsgeſchäften, den größern Theil

seiner Zeit zu widmen. Er besuchte die Hörsäle, wohnte den Lehrstunden bei und ließ öftere Prüfungen halten; Lehrer und Schüler bestrebten sich, seinen Beifall zu verdienen.

Die mainzer Lehranstalten zeichneten sich bald vor den Schulen anderer katholischen Staaten Deutschlands vortheilhaft aus und dienten den meisten derselben als Muster der Nachahmung. Kaum aber hatten sich diese schönen Blüthen der Aufklärung in Mainz entfaltet, als die Symptome einer Wassersucht einerseits zu gegründeten Besorgnissen für das Leben des Kurfürsten, andererseits zu geheimen Umtrieben wegen der Wahl eines Nachfolgers Anlaß gaben. Der Domkapitular Baron Erthal, ein eifriger Gegner Emmerich Joseph's und seiner Minister, war damals Gesandter in Wien, wohin man ihn wahrscheinlich geschickt hatte, um ihn von Mainz entfernt zu halten. Auf die Nachricht von dem übeln Befinden des Kurfürsten verlangte er, unter dem Vorwande schwächlicher Gesundheit, seine Zurückberufung. Er gehörte zwar nicht zu den Domkapitu-

laren, die auf eine Wahl zur Kurwürde hoffen durften; allein ſchlau, wie er war, ſtellte er ſich wenigſtens an die Spitze der Mißvergnügten. Mit Eifer ſprach er gegen die neue Lehre, die den Verfall der Religion nach ſich ziehen müſſe, und von der Nothwendigkeit, die kurfürſtliche Gewalt durch vermehrte Rechte des Kapitels zu beſchränken. Unter dem Aushängeſchild ſolcher Grundſätze, ſo wie unter der Maske der Frömmigkeit und Anſpruchloſigkeit gelang es ihm, ſich eine Partei unter den Domkapitularen zu machen. Noch in der nämlichen Stunde, als der Kurfürſt verſchied, — den 11. Juni 1774 — erhielt er die Stimmenmehrheit zur erledigten Kurwürde. Schnell verbreitete ſich dieſe Nachricht in der Stadt, und Emmerich Joſeph's Sterbetag wurde ein Tag ſchändlicher Ausgelaſſenheit des Pöbels.

In Schaaren erſchien derſelbe vor Steigenteſch's Wohnung und forderte ſeine Auslieferung. Da indeß der Hausherr betheuerte, daß derſelbe bereits vor zwei Tagen mit ſeiner ganzen Habe abgereiſt ſei: ſo errichtete man wenigſtens auf offnem Platz in aller Geſchwindigkeit einen Galgen, an dem man den verhaßten Steigenteſch im Bild eines Strohmanns

aufknüpfte und dann verbrannte. Einige Schullehrer-Candidaten, die man auf den Straßen traf, wurden mißhandelt. Von da zog der lärmende Haufe vor die Wohnung des Neuerwählten, um ihm bis ſpät in die Nacht Vivat auf Vivat darzubrüllen, wobei ſich ein junger, hoffnungsvoller Maler ſo ſehr anſtrengte, daß ihm ein Gefäß der Lunge ſprang und ſein Tod erfolgte.

Steigenteſch hatte wirklich Mainz imgeheim verlaſſen. Viele Jahre führte er, verfolgt von Prieſterhaß, ein unſtätes Leben, bis ein Domkapitular von Freiburg, ſein ehemaliger Univerſitätsgenoſſe, gefürſteter Abt von Berchtesgaden wurde und ihn einlud, als Freund und Rathgeber bei ihm eine ungeſtörte Ruhe zu genießen. Er folgte dieſem Rufe, jedoch unter der Bedingung, daß ſein Gönner nie von ihm fordere, etwas für Volksaufklärung zu thun. Das Unglück hatte den Geiſt des Mannes tief erſchüttert. Er verbat ſich den Briefwechſel mit ſeinen ehemaligen Freunden, von denen er wußte, daß ſie liberale Ideen hegten; er ſchrieb geiſtliche Bücher, betete den Roſenkranz, heirathete ſeine Wä-

ſcherin und ſtarb, wie weiland Compère Mathieu, in einer Mönchskutte.

Es bleibt mir noch zu bemerken übrig, daß ich bei den neu eingerichteten Mittelſchulen als Lehrer der Mathematik angeſtellt war. Emmerich Joſeph ſtarb an einem Sonnabend. Sonntags früh vernahm ich die Verhaftung dreier meiner Kollegen und da mir kein Grund zu dieſem Verfahren denkbar war, ſo machte ich mich auf ein Gleiches gefaßt. Indeſſen erfolgte nichts und ich begab mich am folgenden Morgen wie gewöhnlich in das Schulgebäude. Hier traf ich den durch ſein Religionsjournal und als Obſcurant bekannten Exjeſuiten Goldhagen, der mir einen Beſchluß des regierenden Kapitels zu leſen gab, in deſſen Gemäßheit er als Schuldirektor ernannt war, mehrere Profeſſoren ſuspendirt und die bleibenden angewieſen wurden, des Paters Vorſchriften Folge zu leiſten. Ich ging nun, meine Lehrſtunden zu halten; allein unter den jungen Leuten herrſchte Lärm und Unordnung. Faſt einſtimmig erklärten ſie, keinen Unterricht anhören zu wollen, bis man ihnen ihre Lehrer zurückgegeben, oder über ihr Schickſal entſchieden habe. Ich machte dem neuen Direk-

tor hiervon die Anzeige. In heftigem Zorn begab er ſich mit ſchnellen Schritten in die Klaſſe, wohin ich ihm als meinem Oberen den Vortritt ließ. Allein die loſen Vögel hatten inzwiſchen die Thüre ausgehoben und ſo vor die Oeffnung geſtellt, daß ſie bei dem erſten Anſtoß fallen mußte. Mit ihr fiel der hochwürdige Mann der Länge nach in den Saal und es erfolgte ein allgemeines Jubelgeſchrei. Er raffte ſich zuſammen; doch war es ihm nicht möglich, bei ſeiner natürlichen Heftigkeit und ſtotternden Sprache ein verſtändliches Wort hervorzubringen. Der Lärm währte fort; ich ſelbſt konnte mich des Lachens nicht enthalten und verließ das Schulgebäude mit dem Vorſatze, es unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht mehr zu betreten.

Einige Monate waren, wie herkömmlich, unter der Regierung des Kapitels verfloſſen, als man zur förmlichen Fürſtenwahl ſchritt. Der muthmaßliche Nachfolger Emmerich Joſephs hatte bis dahin einen kritiſchen Stand. Sein Intereſſe als Fürſt war mit jenem des Kapitels im Widerſpruche. Auch der

erſte Eifer einiger ſeiner Anhänger hatte in dieſer Zwiſchenzeit viel von ſeiner Wärme verloren; ſie waren zu ruhigerer Beſonnenheit gelangt und dachten auf Mittel, ſich, ohne ihre Ehre auf das Spiel zu ſetzen, von ihrer erſten Verbindlichkeit los zu machen. Allein das war zu ſchwer und Friedrich Karl Joſeph von Erthal wurde Kurfürſt. Er hatte gleich Sixtus dem Fünften die Schlüſſel geſucht, fand aber nicht für gut, die Krücke ſeiner fromm gebückten Haltung alsbald hinweg zu werfen; er wollte ſie nach und nach von ſich thun, ſich allmählich freier bewegen.

Sein erſter Regierungsakt war die Entlaſſung des Großhofmeiſters Baron Groſchlag und des Staatskanzlers von Benzel. Er machte einige Reformen unter ſeiner Dienerſchaft und beſchränkte den Haushalt ſeines Hofes; beſonders aber gab er ſich der äußern Andacht hin. Er hielt bei affectirter ſchwächlicher Geſundheit feierliche Hochämter, erſchien zu den öffentlichen Gebeten, begleitete das Hochwürdige bei Umgängen und unterhielt ſich mit theologiſchen Disputationen. Der Pöbel nannte ihn nur das fromme Herrchen und zweifelte nicht an ſeiner der-

einſtigen Heiligſprechung. Die Hofleute, der Adel und die Dienerſchaft, die alles für vollen Ernſt nahmen, eiferten ſeinem Beiſpiele nach. Vermuthete man, daß der Kurfürſt einer öffentlichen Andacht beiwohnen werde, ſo wurden in aller Frühe ſchon die Plätze in der Nähe ſeines Betſtuhles durch bezahlte Leute aufbewahrt; man beſtrebte ſich, von dem Fürſten bemerkt zu werden und ſelbſt ſeine Aufmerkſamkeit durch zierliche Roſenkränze zu erregen, die jetzt ein Gegenſtand des Luxus wurden. Ein General, ein bekannter alter Sünder, bat den Kurfürſten, ihm das Sakrament der Firmung zu ertheilen; ſeine Bitte wurde gewährt und die Handlung mit Feierlichkeit vollzogen, wobei des Kurfürſten Bruder die Stelle als Pathe vertrat.

Die Zeit war herbei gerückt, wo das neue Schuljahr ſeinen Anfang nehmen ſollte. Die Profeſſoren der Mittelſchulen erhielten ihre Entlaſſung und der Unterricht wurde den ehrwürdigen Vätern des Auguſtinerordens übertragen. Die Normalſchule war ſeit dem Tode Emmerich Joſephs geſchloſſen, die

Schulkandidaten hatten ſich zerſtreut und großentheils Unterkunft als Hauslehrer gefunden. Ich mußte mich gut aufgeführt, oder wenigſtens keinen Verdacht ketzeriſcher Lehre gegeben haben, da man mir, ohne mein Mitwirken, das Lehramt der Mathematik bei der Univerſität übertrug, welches bisher von einem Exjeſuiten verſehen wurde, der für grundgelehrt galt, in deſſen Kopfe aber alles ſo verworren untereinander lag, daß er ſich ſeinen Zuhörern nicht verſtändlich machen konnte und wahrſcheinlich ſich ſelbſt nicht recht begriff. Er wurde in den Ruheſtand verſetzt.

Ich hatte damals mein ein und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt und äußerte den Wunſch, mich erſt noch auf einer hohen Schule zu meiner Beſtimmung mehr auszubilden. Dies ward mir auch, jedoch unter der Bedingung bewilligt, daß mein Vater während meiner Abweſenheit die Lehrſtelle verſähe. Um meines Beſten willen verſtand ſich mein Vater dazu, dieſes Opfer zu bringen.

Ich wählte Paris als den bedeutendſten Ort zur Erweiterung meiner Kenntniſſe und ging mit Ende Jänners 1775 dahin ab. Mein Vater gab

mir viele gute Lehren und meine Mutter den Troſt mit auf den Weg, daß ſie fleißig für mich beten wolle.

Es war das erſtemal, daß ich mich auf lange und ſo weit von meiner Vaterſtadt entfernte. Noch ſteht alles lebhaft vor mir, was ſich auf dieſer Reiſe zutrug. Sie geſchah bis Metz in ziemlich guter Geſellſchaft, auf dem gewöhnlichen Poſtwagen, das heißt in einem äußerſt ſchlechten Fuhrwerk und, ſo lange wir uns auf deutſchem Boden befanden, auf eben ſo ſchlechten Wegen. St. Avold war der erſte franzöſiſche Ort, wo wir Halt und Mittag machten. Die geſchwätzige Wirthin erklärte, daß ſie uns Coteletten „aux fines herbes", und ein „Poulet" auftiſchen werde, den ſie am verfloſſenen Tage auf dem „Marché" gekauft habe. Ich fragte, ob man hier am Orte deutſch oder franzöſiſch ſpräche. Deutſch, erwiederte ſie, aber etwas weiter nach dem Innern Frankreichs würde ein „abominable jargon" geſprochen. — In Metz hielt ich mich zwei Tage auf, um das Merkwürdigſte zu ſehen. Ich ging in die Komödie und fand das Theater ſowohl oben als hinten und an den Seitenwänden, die nur zwei und zwar ſehr ſchmale Aus-

gänge hatten, mit geſteppten Decken von grobem Segeltuch zur Abhaltung der eindringenden kalten Luft behangen. Dieſe Vorkehrung blieb während der kalten Jahrszeit. Die Franzoſen nannten dies „im Sack ſpielen“ und ſahen es aus Gefälligkeit gegen ihre Schauſpielerinnen nach.

Meine weitere Reiſe nach Paris ſetzte ich auf dem gewöhnlichen öffentlichen Wagen fort. Er war eben ſo unbequem wie der deutſche Poſtwagen und ging überdies äußerſt langſam, da er vieles Gepäck führte und auf dem ganzen Wege dieſelben Pferde behielt. Unter den Reiſegefährten befand ſich ein von Petersburg kommender Goldarbeiter und der Hoftapezirer des Herzogs von Zweibrücken; beide Pariſer. Jener hatte ſich im rauhen Norden die Schwindſucht zugezogen und kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, um ſich durch die mildere Luft zu heilen, oder vielmehr daſelbſt zu ſterben; denn er war äußerſt elend. Letzterer, ein ſchon bejahrter Mann, verſicherte uns mit vieler Selbſtgenügſamkeit, daß er ſeit den vierundzwanzig Jahren, während welcher er in Zweibrücken wohne, noch keine zehn Worte deutſch erlernt habe, auch nur unter dem ausdrück-

lichen Vorbehalt in die Dienſte des Herzogs getreten ſei, daß er alle ſechs Jahre mehre Monate in Paris zubringen dürfe, um die gute Lebensart nicht zu vergeſſen. Dieſer Ort, ſagte er mir, iſt eine andere Welt, wo Sie ohne die Leitung eines erfahrnen Freundes nothwendig auf Irrwege gerathen müſſen; und ſeine Gefälligkeit ging ſoweit, daß er ſich erbot, ſelbſt mein Mentor zu ſein. Indeß war uns der Mann auf der ganzen Reiſe von weſentlichem Nutzen. Ueberall, wo wir Mittag machten oder übernachteten, ſorgte er nicht nur für ausgeſuchte Koſt und gute Schlafſtätten, ſondern er wußte dies auch um die billigſten Preiſe zu erhandeln. Fügten ſich die Wirthe nicht nach ſeinem Gebote: ſo machte er Miene, ſich mit der ganzen Geſellſchaft in ein anderes Gaſthaus zu begeben. Um ſich dieſem Schimpfe nicht auszuſetzen, that man das Aeußerſte.

In einer kleinen Stadt, deren Namen mir entfallen iſt, vermehrte ſich die Reiſegeſellſchaft mit zwei Verbrechern. Es war Mann und Frau, mit einer Kette an einander geſchloſſen, — beide, nach der Ausſage des ſie begleitenden Reiters von der Maréchaussée, zum Galgen qualificirt. Man wies ihnen

zwar ihren Platz vorn auf dem Wagen an; indeß konnte der Gedanke an dieſe Unglücklichen, der immer durch das Geklirre der Ketten erneuert wurde, nur betrübende Empfindungen und niederſchlagende Betrachtungen über Frankreichs ſittliche Zuſtände und öffentliche Anſtalten erregen. Nach einer langweiligen und beſchwerlichen Reiſe kamen wir endlich in Paris an, herzlich froh, unſern kranken, wirklich dem Tode nahen Gefährten in ſeiner Familie zu wiſſen, und der traurigen Gegenwart der beiden Miſſethäter enthoben zu ſein.

Man wird es mir zu gut halten, wenn ich mich hier nicht über einen Ort und deſſen Bewohner verbreite, worüber bereits ſo vieles geſagt, wiederholt und abermals wiederholt worden iſt, daß Mancher, welcher ihn nie geſehen, oft mehr davon weiß, als jene, die Jahre daſelbſt gelebt haben. Da ferner meine Abſicht nicht iſt, eine Lebensgeſchichte, noch weniger den Roman meines Lebens und am allerwenigſten Bekenntniſſe à la Jean Jacques zu ſchreiben: ſo beſchränke ich mich hier auf Weniges.

Während meines daſigen Aufenthaltes ſtudirte ich Mathematik bei la Caille und dem Abbé Mari,

Experimentalphyſik bei Briſſot und Sigaud de la Fond, Chemie bei Maquer und Rouel; Naturgeſchichte bei Valmont Bomar; und hörte bei Jeſuiten ein Colleg über die Botanik. Im Ganzen hatte ich alle Urſache mit meinen Lehrern, die alle vortheilhaft bekannt ſind, zufrieden zu ſein; doch waren nur wenige von dem Vorwurfe auszunehmen, daß ſie den öffentlichen Unterricht, wofür ſie gute Gehalte bezogen, nachläſſig betrieben, in ihren Privat-Collegien etwas ſchnell vorrückten, vieles bloß oberflächlich behandelten und alles mehr zum Gegenſtande angenehmer Unterhaltung, als des gründlichen Forſchens und Nachdenkens machten. Dies war beſonders in den Lehrſtunden der Experimentalphyſik, der Naturgeſchichte, der Botanik und der Chemie der Fall, die nach damaliger Mode häufig von Frauenzimmern beſucht wurden. Wohlredenheit ſcheint den Franzoſen angeboren zu ſein, allein das Abgemeßne und Glänzende ihres Vortrages ſchadete oft der Gründlichkeit und ging auch nicht recht aus dem Innern zum Innern. Man konnte von den Meiſten ſagen: der Mann ſpricht wie ein Buch. Es iſt wahr, Pedanten ſind die franzöſiſchen Gelehrten nicht,

aber dafür fehlt es auch nicht an Solchen, die außer ihrem Fache wahre Fremdlinge ſind und ſich nur in ihrer Studierſtube zurecht zu finden wiſſen. Ich führe ein Beiſpiel an. Sigaud de la Fond, aus der Auvergne gebürtig, kam als Knabe nach Paris. Mehre Jahre ging er mit dem Plane um, eine Reiſe in ſeine Heimath zu machen, ohne ſich über die Art und den einzuſchlagenden Weg beſtimmen zu können. Er beſprach ſich oft hierüber mit ſeinen Zuhörern und in meiner Gegenwart fragte er einſt einen aus Madrid eben angekommenen Spanier desfalls um Rath. Sie müſſen ja auf dieſer Route hierher gekommen ſein, ſetzte er hinzu. — Ueberhaupt waren die Franzoſen ſchlechte Geographen. Der Chemiker Rouel, der ſehr wohl wußte, daß ich aus Mainz war, ſtellte mir einſt eine Holländerin als Landsmännin vor; ich ſprach ſie auf deutſch an und ſie verſtand mich nicht. — Ich fand Zutritt bei d'Alembert und einigen andern berühmten Männern, ſah Rouſſeau einigemal im Kaffeehauſe Schach ſpielen und überzeugte mich, daß dieſes zur Zeit des Pythagoras, wo die Gelehrten ihre Weisheit noch nicht im Drucke herausgaben, von mehr Nutzen geweſen

ſein möchte, als jetzt. Ich wohnte einer öffentlichen Verſammlung der Akademie der Wiſſenſchaften bei, hörte zierliche Phraſen, ging aber nicht viel klüger hinweg, als ich gekommen war. Mit mehr Nutzen beſuchte ich die Schauſpiele, ſah die merkwürdigſten Gebäude und Kunſtſammlungen der Stadt, die Paläſte und Luſtwälder der umliegenden Gegend.

Während meines Aufenthalts in Paris fiel das große Jubiläum ein; die Pariſer waren damals noch ſo fromm, daß man in allen Straßen auf Prozeſſionen ſtieß und oft genöthigt war, um aus dem Gedränge zu kommen, ſich an dieſelben anzuſchließen.

St. Germain war Kriegsminiſter. Er fand das Kriegsheer aus Offizieren, Unteroffizieren, Spielleuten, Tanz- und Fechtmeiſtern und Haarkräuslern zuſammengeſetzt; nichts fehlte als Soldaten, Disziplin, tüchtige Uebung und gleichförmige Organiſation der Regimenter. Er wollte abhelfen und wurde entlaſſen, wie kurz vorher der Finanzminiſter, weil er zu viel Gutes auf einmal ſtiften wollte. Daß St. Germain den Soldaten viereckige Hüte gab und hierdurch ihre Eitelkeit beleidigte, war unklug; aber unrecht

und unbeſonnen handelte er, als er, dem franzöſiſchen Ehrgefühl zuwider, die Stockprügel einführte.

Nach einem achtzehnmonatlichen Aufenthalte verließ ich Paris. Ich bereiſte die Pikardie, fand daſelbſt blühende Fabriken, bei fruchtbarem Boden eine ſchlechte Kultur und arme, in Lehmhütten wohnende Landleute. Merkwürdig iſt der zur Vereinigung der Seine und Schelde beſtimmte Kanal, der auf vier Stunden Weges unter dem Gebirge hinzieht; er war damals erſt zum Theil beendigt. In Flandern beſuchte ich die bedeutendſten der daſelbſt befindlichen zahlreichen Feſtungen. Sie galten als Meiſterwerke der Kunſt. Montalembert's Schriften waren damals noch nicht bekannt.

In dem öſtreichiſchen Flandern und Brabant fand meine Bewunderung reichlichen Stoff an den zahlreichen Meiſterwerken der Malerei und an den merkwürdigen Denkmälern der Baukunſt, — jenen ewigen Zeugen von dem blühenden Zuſtande dieſer Provinzen aus der Zeit, da Gent größer als Paris, Antwerpen reicher als Amſterdam und London war.

Hollands Grenzfeſtungen fand ich auf das Sorgfältigſte unterhalten. Wie hätte ich ahnen können, daß ſie nichtsdeſtoweniger in dem franzöſiſchen Revolutionskriege ohne Widerſtand fallen würden? Feſtungen ſind ein ſchlechter Beſitz für Völker, welchen der Muth oder der Wille fehlt, ſie ſtandhaft zu vertheidigen. Hollands Handel war damals noch blühend. Bevor ich Mainz verließ, hatte ich mich bereits mehre Jahre mit dem Waſſerbaue beſchäftigt und einige nicht ganz unbedeutende Arbeiten ausgeführt; ich fand hier Gelegenheit, manches in der Wirklichkeit zu ſehen, was mir vorher blos aus Büchern bekannt war. Auch in der bürgerlichen Baukunſt beſitzt Holland manches Merkwürdige; nur vermißt man bei den meiſten Gebäuden den reinen architektoniſchen Styl. Selbſt das Rathhaus von Amſterdam, das merkwürdigſte Gebäude des Landes, iſt nicht von dieſem Fehler frei. Nachdem ich die Provinz Holland und Nordholland bereiſt hatte, ſchiffte ich mich nach England ein.

In Paris hatte ich von dem berühmten Franklin ein Empfehlungsſchreiben an Herrn Delüc erhalten, der damals Vorleſer bei der Königin von England

war. Ich wurde freundschaftlich aufgenommen und durch ihn mit den Naturforschern Banks, Priestley, Solander und den beiden Forstern bekannt. Den Winter brachte ich in London zu und bereiste im Frühlinge einen Theil des Landes. Ich besuchte die merkwürdigsten Landhäuser, die Universitäten Cambridge und Oxford, Birmingham und einige andere Fabrikstädte, den Seehafen Portsmouth, wo damals Rodneys Flotte auf der Rhede lag; ging nach dem berühmten Kurort Bath, und über die Normandie nochmals nach Paris, von wo ich nach einer Abwesenheit von drittehalb Jahren in meine Vaterstadt zurückkehrte.

Des Kurfürsten Hofhalt und Regierungsmaximen hatten in der Zwischenzeit wesentliche Veränderungen erfahren. Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Zeichnung jener Personen zu entwerfen, die damals das besondere Vertrauen des Fürsten besaßen.

Der Obersthofmeister Baron von Erthal, des Kurfürsten Bruder, war ein Mann, der den weit größern Theil seines Lebens auf seiner Bibliothek

oder in Geſellſchaft ſeines Papageies verlebte, die ſchöne Literatur aus den Büchern, die Wiſſenſchaften aus Monatſchriften kannte, eine vortreffliche Sammlung von Kupferſtichen beſaß, die ſchönen Künſte liebte und den Armen Gutes erwies. Er war weder Freund von öffentlichen Geſchäften, noch darin erfahren; er galt für rechtlich und harmlos, hatte viel Ahnenſtolz und pflegte die Bücklinge der Bürgerlichen durch eine eigenthümliche Bewegung mit den Augenwimpern zu erwiedern.

Graf Sickingen, Staatsminiſter, war einer der Söhne des bekannten Alchymiſten Sickingen, die ihren Vater einſperren ließen, um ſein Vermögen ſelbſt zu verſchmelzen. Der Kurfürſt hatte ihn in Wien kennen gelernt. Er war eben ſo unerfahren in Staatsgeſchäften, die er ſeinen Untergeordneten überließ, als geſchickt in allem was zum geſchmackvollen Luxus gehörte. Niemand wußte ſo gut als er ein Hoffeſt, ein Gaſtmahl, eine Schlittenfahrt anzuordnen, einen Palaſt auszuſchmücken, oder eine ſchöne Hoflivree zu wählen. Nie ſah Mainz ſchönere Wagen und Pferde, nie eine reichere und geſchmackvollere Garderobe, als ſeine war. Der Kurfürſt erkannte

endlich die Unbrauchbarkeit ſeines Miniſters und entließ ihn nach einigen Jahren.

Staatsrath von Deel befand ſich ſchon in dem Miniſterium des verſtorbenen Kurfürſten. Man behielt ihn wegen ſeiner Brauchbarkeit bei. Ihm waren die deutſchen Reichsgeſchäfte übertragen; außer ſeinem Fache hatte er keinen Einfluß.

Staatsrath von Straus, ein unermüdeter Geſchäftsmann, aber engherzig und ohne vorſtechendes Talent, hatte das Departement des Innern und nutzte ſeinen Einfluß zur Begünſtigung ſeiner Verwandten und Freunde. Er verlor das Vertrauen des Kurfürſten, deſſen Liebling er Anfangs war, und kam in der letzten Hälfte der Regierung Erthals als Geſandter nach Regensburg.

Geiſtlicher Rath Heimes, der Sohn eines nicht ſehr begüterten Landmannes. Beſtimmt, ein ſchlichter Pfarrer zu werden, bekam er keine dem künftigen Staatsmanne angemeſſene Vorbildung. Aber er hatte Kopf, feſten Charakter und wußte zu imponiren. Er beſaß in vollem Maaße das Vertrauen des Kurfürſten, der ihm anſehnliche Pfründen zuwies und ihn zum Weihbiſchof erhob. Heimes bereicherte ſich und

seine Verwandten. Er war kein Frömmler und durchaus kein Eiferer für Rechtgläubigkeit, wohl aber für die geistlichen Vorrechte. —

Geistlicher Rath Hire hatte, aus dem Seminarium zu Straßburg entlassen, dem Kurfürsten die Theses einer von ihm gehaltenen theologischen Disputation dedicirt und sich in dessen Gunst gesetzt. Ich werde noch auf ihn zurück kommen.

Fürsten finden leicht Anverwandte. Der Erthale gab es, außer dem Kurfürsten, nur noch zwei, deren einer nachher Fürstbischof von Würzburg wurde, der andere aber, der vorbemerkte Oberstthofmeister, ehelos lebte. Nun trafen aber viele, vorher in Mainz unbekannte Vettern und Basen ein. Eine verwittwete Gräfin von Hatzfeld allein erschien mit einem Gefolge von nicht weniger als fünf Söhnen, Tochter und Schwiegersohn. Um sie alle zu versorgen, wurden neue Hofämter errichtet.

Friedrich Karl Joseph hatte bei seinem Regierungsantritte, wie wir bereits bemerkt haben, den Hofhalt beschränkt, jedoch ohne Ersparniß, da jene,

welche die Koſt hatten, dafür eine Entſchädigung in Geld erhielten. Dieß letztere Abkommen beſtand noch; indeß wurde wöchentlich einigemal große Tafel gegeben, wobei Ueberfluß, Pracht und Ueppigkeit wetteiferten. Nichts übertraf aber an Geſchmack und verfeinertem Luxus die täglichen Soupées, wobei, außer den fürſtlichen Anverwandten, den Favoritinnen und Günſtlingen, auch Dichter, berühmte Maler, Tonkünſtler und witzige Köpfe Zutritt hatten. Solche Abendeſſen dauerten gewöhnlich bis ſpät in die Nacht.

Die innere Einrichtung der Reſidenz und Luſtſchlöſſer entſprach keineswegs dem Geſchmacke und der Prachtliebe des Kurfürſten und ſeiner Miniſter; große Abänderungen hatten Statt. Säle für Hoffeſte und Konzerte, Thron- und Vorſäle wurden im großen architektoniſchen Style erbaut, prunkvoll ausgeziert und nur von des Kurfürſten Schlaf- und Wohngemächern übertroffen, zu deren Verſchönerung man berühmte auswärtige Künſtler berief und aus Paris und London die Möbeln bezog. Hier herrſchte im Innern der Gott der Freude und die Verſchwiegenheit war an die Pforte geſtellt. Eben ſo wurden Gärten in Luſthaine umgewandelt und neue ange-

legt, die mit zu den ſchönſten Deutſchlands gehörten.

Man wird ſich nun leicht vorſtellen können, daß Friedrich Karl Joſeph weder Luſt noch Muße mehr hatte, den öffentlichen Andachten wie früher beizuwohnen. Doch hielt er mit Strenge auf Reinheit der chriſtkatholiſchen Lehre, wie ſolches aus nachſtehender Geſchichte hervorgeht, die uns zugleich mit einem Manne etwas näher bekannt macht, deſſen bereits oben gedacht wurde.

Ein Profeſſor der Gottesgelehrtheit, Namens Iſenbiel, der in Göttingen unter Michaelis die orientaliſchen Sprachen ſtudirt und ſein Lehramt noch unter dem verſtorbenen Kurfürſten erhalten hatte, gab in einer kleinen Schrift einer Stelle des Propheten Jeſaias eine Deutung, welche von der bisher angenommenen abwich. Die theologiſche Fakultät, großentheils aus Exjeſuiten beſtehend, die freilich des Hebräiſchen unkundig waren, fand das Buch ketzeriſch und Iſenbiel wurde feſtgenommen. Müde der langen Haft, entfloh er und ſuchte Schutz bei einer

gräflichen Familie unweit Frankreichs Grenze. Sein Aufenthalt wurde entdeckt und der geiſtliche Rath und Referendar Hire dahin abgeordnet. Triumphirend brachte ihn dieſer zurück und rühmte ſich der Schlauheit, daß er ihn die Hoſen habe ausziehen laſſen, um ſein Entlaufen zu hindern. Härtere Gefangenſchaft traf nun Iſenbiel, der endlich, nachdem er ſeinen Irrthümern entſagt, nach mehr als Jahresfriſt mit Verluſt ſeines Lehramtes in das Stift eines kleinen entfernten Ortes geſchickt und unter die Aufſicht der Obern geſetzt wurde.

Hire genoß jedoch nicht lange ſeines Glückes und des fürſtlichen Vertrauens. Er wurde einer zu großen Vertraulichkeit mit ſeinen Beichtkindern beſchuldigt, ſollte Staatsgeheimniſſe verrathen und die ihm übertragenen Arbeiten Andern, die ſeines Wohlwollens bedurften, überlaſſen, ſelbſt aber nur den Abſchreiber gemacht haben. So wurde auch er in ein entferntes Stift verwieſen und als er daſelbſt einigen Ehemännern reichlichen Stoff zu bittern Klagen gab, an Iſenbiel's Verbannungsort geſchickt, um deſſen Stelle einzunehmen, nachdem dieſer nach Mainz zurückberufen und wieder in Gnaden aufgenommen

war. Indeß ſchien der böſe Feind dem armen Hire überall als Verſucher auf der Ferſe zu folgen; und da er nicht, wie einſt der heilige Einſiedler Antonius, die Kraft beſaß, ihm das Gebetbuch an den Kopf zu werfen: ſo kam es bald zu neuen Klagen und man ſtand auf dem Punkt, ihn in einem geiſtlichen Verwahrungshauſe unterzubringen, als er, hievon benachrichtigt, ſich in ein Karthäuſerkloſter flüchtete und den Kurfürſten um die Erlaubniß bat, daſelbſt in Abgeſchiedenheit von der Welt ſeine Tage als Büßender zu verleben. Nach mehreren Jahren, als Mainz an Frankreich abgegeben ward, kam er daſelbſt wieder zum Vorſchein, wurde Lieferant, dann Schmuggler und endlich durch die alte, häßliche aber gefühlvolle Madame Jollivet, die ihn ihrem Manne und durch ihn dem Conſul und dem päbſtlichen Legaten empfahl, Biſchof in Tournay. Er ſtiftete daſelbſt einen andächtigen Frauenverein, nahm bei dem Zuſammentritte der franzöſiſchen Biſchöfe zu Paris Partei gegen Napoleon und wurde eingeſperrt, — ein Verdienſt, das wahrſcheinlich ſein Advokat geltend machen wird, wenn es ſich dereinſt um ſeine Heiligſprechung handeln ſollte.

Daß der Kurfürſt weder Frömmler noch ein orthodoxer Eiferer war, wie er früher glauben zu machen wußte, bewies er in ſeinen ſpätern Regierungsjahren, wo er Niemanden wegen Religionsmeinungen verfolgte, jeden glauben ließ was er wollte, ſelbſt viele Proteſtanten in ſeine Dienſte nahm und ihnen ſein Vertrauen ſchenkte. Der bekannte Schriftſteller Johannes Müller, ein Kalviniſt, war lange ſein Privatſekretair, nachher Staatsrath. Die nicht minder bekannten N. Hofmann und Georg Wedekind, beide Lutheraner, waren ſeine Leibärzte und alle drei oft Theilnehmer an ſeiner Abendtafel.

Der Kurfürſt hatte ſeine früheren theologiſchen Unterhaltungen mit Goldhagen längſt aufgegeben; aber er ließ ſich von Heinſe deſſen Ardinghello und von der Frau von Coudenhoven die Pucelle d'Orleans und die Lettres persannes vorleſen. Hätte ſein Vorgänger dergleichen gewagt, es würde ſich wahrſcheinlich ein Ravaillac gefunden haben. Doch hatte Friedrich Karl Joſeph auch Anfangs manche Schwierigkeiten zu bekämpfen, um ſeine liberalen Grundſätze geltend zu machen. Folgendes mag hier als Beweis dienen.

Ein Pfarrer in Mainz führte bei ſeiner Pfarrjugend ſtatt des lateiniſchen Geſanges den deutſchen ein und gab zu dieſem Ende eine wohlgewählte Sammlung geiſtlicher Lieder in Druck. In vielen andern Pfarreien war man bereits aus freien Stücken dieſem Beiſpiele gefolgt, als durch erzbiſchöfliche Anordnung der deutſche allgemein eingeführt und das fragliche Liederbuch dabei zum Grunde gelegt werden ſollte. Nun fügte ſich's, daß ein Fanatiker aus einer Gemeinde des Rheingaues bei ſeiner Wallfahrt nach Walldürn einem Franziskanermönche ſeine Zweifel über die Orthodoxie dieſer Geſänge in der Beichte entdeckte. Dieſer ließ ſich das Buch zur Einſicht geben; allein kaum hatte er es geöffnet, als er ausrief: Freund! dieſen Vogel erkennt man ſchon an den Federn, ohne vorher ſeinen Geſang zu hören! Sieht er hier nicht die Spalte? Hat er je ein katholiſches Buch geſehen, welches mit einer Spalte gedruckt geweſen wäre? Nur in den lutheriſchen und kalviniſchen Geſangbüchern iſt ſolches zu finden! Hier liegt Ketzerei im Hinterhalte!

Der Mann glaubte ſich nun zum Apoſtelamte berufen, verkündete in allen katholiſchen Orten, durch

die er kam, was ihm der fromme Vater geſagt, und bei dem nächſten Sonntagsgottesdienſte ſeiner Gemeinde fiel er über die im Geſange begriffene Schuljugend her, zerriß ihre Geſangbücher und trieb die Widerſprechenden, wie einſt Jeſus die Krämer und Mäkler, aus dem Tempel. Der Beamte ließ ihn als Ruheſtörer verhaften; allein ein von Religionsſchwindel ergriffener Haufe öffnete mit Gewalt das Gefängniß und führte ihn triumphirend in ſeine Wohnung zurück. Exekutionstruppen erſchienen und wurden den Ortsbewohnern bis zu geendigter Unterſuchung zur Verköſtigung eingelegt; die Ruheſtörer wurden geſtraft. Man fand jedoch für gut zu verordnen, daß es künftig jeder Gemeinde frei ſtehe, zu ſingen wie ſie wolle.

Der Kurfürſt hatte bei ſeinem Regierungsantritte die beſtehende Schulverfaſſung von Grunde aus zerſtört. Dieß hinderte nicht, daß man ſolche in einigen katholiſchen Staaten einführte; ſelbſt die mainzer ſogenannten emmeriziauiſchen Schulbücher

erſchienen einigemal in neuen Auflagen. Um das zertrümmerte Gebäude wenigſtens wieder nothdürftig herzuſtellen, wurde eine neue Normalſchule errichtet und Zöglinge aus der frühern erhielten dabei Lehrſtellen; den geiſtlichen Lehrern der Mittelſchulen wurden einige weltliche zugetheilt. Doch wollte nichts recht gedeihen: um es nicht zu machen, wie es einſt war, machte man es ſchlechter.

Friedrich Karl Joſeph faßte nun den Gedanken, zwar nicht für allgemeinen Volksunterricht, aber für die höhern Wiſſenſchaften mehr zu thun, als ſein Vorgänger. Mainz ſollte unter Deutſchlands katholiſchen Univerſitäten die Erſte werden und ſelbſt mit den berühmteſten proteſtantiſchen wetteifern. Was ſonſt bei ſolchen Unternehmungen die meiſten Schwierigkeiten darbietet, nämlich die Beiſchaffung der Fonds, fand ſich hier leicht. Drei reiche Klöſter, worin etliche und achtzig Mönche und Nonnen im Ueberfluſſe lebten, wurden aufgehoben und ihre Einkünfte der Univerſität zugewendet; jedes der zahlreichen Chorherrnſtifter mußte den Ertrag eines Kanonikats zur Beſoldung der geiſtlichen Profeſſoren abgeben. Und jetzt fehlte nur noch der Mann, der

das Ganze zweckmäßig zu ordnen und in Thätigkeit zu erhalten vermochte. Vergebens ſuchte ihn der Kurfürſt in ſeiner Umgebung. Der früher verabſchiedete Benzel, der ſeit mehren Jahren auf dem Lande lebte, wurde zurück berufen und mit dem Titel Excellenz zum Kurator ernannt. Des Kurfürſten Regierungsgehülfen, ihre eigene Unfähigkeit erkennend, trugen ſelbſt zu dieſer Wahl bei; da ſie aber keineswegs geſonnen waren, ihren Einfluß ſchmälern zu laſſen: ſo wurde des Kurators Wirkungskreis auf das Wiſſenſchaftliche beſchränkt, und da er nicht Mitglied des Staatsraths ward, ſo kamen überdies ſeine Vorträge nur durch ſie und mit ihren eigenen Anſichten begleitet an den Fürſten. Dennoch gelang es Benzels raſtloſem Streben, auch unter dieſen drückenden Verhältniſſen die Organiſation der Univerſität nach einem vortrefflichen Plane zu vollenden. Sie war nach Verlauf einiger Jahre ſo weit ins Leben übergegangen, daß der Kurfürſt beſchloß, das gelungene Werk durch ein glänzendes Feſt zu verherrlichen. Die Epoche deſſelben wurde in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und an alle deutſche Univerſitäten erging eine feierliche Einladung, Abgeord-

nete zu demſelben zu ſenden, um die ältere Schweſter in ihrer verjüngten Schönheit anzuerkennen.

Der frohe Tag erſchien. In der Frühe begaben ſich die ſechs Fakultäten in großem Ornat und unter Trompeten und Paukenſchalle, im feierlichen Zuge von dem Univerſitätsgebäude nach dem Palaſte, wo ſie der Kurfürſt in dem großen Akademie-Saale, deſſen Tribünen mit einer Menge fremder und einheimiſcher Zuſchauer beſetzt waren, unter einem Thronhimmel ſtehend und mit ſeinem Hofſtaate umgeben, empfing. Er beantwortete die vom Prorektor an ihn gehaltene Rede und ſprach über eine Viertelſtunde kraftvoll und mit Würde. Der Zug begab ſich hierauf nach der prächtigen und herrlich ausgeſchmückten Univerſitätskirche, wo ein feierlicher Gottesdienſt ſtatt hatte. Mittags war kurfürſtliche Tafel von mehr als hundert Gedecken, wozu die nach Mainz gekommenen Deputirten, andere Fremde und ſämmtliche Profeſſoren eingeladen waren. Abends zog die geſammte akademiſche Jugend unter Fackelſchein und Muſik nach dem Palaſte. Auch ſie wurde auf das herrlichſte bewirthet und man blieb bis ſpät in die Nacht vereint. Die drei folgenden Tage hatten

Promotionen und akademiſche Uebungen ſtatt. Die fremden Abgeordneten wurden während der Feierlichkeit mit Hofwagen bedient, zur Tafel gezogen und auf Koſten des Staates unterhalten. Sie verließen Mainz mit der Ueberzeugung, daß man da ſeine Gäſte zu bewirthen verſtehe und daß, wenn auch mancher andere Ort berühmtere Gelehrte aufzuweiſen habe, hier wenigſtens die edle Kochkunſt zu einem hohen Grade der Vollendung gelangt ſei. Indeß zählte die erneuerte Univerſität manche Mitglieder, die auch an jeder andern ihren Platz rühmlich ausgefüllt haben würden. Ich will hier nur Johannes Müller und nach ihm George Forſter als Bibliothekare; die beiden Franke, Bodmann und Hartleben unter den Juriſten; Sömmering, Weidmann, Strack und ſpäterhin Wedekind nebſt Ackermann unter den Aerzten; die beiden Vogte, Blau, Engel und Hofmann unter den Philoſophen nennen.

Der Kurfürſt hatte ſämmtliche Profeſſoren aufordern laſſen, bei Gelegenheit der beſtehenden Feier gelehrte Abhandlungen zu ſchreiben. Er las die meiſten ſelbſt und ließ ſich die in gelehrten Zeitungen hierüber gefällten Urtheile vorlegen. Nicht ohne

einigen Verdruß mußte er ſich überzeugen, daß die auf des Kurators Antrag angeſtellten Gelehrten ſich vor denen vortheilhaft auszeichneten, deren Ernennung auf Vorſchlägen des Staatsraths beruhte und die meiſtens weit ſtärkere Gehalte bezogen.

Venzel lebte nur noch wenige Jahre und mit ſeinem Verluſte näherte ſich die kaum aufgeblühte Univerſität ſchnell ihrem Verfalle, nachdem ſie an dem gelehrten Sternenhimmel nur wenige Augenblicke als eine vorübergehende Conſtellation geglänzt hatte. Mehre Urſachen, die ſich aber füglich auf eine zurückführen laſſen, vereinten ſich zu ihrem Verderben. Um es kurz zu ſagen, des Kurfürſten Günſtlinge und Regierungsgehülfen hatten jeder ſeine Privatabſichten, Keiner das allgemeine Beſte im Auge. Die eingetretenen Kriege und die erfolgte Ländervertheilung vollendeten dann den Untergang des Ganzen. Der öffentliche Unterricht in Mainz iſt nun ſo weit herabgeſunken, daß ſelbſt für das Nothdürftigſte nicht mehr zureichend geſorgt wird.

Friedrich Karl Joſeph bezeichnete damals ſeine Regierung noch durch zwei andere merkwürdige Handlungen: den Fürſtenbund und den Emſer Congreß.

Jener war auf Beſchränkung der kaiſerlichen, dieſer der päbſtlichen Macht in Deutſchland berechnet; beide blieben bei der bald darauf eingetretenen politiſchen Umwandlung aller Verhältniſſe ohne beſondere Nachwirkung.

Ein drittes Unternehmen, ſich nämlich einen, ſeinen Abſichten und dem Intereſſe ſeiner Günſtlinge entſprechenden Nachfolger aus einem königlichen Hauſe zu geben, mißlang ihm gänzlich. Das Geheimniß wurde, ehe der Plan noch zur Reife gekommen war, entdeckt und der Oppoſition im Domkapitel und unter den Geſandten gelang es, Karl von Dalberg als Coadjutor durchzuſetzen. — J. 1787. — Indeß überlebte der Kurfürſt, deſſen ſchwache Geſundheit Beſorgniß erregt hatte, noch viele Jahre dieſe Wahl

---

Wir nähern uns jener merkwürdigen Epoche, da die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf die großen, erſchütternden Bewegungen in Frankreich gerichtet war. Die Bewohner des Bisthums Lüttich glaubten ſich berechtigt, dem Beiſpiele der Franzoſen und den jüngſten Vorgängen in Brabant zu folgen.

Bei ihnen hatte ſeit Jahrhunderten eine vom deutſchen Reiche anerkannte landſtändiſche Verfaſſung beſtanden, bis zur Zeit Ludwig des Vierzehnten ein mächtiger Fürſt-Biſchof die Anweſenheit eines franzöſiſchen Heeres benutzte, um ſich gewaltſamer Weiſe zum unbeſchränkten Regenten zu machen. Einige Magiſtratsperſonen, die es gewagt hatten, die Rechte des Volkes zu behaupten, ſtarben, des Hochverraths beſchuldigt, auf dem Blutgerüſte, ſo daß die Lütticher, durch Vernichtung der Landſtände ihrer eigentlichen Stellvertreter beraubt, keinen geſetzlichen Weg mehr hatten, um ihre Klagen vor des Reiches Oberhaupt zu bringen; indem jeder zu dieſem Ende ſich bildende Verein als ungeſetzlich unterdrückt und beſtraft wurde. Nun aber — 1789 — ſtand das Volk in Maſſe auf und forderte ſeine früheren Gerechtſame, aber auch Nichts weiter, als dieſe. Der Biſchof, der ſich im Gedränge ſah, ſicherte ihm ſolche bei einem Verein auf dem Rathhauſe zu Lüttich feierlich zu; worauf er von den Bürgern jubelnd in ſeinen Palaſt zurückgeführt wurde. Er entwich aber nach wenigen Tagen heimlich aus ſeinem Luſtſchloſſe Seraing nach der bei Trier gelegnen Abtei Sanct

Maximin, klagte ſeine Unterthanen bei dem Reichskammergericht des Aufruhrs an und wirkte ein ſtrenges Urtheil gegen dieſelben aus. Die Vollziehung dieſes Urtheils wurde den Kurfürſten von der Pfalz und von Brandenburg übertragen. Beide ließen eine bedeutende Anzahl Truppen in das lütticher Land einrücken; doch zog Preußen nach wenigen Monaten, ſei es nun aus Ueberzeugung von der gerechten Sache der Lütticher oder aus andern politiſchen Gründen, ſeine Truppen zurück, und die drei geiſtlichen Kurfürſten übernahmen es, dieſe Lücke durch die ihrigen auszufüllen.

Zu dieſem Ende ging mit Anfang Mai's 1790 unter den Befehlen des Generalmajors Grafen von Hatzfeld, eine aus drei Bataillonen Infanterie und einer Abtheilung Artillerie und Huſaren zuſammen geſetzte, ungefähr tauſend fünfhundert Mann ſtarke Brigade von Mainz ab. Bei Maaseyck vereinte ſie ſich mit der kölniſchen und pfälziſchen Brigade, und unterm 23. Mai rückte das vereinte, ungefähr vier tauſend fünfhundert Mann ſtarke Exekutions-Corps gegen die Inſurgenten vor, die ſeit dem Abmarſche der Preußen zu den Waffen gegriffen hat-

ten. Ihre Hauptstärke befand sich in Lüttich; Tongern und Hasselt, etwas haltbare Orte, hatten kleine Besatzungen. Leichte Truppen, welche vorzüglich aus Scharfschützen bestanden, bildeten eine Beobachtungslinie, die sich vier bis fünf Stunden abwärts von Lüttich, rechts an die Maas und links an Brabant anlehnte.

Der Marsch geschah in einer Kolonne, nach dem sechs bis sieben Stunden entfernten Städtchen Bilsen. Unweit dem, eine halbe Stunde Wegs näher liegenden adelichen Frauenstifte Münster-Bilsen stieß man auf eine Abtheilung von acht oder zehn Schützen, welche bei dem Erscheinen der Kolonne aus einer Ferne, wo sie unmöglich schaden konnten, ihre Büchsen abfeuerten und dann durch die Kornfelder eiligst die Flucht nach einem nahen Gehölz ergriffen. Indeß erhielt eine Kompagnie mainzer Grenadiere nebst den Husaren Befehl, vorzurücken und die Ebene von Feinden zu reinigen. Es war an einem Sonntage früh gegen eilf Uhr, als eben die Bewohner der benachbarten Höfe aus der Stiftskirche auf dem Heimwege begriffen waren. Sechs bis sieben derselben fielen als unglückliche Opfer der Streitwuth der

Soldaten, die, ſtatt Waffen, Gebetbücher und Roſenkränze erbeuteten. Ohne weitern Widerſtand nahmen die Exekutionstruppen Beſitz von dem Frauenſtifte und dem Städtchen Bilſen, wo ſie, drei Tage lang auf ihren Lorbeeren ruhend, ſich von den überſtandenen Beſchwerden erholten.

Am 26. in der Nacht geſchah der Abmarſch nach dem rechts liegenden, ungefähr drei Stunden entfernten Orte Haſſelt. Aber ſtatt die dahin führende Straße zu befolgen, nahm man rückwärts einen ſieben Stunden langen Umweg und kam Nachmittags auf der Heide zwiſchen Sonhoven und Haſſelt, ungefähr eine kleine Stunde Wegs von letzterem Orte an. Die Truppen waren durch anhaltende Gewitterregen auf den ſchlüpfrigſten Heidewegen äußerſt ermattet. Ein Trompeter wurde nach Haſſelt geſchickt, um die Inſurgenten zur Uebergabe aufzufordern; da ſich indeſſen der Abend näherte und der Trompeter noch nicht zurück war, ſo wurde beſchloſſen, ohne weiters den Angriff auf die Stadt zu unternehmen. Die ganze Kolonne ſetzte ſich auf der, in gerader Richtung durch Gehölz dahin führenden Kunſtſtraße in Bewegung.

Bei dem Erſcheinen dieſer faſt unabſehbaren Truppenlinie geriethen die Inſurgenten ſo ſehr in Schrecken, daß ſie ihren Rückzug durch das nach Tongern und Lüttich führende Thor nahmen. Eine eiſerne Kanone ſtand über dem Thore, gegen welches die Kolonne vorrückte. Einigen Bürgern fiel es ein, dieſe gegen die ſich nähernden Feinde abzufeuern. Ein pfälziſcher Hauptmann und ein Gemeiner wurden verwundet. Dieß war das Signal zur Flucht, welche, da ſich jeder auf eigne Fauſt ſo ſchnell als möglich davon zu machen ſuchte, auch das Geſchütz und die Munitionswagen auf der ſchmalen Straße gewendet werden mußten, in größter Unordnung geſchah. Ermattet und außer Athem kamen die Truppen auf der Heide an, wo man die Nacht liegen blieb und am folgenden Morgen in die führern Standquartiere zurück kehrte. Die mainzer Brigade wurde jenſeits der Maas, in das Städtchen Sittard und in die benachbarten Orte verlegt.

Nach dieſem verunglückten Unternehmen glaubte man ſich verſtärken und in die Lage ſetzen zu müſ-

ſen, die doch ſchwach genug befeſtigten Orte Haſſelt und Tongern förmlich angreifen zu können. Ein kurtrieriſches Bataillon Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und eine Eskadron pfälziſcher Huſaren ſtießen zum Exekutionskorps. Mir wurde die Ordre ertheilt, mich mit einigem Belagerungsgeſchütz dahin zu begeben. Ich war damals Ingenieur = Major, eine Stelle, die ich zugleich mit der mathematiſchen Profeſſur bekleidete.

Am 18. Juni traf ich in Sittard ein. Meine erſte Beſchäftigung war, bei Maaseyck eine Schiffbrücke über die Maas zu ſchlagen und dieſen ehemals befeſtigten Ort ſo weit in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, um als militairiſcher Niederlagsplatz zu dienen. Das unter dem Oberbefehl des kurpfälziſchen Generallieutenants Fürſten von Iſenburg, ſtehende Exekutionskorps war auf 7000 Mann angewachſen; unter ihm kommandirte General Graf Hatzfeld die mainzer, General Baron Wangen die kölniſche oder münſteriſche, und ein Fürſt Iſenburg die pfälzer Brigade.

Am 29. Juni ging die mainzer Brigade bei Maaseyck über die Maas, das ganze Korps beſetzte

die, vier Stunden vorwärts liegenden Städtchen Bree und Veer und die benachbarten Orte. Man verweilte einen Monat in dieſer Stellung und rückte abermals gegen Münſter-Bilſen und Haſſelt vor. Das Hauptquartier kam nach Genney.. Die mainzer Brigade ſtand auf dem rechten Flügel gegen Haſſelt; die pfälzer auf dem linken gegen Bilſen. Erſtere war mit dem nöthigen ſchweren Geſchütz und Schanzzeug verſehen, um den ſeit dem früheren Angriffe verſtärkten Ort zu beſchießen. Nach vorgenommener Recognoscirung hatte ich den Entwurf dazu der Generalität vorgelegt.. Er wurde genehmigt. Aber ach! an welchen unerhörten Unglücksfällen mußte mein ſchöner Plan nicht ſcheitern. Man denke ſich, daß in der folgenden Nacht die Inſurgenten einen Verſuch machten, die pfälzer Brigade zu umgehen und ſie im Rücken anzugreifen. Es mißlang zwar, dafür büßte aber ein mainzer Huſaren-Lieutenant, der eine Patrouille gegen Haſſelt machte, durch einige hinter Gebüſch verſteckte Schützen das Leben ein. Endlich verbreitete ſich gar noch die Nachricht, daß die Inſurgenten bedeutende Verſtärkung von Lüttich aus an ſich zögen und die Abſicht hätten, das Ere-

kutionskorps auf allen Punkten anzugreifen. Da freilich mußte unſern Kriegsleuten die Kampfluſt vergehen! Selbſt viele Offiziere meinten, es ſei doch eigentlich unerlaubt, ihre Leute um „Patrioten“ aufzuopfern, — ein Name, der damals mit Lumpengeſindel gleichbedeutend war. Kurz, nachdem man ſich zehn Tage in dieſer Stellung befunden, einen Mann, den vorbemerkten Huſaren-Lieutenant nämlich, verloren, keinen Feind getödtet, wohl aber drei Gefangene gemacht und drei Karabiner erbeutet hatte, nahm man den Rückzug in die vorigen Kantonirungsquartiere, die man nur noch näher nach Maaseyck verlegte und mehr zuſammen drängte.

Die pfälzer Truppen machten Verſuche, in einigen Orten, durch die ſie kamen, zu plündern, wurden aber durch ihre Obern daran verhindert. Als ſie ſich ihren Standquartieren näherten, ſchoſſen Etliche unter ihnen, welche den Vortrab machten, in einer Gegend, wo zerſtreute Häuſer lagen, ihre Gewehre ab. Der Befehlshaber des in einiger Ferne folgenden Bataillons ſchickte den Adjutanten dahin,

um zu ſehen was da vorgehe. Dieſer brachte die Nachricht zurück, man habe aus einem an der Straße liegenden Hauſe auf die vorbei ziehenden Truppen gefeuert. Sogleich wurde die Artillerie zum Angriffe des Hauſes beordert. Man warf einige Haubitzen hinein und es gerieth in Brand. Die Bewohner wollten ſich durch die Flucht retten und wurden erſchoſſen, ihre beiden Kinder verwundet; zwei Menſchen kamen im Hauſe um. Die nach Beute gierigen Soldaten verbreiteten ſich nun, unter dem Vorwande, verſteckte Waffen aufzuſuchen, in den umliegenden Häuſern, nahmen was ihnen anſtand, und brachten ganze Familien als gefangene Rebellen ein. Am folgenden Tage wurden dieſe auf mehreren Wagen, theils geſchloſſen, theils mit Stricken gebunden, unter Bedeckung nach Maaseyk in das Hauptquartier gebracht. Ich befand mich eben bei dem Obergeneral, als der den Zug kommandirende Offizier den Rapport übergab. Dieſem zufolge waren die Gefangenen Leute, in deren Behauſungen man verſteckte Waffen gefunden hatte; auch waren es viele Musketenſchüſſe, welche aus dem abgebrannten Hauſe auf die vorbeiziehenden Truppen gefallen wa-

ren. — Sind Leute durch die aus dem Hauſe geſchehenen Schüſſe getödtet oder verwundet worden? — fragte der General. Die Antwort war: keiner. — Und das Haus liegt, fuhr Jener fort, unfern der Straße? — Unmittelbar an derſelben, erwiederte der Offizier. Der General ließ ſich die vorgefundenen Waffen bringen, welche auf einem Karren angekommen waren. Sie beſtanden aus einigen und zwanzig Stücken von allerlei Gattung; aber nur fünf oder ſechs waren beſchaffen, um einen Schuß daraus zu thun, jedoch im Innern mit Roſt überzogen. Der Befehl wurde gegeben, die Mannsperſonen in Verhaft zu bringen und gut zu behandeln, die Frauen und Kinder aber ſogleich frei zu laſſen. Unter letzteren befanden ſich auch die beiden Waiſen, in deren Angeſicht am verfloſſenen Tage die Eltern waren getödtet worden. Das eine war durch das Bein geſchoſſen, das andere hatte einen Streifſchuß am Arm erhalten und noch war der erſte Verband nicht angelegt. Ein münſteriſcher Lieutenant, ein junger Mann, den ich hier gern nennen würde, wäre mir ſein Name nicht entfallen, ließ die beiden Kinder in ſein Quartier bringen, von einem Chir-

urgen verbinden und übergab ſie der Sorgfalt ſeiner Hausleute. Das mochte wohl für zu unkriegeriſch gelten; denn der brave Offizier wurde deßhalb von dem Bataillons-Kommandanten mit Arreſt beſtraft. Auf Befehl des Obergenerals wurde der Schutt des abgebrannten Hauſes auf das ſorgfältigſte unterſucht; man fand nichts von Waffen, ſondern blos Reſte von verbrannten Körpern. Niemand wurde zur Verantwortung gezogen und Alles dem Gras überlaſſen, das darüber wachſen mochte.

Der ſchlechte Fortgang unſerer kriegeriſchen Unternehmungen bewog den Kaiſer, der überdies noch in offener Fehde mit den Niederländern lag, zu milderen Maßregeln gegen die lütticher Inſurgenten, welchen man nun einen Theil ihrer Forderungen zugeſtand. Die desfalls eingetretenen Unterhandlungen wurden einige Monate durch fortgeſetzt, während welchen die pfälziſchen und trieriſchen Truppen abzogen, die mainziſchen und münſteriſchen aber in gänzlicher Unthätigkeit verharrten. Dieſen Waffenſtillſtand auf einem unrühmlichen Schlachtfelde benutzte

der Erzähler zur Beantwortung einer von der Münchner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisfrage. Diese Arbeit befindet sich in den Schriften der Akademie unter dem Titel:

> Rudolf Eickemeyer's, der Mathematik öffentlichen Lehrers bei der hohen Schule zu Mainz, Abhandlung über die Preisfrage: Welche sind für Baiern die besten und ausführbarsten Mittel, das Austreten der Flüsse und die davon abhängenden Ueberschwemmungen zu verhindern. 160 Seiten. IV Plans.

Inzwischen unterwarfen sich die brabanter Insurgenten. Ein bedeutendes östreichisches Kriegsheer stand in der Nähe und die Sache mit den Lüttichern konnte nun so gut als geendet angesehen werden. Doch setzte sich das auf 2300 Mann verminderte Exekutionskorps mit Anfang Dezembers abermals in Bewegung. Der Marsch geschah durch jülicher Land, nach dem zwei Stunden unterhalb Lüttich an dem rechten Maasufer liegenden Städtchen Vise. Die mainzer Brigade traf am 8. Dez. Nachmittags ein

und nahm ohne Widerſtand von dem Orte Beſitz. Vor demſelben liegt eine kleine Inſel, zu welcher man auf einer Schiffbrücke gelangt und mittelſt einer Fähre weiter auf das jenſeitige Ufer überſetzt. Ein Lieutenant wurde mit vierzig Grenadieren dahin geſchickt und da er alle Vorſichtsmaßregeln außer Acht ließ, in der Nacht von einer aus Lüttich herbei geeilten Abtheilung Schützen überfallen. Ehe ſeine Leute noch zu dem Gewehre greifen konnten, wurden einige getödtet und verwundet und der größere Theil gefangen genommen. Die Uebriger benutzten die Nacht und retteten ſich durch die Flucht. Nun fürchtete auch der den Poſten auf der Inſel kommandirende Offizier, wiewohl er zwei Kanonen bei ſich hatte, für ſeine Sicherheit und ging auf das rechte Ufer zurück. Mit Tagesanbruch erſchienen die Inſurgenten in bedeutender Menge auf dem linken Maasufer. Ein falſches Gerücht verbreitete ſich, daß eine zweite Kolonne auch auf dem rechten Ufer ſich der Stadt nähere; Beweggrund genug zum ſchnellſten Rückzuge, bei welchem ein auf achtzig Wagen beigeführter Vorrath von Lebensmitteln und anderen Gegenſtänden aus Mangel an Vorſpann, der bei

dem nächtlichen Waffenlärm entkommen war, dem Feinde in die Hände fiel. Die münſteriſche Brigade war damals noch nicht in Viſe eingetroffen; ſie hatte für gut gefunden, ſich in abgemeſſenen Schritten zu nähern.

So endete der dritte und letzte Kreuzzug gegen die lütticher Inſurgenten. Der Kaiſer übernahm das Amt des Vermittlers. Die Häupter des Aufſtandes wurden in das öſtreichiſche Hauptquartier eingeladen und daſelbſt gut bewirthet. Man verſprach ihnen Alles, mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalte, wenig oder nichts zu halten. Sie kehrten nach Lüttich zurück und bewirkten eine allgemeine Entwaffnung, nach welcher die öſtreichiſchen Truppen ohne Widerſtand Lüttich, Haſſelt, Tongern und andere Orte beſetzten. Die Executionstruppen kamen hintendrein. Der Zufall wollte, daß der mainzer Generalſtab nebſt dem Grenadierbataillon ſein Standquartier in der reichen Fabrikſtadt Verviers fand, der einzigen im lütticher Lande, wo wenigſtens der angeſehenere Theil der Bewohner der Sache des Fürſten

ergeben war. Unſer Empfang daſelbſt fiel daher äußerſt glänzend aus. Lorbeerkränze wurden von liebenswürdigen Frauen überreicht; Lobgedichte, worin man uns Erretter des Vaterlandes nannte und mit den Helden des Alterthums verglich, wurden von ſchönen Mädchen abgeſungen; mit ſchmeichelhaften Sinnbildern ausgeſchmückte Erleuchtungen, Bälle und große Gaſtmahle fanden Statt. Es läßt ſich denken, mit welchem gerechten Stolze wir das Alles hinnahmen! Das Beſte war: wir verblieben einige Monate daſelbſt, während welcher die Fabrikherrn ſich in unſerer Bewirthung zu überbieten wetteiferten.

Die Lütticher ſollten eine neue Conſtitution erhalten; allein ehe man noch bei dem deutſchen diplomatiſchen Schneckengange das große Werk begonnen hatte, nahmen die Franzoſen Beſitz vom Lande.

Mit dem Eintritte des Frühlings 1791 kamen die von Siege gekrönten Exekutionstruppen nach Mainz zurück und ſagten ſich mit vieler Selbſtgefälligkeit: So haben wir's doch am Ende noch gezwungen! Viele Offiziere äußerten ihr großes Bedauern, daß man ihnen keine Gelegenheit gegeben habe, mehr Patriotenblut zu vergießen.

Digitized by Google

Es verſteht ſich, daß es auch Leute gab, die dazu lachten. So, als eines Tages in einem Weinhauſe ſich mehre jener Helden in dieſem Tone vernehmen ließen, verſetzte ein junger Mann vom Civil: „Als ich noch ein Knabe war, hat man mich eine Fabel gelehrt, die mir eben einfällt und die mir die Herrn zu erzählen erlauben: Der Bock kam an einen Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen und wurde ſtolz, als er ſeine ſich im Waſſer ſpiegelnden Hörner erblickte. Wäre der Wolf jetzt da, ſprach er zu ſich ſelbſt, er ſollte mir ſchön ankommen! Dieſer ſtand wirklich in der Nähe, hörte es und ſtellte den Bock zur Rede, der ſich aber damit entſchuldigte, daß er es beim Trunke geſagt habe."

Wäre der Erzähler ein Lüttticher geweſen, er hätte ſeinen Witz auf der nächſten Parade mit hundert Stockſchlägen büßen müſſen. Man war aber nun nicht mehr in Feindesland.

Friedrich Karl Joſeph ſtrebte nach dem Ruhme, eine große politiſche Rolle zu ſpielen. Er bedurfte hiezu eines gewandten Mannes und hatte Albini in ſeine Dienſte berufen und zum Staatskanzler ernannt. Frankreichs innere Unruhen öffneten ſeinem Ehrgeize und ſeiner Prachtliebe ein grenzenloſes Feld. Die franzöſiſchen Prinzen und eine Menge anderer franzöſiſcher Auswanderer fanden Schutz in ſeinen Staaten und gaſtfreie Bewirthung an ſeinem Hofe. Er ſelbſt forderte Deutſchlands Fürſten auf, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache gegen ihr Vaterland zu machen. Die ſchlauen und undankbaren Gäſte ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit, nannten ihn in's Geſicht père et protecteur, hinter ſeinem Rücken aber l'abbé de Mayence, oder le gentilhomme parvenu.

Die Sittenloſigkeit, der Stolz und die Frechheit dieſer Fremdlinge, die Auszeichnung mit der, man ſie behandelte, waren für das Volk empörend und vermehrten ſeine Abneigung gegen einen Fürſten, der wenig um das Wohl ſeiner Unterthanen bekümmert, blos mit ſeinen Lieblingsplänen beſchäftigt, dabei von Günſtlingen und Favoritinnen gegängelt, ſein Land

dem Verderben immer näher führte. Um den steigenden Geldbedürfnissen abzuhelfen, hatte der Kurfürst die bis dahin nicht bestandne Stelle eines Finanzministers geschaffen. Doch wurde hiedurch nichts gewonnen, sondern die Staatskasse nur mit dem Gehalte des neuen Ministers belastet.

Unter diesen Verhältnissen erschien ein französischer Gesandter in Mainz. Erst nach mehreren Tagen gelang es ihm zur Audienz vorgelassen zu werden. Er fuhr bei Hofe an, fand aber Niemand zu seinem Empfange und gelangte erst nachdem er sich auf den Gängen verirrt hatte, zu den fürstlichen Gemächern, wo man eine zahlreiche Menge Militär- und andere Personen von Rang versammelt hatte. Der Kurfürst empfing ihn unter einem Thronhimmel und umgeben von den ersten Hof- und Staatsbeamten. Er beantwortete die Anrede kurz, kalt und in geschraubten Wendungen; worauf der Abgeordnete entlassen wurde, ohne wie gebräuchlich zur Tafel gezogen zu werden. Unter den Fenstern seiner Wohnung hatten indeß die Emigranten einen Scheerenschleifer postirt, bei dem sie ihre Säbel schleifen ließen; auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen wurde er

von ihnen verhöhnt. Spione umgaben seine Wohnung und kein Mainzer konnte es wagen, sie zu betreten.

Inzwischen erregten die Kriegszurüstungen, welche man in Frankreich machte, einige Besorgnisse. Mainz war außer Vertheidigungsstand. Durch die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oestreich und den Bourbons verlor diese Festung ihre ehemalige Wichtigkeit für das Reich. Man hatte sich seit Langem mit dem süßen Gedanken eingewiegt, daß es immer so bleiben werde und sah jede Ausgabe für ihre Unterhaltung als Verlust an. Die Festungswerke waren zur ökonomischen Benutzung unter dem Gouverneur und der Hofkammer vertheilt und beide eiferten um die Wette, ohne Rücksicht auf den Vertheidigungsstand, den meisten Nutzen daraus zu ziehen. Die Kriegsmacht des Kurfürsten bestand aus 2800 Mann Infanterie, welche in 4 Regimenter abgetheilt waren, aus 50 Husaren, 50 Jägern, 120 Artilleristen, 6 Mineurs und 6 Sapeurs. Diese nicht viel über 3000 Mann betragenden Truppen waren in den

Festungen Mainz, Erfurt und Königstein vertheilt und wurden von 12 Generälen und einem Hofkriegsrath geleitet, welcher aus 2 Präsidenten und 6 Räthen bestand. Der Kurfürst hatte überdies noch eine Garde, blos zum Dienst im Innern des Palastes. Sie bestand aus 50 Mann unter den Befehlen eines Kapitäns mit dem Range als General-Feldmarschall-Lieutenant und eines Stabskapitains mit dem Range als General-Major u. s. w.

Es war im Spätjahre 1791, als mir der Gouverneur Freiherr von Gymnich die Absichten des Kurfürsten zu erkennen gab, die Festung gegen einen Ueberfall oder offenen Angriff sicher zu stellen. Ich entwarf hierüber einen Plan, welcher in so weit angenommen wurde, daß vorläufig die mangelnden Zug- und andere Brücken, Thore, Gatter, die allernothwendigsten Verpallisadirungen und Ueberschwemmungs-Einrichtungen ausgeführt werden sollten. Zwei französische Ingenieur-Offiziere, die der Prinz Condée an den Kurfürst geschickt hatte, wurden nachher ebenfalls zu Rath gezogen und sie traten meinem Vorschlage unbedingt bei.

Die Feſtungsarbeiten waren bereits bedeutend vorgerückt, als den 19. Juli 1792, nach der Krönung des Kaiſers Franz des Zweiten, dieſer Monarch, der König von Preußen, mehre Prinzen beider Häuſer, viele regierende Fürſten und die berühmteſten Kriegs- und Staatsmänner Deutſchlands in Mainz eintrafen. Noch vor ihrer Ankunft wurde dem franzöſiſchen Geſandten, der von Seiten ſeines Hofes wiederholt auf Neutralität angetragen hatte, durch den Kanzler Albini aufgefordert, binnen vier und zwanzig Stunden Mainz zu verlaſſen, da man ihm für ſeine perſönliche Sicherheit nicht bürgen könne.

Der Kurfürſt empfieng und bewirthete ſeine erhabenen Gäſte mit einer Pracht, wovon man bis jetzt in Mainz kein Beiſpiel geſehen hatte. Ein glänzendes Feſt folgte auf das andere und kaum fand ſich die nöthige Zeit zur Entwerfung des merkwürdigen Manifeſtes, in welchem der Herzog von Braunſchweig den Franzoſen mit neuen Feſſeln und allen Anhängern liberaler Grundſätze mit Vernichtung drohte. Dies war das Reſultat von Conferenzen, die in dem Luſtſchlößchen Favorite ſtatt hatten, welches damals der König von Preußen mit

dem Miniſter Grafen Schulenburg bewohnte. Seit mehren Jahren war es eine Angelegenheit des Kurfürſten geweſen, dieſen Sommeraufenthalt, für welchen Natur und Kunſt ſchon ſo Vieles gethan hatten und der nun einige Tage lang durch Feſte, Erleuchtungen und Feuerwerke ſo ſehr verherrlicht wurde, zu verſchönern und zu erweitern. Wer hätte damals denken ſollen, daß dieſer reizende Aufenthalt, wo Alles Vergnügen, Alles Wolluſt athmete, dieſer hochgelegene Garten mit dem bezaubernden Ausblick auf den Rhein und Main, dieſer prächtige und geſchmackvolle Palaſt, wo Deutſchlands Fürſten ihr Anathem über die Franzoſen ausſprachen, nach weniger als drei Monaten in der Gewalt der Letztern, ja ſelbſt ſeiner gänzlichen Zerſtörung nahe ſein würde? —

Am Tage nach der Abreiſe des Kaiſers erhielt ich Befehl, alle Feſtungsarbeiten unverweilt einzuſtellen. Man hielt nun, nach ſo kräftigen Manifeſten, jede Vertheidigungsmaßregel für überflüſſig. Der Kurfürſt hatte vielmehr die Verpflichtung übernommen, ein 2000 Mann ſtarkes Regiment zu dem gegen Frankreich beſtimmten öſtreichiſchen Heere zu

geben. Er war der einzige deutſche Reichsfürſt, welcher mit Oeſtreich und Preußen einen thätigen Antheil an dem beabſichteten Kriege nahm. —

Dies Unternehmen gegen Frankreich, mochte es ſo günſtig ausgehen als es konnte, verſprach wenigſtens für den mainzer Staat keinen beſondern Vortheil, der eine ſolche beſondere Theilnahme hätte rechtfertigen können. Wer aber etwa den Schritt des Kurfürſten für bedenklich oder möglicher Weiſe für gefährlich erklärt hätte, wäre ſicher für einen Jakobiner oder Propagandiſten angeſehen worden. Die zahlreichen in und um Mainz verſammelten Emigranten, die ſich nun zum Feldzuge rüſteten und vom Kurfürſten Waffen erhielten, gaben in allen ſogenannten guten Geſellſchaften den Ton an, und wie anmuthig und herzerhebend dieſer klang, mag folgende kleine Probe zeigen.

Eines Tages war ich bei dem Gouverneur, Freiherrn von Gymnich, zu Tiſche, wo ſich mehre angeſehene Emigranten, Herren und Damen, auch einige Stabsoffiziere des nach Frankreich beſtimmten mainzer Regiments, befanden. Man ließ alle Männer, welche ſich in der Revolution ausgezeichnet hatten,

ſelbſt die dem König ergeben, aber in Frankreich geblieben waren, die Muſterung paſſiren und fand ſie ohne Ausnahme „pendables", — zu deutſch: henkenswerth! — Gemach, meine Herrn! rief endlich der Gouverneur; wo die Henker und die Stricke alle hernehmen? — Sogleich erboten ſich die Herrn, zu Henkern ihre eigne Perſon, — die Damen aber, zu Stricken ihre ſchönen Haare herzugeben.

Der Oberſtlieutenant v. F***, einer der Erſten, welche vor Haſſelt die Flucht ergriffen hatten, ſagte: „Ich habe drei Kapaune auf meinem Küchenwagen, von denen ich einen in Landau, einen in Nancy und einen in Frankreichs Hauptſtadt zu verzehren gedenke."

Der Major F***, welcher ſich in dem lütticher Krieg auf zehn Stunden Weges von den Inſurgenten nicht ſicher geglaubt, wenn nicht zwei Kanonen vor ihm hergingen, verſprach dem Gouverneur einen Sack voll eigenhändig abgeſchnittener Jakobinerköpfe. — Schicken Sie mir lieber die Hunde ſelbſt, erwiederte dieſer, ich will ſie in den Kaſematten verſchmachten laſſen.

Die ſonſt liebenswürdige Frau von Gymnich

erbat ſich blos einen Finger von Petion. — Viel Glück zum Feldzuge, rief die Herzogin von Grammont, als der Marquis d'Autichamp mit ſeinem Korps unter ihrem Fenſter vorbei zog. — Es iſt nur ein Spaziergang nach Paris, antwortete dieſer, und nun war das Loſungswort bei allen vornehmen Zuſammenkünften: Es iſt nur ein Spaziergang nach Paris!

Mit Anfang Septembers (1792) ging das neu errichtete Regiment, welches ſechs Kanonen mit ſich führte, von Mainz ab, um ſich mit dem bei Speier unter dem Kommando des Generals Grafen von Erbach ſtehenden öſtreichiſchen Korps zu vereinigen. Man hatte hierzu die ſchönſten und geübteſten Leute gewählt und nur einige hundert alte Soldaten und Rekruten blieben in Mainz zurück. Um dieſen Ausfall in der Beſatzung nothdürftig zu decken, wurden noch fünf- bis ſechshundert Mann Reichstruppen verſchiedner Fürſten, namentlich der Biſchöfe von Worms und Fulda, der Fürſten von Naſſau-Oranien, Naſſau-Weilburg und Naſſau-Uſingen eingelegt.

Gegen die Mitte Septembers vereinte ſich das Erbachiſche Korps mit dem in Lothringen ſtehenden preußiſchen Heere; das mainziſche Regiment aber nebſt einigen hundert Oeſtreichern blieb unter dem Kommando des mainziſchen Oberſten von Winkelmann in Speier zurück, wo ſich ein bedeutendes Magazin befand. Ein Offizier ſchrieb mir aus Speier Folgendes:

„Unſere Lage wird von Tag zu Tage bedenklicher. Den Franzoſen würde es ein Leichtes ſein, aus den benachbarten Feſtungen eine beträchtliche Anzahl Truppen zu vereinen und dieſe noch durch die Nationalgarden zu verſtärken. Unſer Oberſter iſt deßfalls unbeſorgt; er will ſie, ſo viel ihrer auch ſein mögen, erwarten und in offenem Felde ſchlagen. Die Ringmauern von Speier ſind gut; es käme darauf an, die Thore durch einige Fleſchen zu decken und die Gemeinſchaft mit dem rechten Rheinufer zu ſichern, und man würde hier Widerſtand leiſten, im äußerſten Falle aber den Rückzug über den Fluß nehmen können. Der Oberſte will von allem dem nichts wiſſen und begnügt ſich, den Soldaten mit unnützen Dingen zu ermüden, u. ſ. w.

Der Oberſt v. Winkelmann, choleriſchen, ſchwarzgalligen Temperaments, war durch das Leſen der Geſchichten eines Alexander, Attila, Dſchingis-Chan, Shah Nadir und anderer berühmter Länderſtürmer, in eine Art von Geiſtes-Verrücktheit gefallen. Nur mit Feuer und Schwert wollte er die Menſchen beherrſcht wiſſen. Er war der eifrigſte Verfechter des reinſten Despotismus; bei den Worten Freiheit, Menſchenrechte u. d. gl. wurde er vor wahrer Wuth befallen. In allen Staaten wollte er militäriſche Inquiſitionsgerichte eingeführt ſehen, ermächtigt, jeden der Freiheits-Grundſätze Verdächtigen nächtlich zu überfallen und ohne weiters aufknüpfen zu laſſen. Er hatte einen Plan ausgedacht, wie man Paris verbrennen könne, ohne daß es auch nur einer menſchlichen Seele möglich ſei ſich zu retten. War er alſo nicht der geeignetſte Mann, um die mainzer Truppen gegen Frankreich anzuführen?

Den 30. September Abends kam die Nachricht in Mainz an, daß man in Worms, gegen Speier hin, eine ſtarke Kanonade gehört habe, auch das Hoſpital und die Kriegskaſſe von Speier bei Mannheim angekommen und daſelbſt über den Rhein ge-

gangen ſei. Am folgenden Morgen ließ mich der Gouverneur zu ſich in das Zeughaus rufen. „Speier iſt verloren," ſagte er, „und wie ich Urſache habe zu glauben, die Beſatzung zu Gefangenen gemacht. Wir ſind außer allem Vertheidigungsſtand und in Gefahr, die Franzoſen vor der Stadt zu ſehen." Zu gleicher Zeit kam der Regierungspräſident, Freiherr von Frankenſtein, welcher uns den, von einem Beamten aus der Gegend von Speier erhaltenen Bericht vorlas, demzufolge 25 bis 30,000 Franzoſen Speier angegriffen und die Beſatzung niedergemacht hatten. Noch in der nämlichen Stunde wurde folgender Vertheidigungsplan entworfen und an ſelbigem Tage zum Theil auch in Vollzug geſetzt. Die Bürgerſchützen-Compagnie und Huſaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Feſtung geſchickt; die regulären Truppen in die wichtigſten Außenwerke vertheilt; die inneren Feſtungswerke aber durch die Bürgercompagnien beſetzt. Alle Bauprofeſſioniſten und Pferde wurden zur Fortſetzung der nöthigſten Feſtungsarbeiten aufgeboten, das ſchwere Geſchütz auf die Wälle gebracht und mit Bewaffnung der die Hauptzugänge deckenden Außenwerke der Anfang

gemacht. Junge Handwerksleute ſollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die akademiſche Jugend bewaffnet und zum Dienſte aufgefordert, und jener Theil der Landleute, welcher vormals im Militär geſtanden, einberufen werden. Endlich ſollten ſich Abgeordnete nach Darmſtadt und Hanau begeben und von daher Verſtärkung der Beſatzung zu erhalten ſuchen.

Am 2. Oktober erhielt ich die verläſſige Nachricht, daß ſich nach einem kurzen Widerſtande die Beſatzung von Speier an die Franzoſen auf Gnade oder Ungnade ergeben habe. Der Kurfürſt, welcher abweſend geweſen, traf an ſelbigem Morgen in Mainz ein, genehmigte alles, was vorläufig durch die Militär-Behörde geſchehen oder angeordnet war, ernannte den Dombechanten Freiherrn von Fechenbach und den Kanzler von Albini als Statthalter, und reiſte nach wenigen Stunden wieder ab. Alles, was zum höheren Adel gehörte, folgte ſeinem Beiſpiele und verließ die Stadt. Am 3. Okt. kam die Nachricht, daß die Franzoſen Worms in Beſitz genommen.

Man wird ſich kaum einen Begriff machen können, welchen Eindruck des Schreckens das unerwartete Ereigniß zu Speier und das weitere Vorrücken

der Franzoſen auf die Gemüther machte. Von Worms floh man nach Mainz, von Mainz nach Frankfurt, von da nach Würzburg. Selbſt hier packten viele Einwohner ihre Koffer zur weiteren Reiſe. Die von Worms gekommenen Flüchtlinge gaben die Stärke der Franzoſen auf dreißigtauſend Mann und achtzig Kanonen an; zu Frankfurt war das franzöſiſche Heer auf fünfzigtauſend und zu Würzburg ſchon auf achtzigtauſend gewachſen. Die Zahl der Fliehenden war ſo groß, daß Viele aus Mangel an Pferden ihre Reiſe mit Ochſen fortſetzen mußten. Die im Speſſart zerſtreuten öſtreichiſchen Werber glaubten ſich daſelbſt nicht mehr ſicher und zogen ſich nach Würzburg zuſammen. Als der um Truppenverſtärkung nach Darmſtadt geſandte Abgeordnete daſelbſt ankam, war der Landgraf bereits mit ſeinen Soldaten ausgezogen und auf dem Marſche nach Gießen. Mainz würde wahrſcheinlich durch ſie gerettet worden ſein; dort waren ſie ohne Noth und Nutzen. In einer Rede, welche der Staatskanzler v. Albini an die verſammelte Bürgerſchaft hielt, forderte er ſolche auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das Aeußerſte zu vertheidigen und nicht dem Beiſpiele

der feigen Frankfurter zu folgen, die auf die falſche Nachricht, daß die Franzoſen über den Rhein gegangen ſeien, eine Deputation ernannt hätten, um ihnen die Schlüſſel der Stadt zu überreichen.

Der Eindruck dieſer Rede wurde in etwas durch einige Bürger geſchwächt, die mit der Nachricht herbeikamen, — daß des Herrn Kanzlers Packwagen ſo eben die Rheinbrücke glücklich paſſirt wären.

Die in Speier in Gefangenſchaft gerathenen Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen und kamen nach Mainz. Sie gaben die Stärke des franzöſiſchen Armeekorps auf 14,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter an; ſie lobten die Schönheit dieſer letztern, die gute Disciplin aller und das menſchenfreundliche Benehmen des Obergenerals Cuſtine.

Die Vertheidigungsanſtalten wurden nun mit größter Thätigkeit fortgeſetzt und die ſchwache Beſatzung lagerte auf den Wällen. Der Gouverneur ſuchte durch ſeine öftere Gegenwart den Bürgern und Soldaten Muth einzuflößen, fand aber bei letztern, vorzüglich bei den Offizieren, eine äußerſt ungünſtige

Stimmung. Der in Speier erlittene Verluſt, ſo viel Rühmliches, was die von dort zurück Gekommenen der franzöſiſchen Tapferkeit nachzuſagen wußten; die Nachrichten aus der Champagne, wo Preußens Kriegsheer unerwarteten Widerſtand gefunden: Alles ſchien ſtark auf ihre Gemüther zu wirken. Jene, welche noch vor wenigen Tagen mit höchſter Verachtung von den Franzoſen geſprochen, glaubten ſich nun ſelbſt hinter Bruſtwehren, die auf zwei und dreißig Fuß hohen Bekleidungsmauern ruhten, nicht mehr ſicher genug. Ueberall, wo ich hinkam, befragte man mich, wie und wohin der Rückzug zu nehmen ſey, niemals aber, was man zu einer tüchtigen Vertheidigung thun müſſe. Der Mißmuth brach bald in ein allgemeines Murren aus und man nahm endlich keinen Anſtand mehr, laut zu erklären, daß es Unſinn ſey, mit ſo ſchwachen Kräften einem zahlreichen und muthvollen Feinde widerſtehen zu wollen; wenigſtens müſſe man die Außenwerke verlaſſen und ſich ins Innere der Feſtung zurück ziehen. Durch dieſe beunruhigenden Auftritte bewogen, berief der Gouverneur am 5. Oktober einen Kriegsrath zuſammen, beſtehend aus den Generälen, den

Kommandanten der Außenwerke und einigen Ingenieur- und Artillerieoffizieren.

Ueberzeugt, daß sich die allgemeine Meinung zur Räumung der Außenwerke neigen werde, entwarf ich eine Note, die nach geendigtem Kriegsrathe den Statthaltern eingehändigt wurde und hier blos dem wesentlichsten Inhalte nachfolgen soll:

„Die bei den bestehenden Verhältnissen in Betracht zu ziehenden Außenwerke sind:

a) die von dem untern Rheinufer bis zum Münsterthore ziehende Linie;

b) vier sehr bedeutende Forts;

c) drei Schanzen von geringerer Stärke;

d) die verschanzten Linien, welche die mit (b) und (c) bezeichneten Werke unter sich verbinden."

„Alle diese Werke sind in neuern Zeiten nach bessern Grundsätzen und mit mehr Sorgfalt ausgeführt worden, als die innere Umfassung, und gewähren selbst zum Theil einen weit höhern Grad von Sicherheit gegen einen offenen Angriff."

„Die Linien (a) sind durch Wassergräben gedeckt. Die auf Anhöhen liegenden vier Hauptforts (b) beherrschen nicht nur die ganze umliegende Gegend,

ſondern auch zum Theil die innere Feſtung. Wollte es der Feind verſuchen, die Linien, durch welche ſie verbunden ſind, bei Tage zu durchbrechen, ſie im Rücken zu laſſen und den Angriff auf die innere Umgebung zu unternehmen: ſo würde ihm ein ſtarkes, kreuzendes Feuer aus den Forts, das ſich vor dieſen Linien entwickelt, ſolches unmöglich machen. Zur Nachtzeit aber kann die Beſatzung dieſer Linien aus eben jenen Forts, gegen welche eine Erſteigung mit Leitern unausführbar iſt, verſtärkt werden."

„Wenn aber die Vortheile wichtig ſind, welche durch die Vertheidigung der Außenwerke gewonnen werden: ſo würden die Nachtheile, welche bei ihrem Verlaſſen erwüchſen, noch ungleich größer ſein. Der Feind würde ſich in denſelben feſtſetzen und von daher nicht nur die innere Feſtung aus der Nähe beſchießen, ſondern auch alles zu einem allgemeinen, offenen Angriffe auf dieſelbe vorbereiten. Ein Theil des Hauptwalles kann aus einigen dieſer Forts, ſelbſt im Rücken beſchoſſen werden, u. ſ. w."

Der General-Major von Faber, war der Erſte, welcher ſich bemühte, die von mir für die Vertheidigung der Außenwerke vorgelegten Gründe zu beſtrei-

ten. Die Mehrheit der Abſtimmenden war ihm auch ſchon beigetreten, als ein auf Kundſchaft ausgeſchickter Huſaren-Lieutenant verhängten Zügels angeſprengt kam, mit der Nachricht, die Franzoſen ſeien in vollem Anmarſch und nur noch einige Stunden von der Feſtung entfernt. Der Gouverneur ſtand ſchnell auf und erklärte die Sitzung für geſchloſſen. Auf mein Bemerken, daß bei gegenwärtig dringender Lage eine endliche Entſcheidung durchaus nöthig ſei, um ſich in den Vertheidigungsmaaßregeln darnach zu bemeſſen, rief er: „Alſo zur Abſtimmung! Verlaſſen oder vertheidigen wir die Außenwerke?“ — Verlaſſen! riefen Alle, und — ſo blieb ich denn ſelbſt verlaſſen bei meiner Meinung ſtehen.

Der Gouverneur begab ſich nun in Begleitung des General-Feldmarſchall-Lieutenants von Rüdt zu den Statthaltern, um ſie von der Ankunft der Franzoſen und vom Beſchluſſe des Kriegsrathes zu unterrichten. Ich wurde bald hernach, nebſt General von Faber, dahin berufen. Die Statthalter äußerten ihre Verwunderung darüber, daß man gegen alle Zuſage des Gouverneurs — die Feſtung nämlich aufs Aeußerſte zu vertheidigen, — nun doch die

weſentlichſten Theile derſelben ohne Widerſtand dem Feinde einräumen wolle. Sie forderten den General von Faber auf, die Gründe ſeiner Meinung anzugeben. Dieſe fielen äußerſt ſeicht aus und gingen in der Hauptſache dahin, daß es doch wahrſcheinlich ſei, der Feind werde bei einem allgemeinen gewaltſamen Angriffe einige Außenwerke erobern und ſich wenigſtens des darin befindlichen Geſchützes bemächtigen.

Ich fragte ob er glaube, unter den beſtehenden Verhältniſſen Mainz auch mit allen Kanonen noch vertheidigen zu können, wenn ſich der Feind einmal im ungeſtörten Beſitze der Außenwerke befände?

Er gab zu, daß dann nichts übrig bliebe, als zu kapituliren.

Nun gut, erwiederte ich, vertheidigen wir alſo ſtandhaft die Außenwerke, welche eben ſo wichtig durch ihre Lage, als durch ihre innere Einrichtung ſind; und ſollten unſere Bemühungen fruchtlos bleiben, dann wird es auf den Beſitz einiger Kanonen mehr oder weniger nicht ankommen, um — zu kapituliren.

Die Statthalter verwarfen hierauf den Beſchluß

des Kriegsrathes und verordneten die Befolgung des früher gefaßten Vertheidigungsplanes. Der Staatskanzler von Albini nahm mich bei dieser Gelegenheit auf die Seite, um mir zu sagen: „Wir schätzen Ihre Festigkeit und Ihre Kenntnisse. Fahren Sie so fort! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Kurfürst Sie in Kurzem zum General ernennen wird."

Ich antwortete ihm, daß es dieser Aufmunterung nicht bedürfe, um mich zur Erfüllung meiner Pflichten zu bewegen.

Auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes hatte der Gouverneur den Alarmschuß thun lassen, damit sich jeder schnell auf seinem Posten einfinde. Dieß hatte zur Folge, daß die 120 Mann starke Compagnie nassau-weilburger Truppen sich aus der Festung flüchtete und in ihre Heimath zurückkehrte; daß viele Bürger, welche die Wache hatten, solche verließen, und daß die Geistlichkeit, die Hofdiener, Staatsbeamte und andere Leute in so großer Menge auswanderten, daß man nöthig erachtete, solches zu untersagen.

In der Nacht vom 5. zum 6. fiel nichts vor; ſelbſt am kommenden Morgen war noch kein Feind erſchienen und man erhielt endlich die Gewißheit, daß dieſer ſich noch in ſeiner Stellung bei Worms befand. Jener falſche Lärm beruhte auf einem Mißverſtändniß oder vielmehr auf einem Schalksſtreiche. Der auf Kundſchaft befehligte Lieutenant hatte nämlich für gut gefunden, ſeine Huſaren voraus zu ſchicken. Dieſe kehrten in einer Schenke ein und zechten auf ungerechte Koſten. Der Wirth, um dieſer ſaubern Gäſte los zu werden, ſtellte einige Leute aus dem Orte an, die mit anſcheinender Beſtürzung die Nachricht bringen mußten, die Franzoſen ſeien im Anzuge. Die Huſaren warfen ſich auf die Pferde und eilten zum Lieutenant, der nicht für nöthig fand, ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, ſondern eiligſt den Rückweg nach Mainz nahm.

Inzwiſchen nutzte man die Unthätigkeit, in der die Feinde verharrten, zur Ausführung der Vertheidigungsanſtalten, die ſelbſt noch mit gleicher Thätigkeit fortgeſetzt wurden, als man mit Gewißheit er-

fuhr, daß die Franzoſen am 9. Worms verlaſſen und ſich bis Landau zurückgezogen hatten.

Die Nachrichten von der Lage der nach Frankreich vorgerückten Kriegsheere wurden von Tag zu Tage bedenklicher. Viele von daher zurückkehrende franzöſiſche Auswanderer trafen in Mainz ein, die meiſten in einem kläglichen Zuſtande. Ihre Aufnahme war ſehr von jener verſchieden, die ihnen einige Monate früher zu Theil geworden war. Sie wurden mit Wache von einem Thore zum andern begleitet, ohne daß man ihnen geſtattete, in der Stadt zu verweilen. Der Grund dieſer ſo kalten, ſelbſt beleidigenden Behandlung lag vorzüglich in der Beſorgniß, den Unwillen der Bürger zu erregen, welche dieſe Fremdlinge als die Urſache ihrer bedrängten Lage anſahen. Ueberhaupt benahmen ſich die Statthalter und der Gouverneur ſehr herablaſſend gegen die Einwohner, indem ſie zugleich mit Aengſtlichkeit alles zu entfernen ſuchten, was denſelben günſtige Begriffe von dem Feinde hätte geben können. Den von Speier zurückgekommenen Offizieren wurde Stillſchweigen über die dortigen Vorfälle auferlegt. Etliche und zwanzig gefangene Soldaten, die der

franzöſiſche Obergeneral als verheirathete Leute entlaſſen hatte, wurden dem Gouverneur vorgeführt. Sie rühmten die ihnen zu Theil gewordene Behandlung und erhielten den Beſcheid, es wäre beſſer geweſen, wenn jeder 25 Stockſchläge wohl aufgezählt erhalten hätte. Sie wurden auch unverweilt unter Bedeckung nach der Feſtung Königſtein gebracht. Aus derſelben Politik ging die Aeußerung hervor, die der Kanzler Albini in meinem Beiſein gegen einen Rittmeiſter that, der nach dem Abzuge der Franzoſen von Worms dahin geſchickt worden war und den Rapport überbrachte, der Feind habe gute Manns-zucht gehalten und alles baar bezahlt. „Lieber wäre es mir geweſen," ſagte der Kanzler, „von Ihnen zu hören, daß Worms und die Gegend ausgeplündert und verheert worden ſei."

Am 15. Oktober traf in Mainz eine Schwadron öſtreichiſcher Huſaren ein, und da die Statthalter die Nachricht erhalten hatten, daß 800 aus den Hoſpitälern kommende öſtreichiſche Soldaten Frankfurt paſſiren würden, um ſich nach den Niederlanden zu begeben, ſo erwirkten ſie bei dem öſtreichiſchen Geſandten die

Erlaubniß, auch dieſe zur Verſtärkung der Beſatzung nach Mainz zu ziehen.

Am 18. Abends wußte man, daß ſich die Franzoſen in verſchiedenen Kolonnen Mainz näherten und der Vortrab bereits die fliegende Rheinbrücke bei Oppenheim beſetzt habe. Die öſtreichiſche Verſtärkung wurde erſt folgenden Tags erwartet. Ihre Beſtimmung war in Mainz kein Geheimniß mehr. Nun hatte man aber die nicht ungegründete Vermuthung, daß ein Spion der franzöſiſchen Truppen, der ſich für einen Weinhändler ausgegeben, Tags vorher in dem nur eine halbe Stunde entfernten Orte Weißenau geweſen ſei und Nachrichten eingezogen habe. Es durften alſo blos einige hundert Mann franzöſiſche Kavallerie bei Oppenheim über den Rhein und dann einige Stunden oberhalb Mainz über den Main gehen, um dieſe 800 Mann, insgeſammt unbewaffnete und nur von einigen Offizieren geführte Leute aufzuheben. Ich machte den Gouverneur hierauf aufmerkſam, und es wurde ihnen mit anbrechendem Tage eine ziemlich ſtarke Truppenabtheilung entgegen geſchickt. Sie trafen am 19. um die Mittagsſtunde ein, wurden bewaffnet und in

jene Werke vertheilt, gegen welche ein gewaltsamer Angriff mit Erfolg ausgeführt werden konnte.

In der That war der französische Obergeneral von der Ankunft dieser Truppen unterrichtet gewesen; da seine Nachrichten aber aus keinen verläßigen Quellen flossen, so hatte er in der irrigen Voraussetzung, daß solche aus den Niederlanden kommend, auf dem Marsche nach Mainz wären, einige tausend Mann gen Kreuznach und Bingen abgeschickt. —

Die abermalige und nun verläßigere Nachricht von der Annäherung des Feindes hatte weitere Auswanderungen zur Folge. Der Finanzminister, Freiherr von Seckendorf, dem das öffentliche Interesse des Landes sowol als das private seines Fürsten anempfohlen war, hatte bereits seine eigne ganze Habe über den Rhein geschafft und fand nun für gut, auch seine Person in Sicherheit zu bringen. Darüber blieb denn freilich des Kurfürsten Bibliothek, dessen Gemälde- und Kupferstich-Sammlung, die Mobilien, Pferde, Wagen u. s. w. in Mainz zurück. Alles für die Franzosen, die es nachher,

als Erſatz für die ihren ausgewanderten Landsleuten erwieſenen Wohlthaten, in Beſchlag nahmen.

Wirklich war am 18. Abends gegen neun Uhr der Feind ſchon bis Weißenau vorgerückt. Da die Ruinen des, zwiſchen beſagtem Orte und der Feſtung gelegenen Karthäuſerkloſters ſeine Annäherung begünſtigen konnten, ſo hatte ich ſie verſchanzen laſſen. Auch wurde er, als er es verſuchte, ſich hier feſtzuſetzen, zurückgeworfen.

Am 19. in der Frühe brachte eine Patrouille einen Hauptmann des 4. Bataillons des Jura ein. Auf die ihm, hinſichtlich der Stärke und Stellung des Feindes gemachten Fragen, entſchuldigte er ſich mit gänzlicher Unwiſſenheit. Als ich hierauf mit dem Gouverneur die Außenwerke beſuchte, entdeckten ſich weſentliche Mängel in der Bewaffnung. Einiges Geſchütz war übermäßig, anderes äußerſt gering mit Munition, auch wohl mit Kugeln und Kartätſchen von nicht dazu gehörigem Kaliber verſehen. Ich hatte in die vier Hauptforts Mörſer bringen laſſen, um bei einem nächtlichen Angriffe Leuchtku-

geln aus denſelben zu werfen. Man behauptete, daß keine Leuchtkugeln vorhanden ſeien. Dennoch fanden ſich deren nach Uebergabe der Feſtung in beträchtlicher Menge vor. Wenn man hier auch nicht der Artillerie-Direktion ſträfliche Abſichten zur Laſt legen will, ſo möchte ſie wenigſtens von großer Nachläßigkeit nicht frei zu ſprechen ſein.

Gegen zehn Uhr ſelbigen Morgens, als ich mich mit dem Gouverneur auf dem Walle der innern Feſtung befand, wurde in dem Nonnenkloſter Thalheim, welches hart am Fuße der Anhöhe lag, auf der ſich das Fort Linſenberg befindet, Sturm geläutet. Nicht lange, ſo kam uns eine, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie zuſammengeſetzte, drei bis viertauſend Mann ſtarke feindliche Kolonne zu Geſicht, die aus dem Thale hervorbrach und ſich, in einer Ferne von fünf bis ſechshundert Schritten, den Linien, welche beſagtes Fort mit dem Fort Hauptſtein verbinden, entlang und an letzterem vorüber zog. Alles dieſes geſchah, ohne daß auch nur ein Flinten- oder Kanonenſchuß aus dieſen, mit Truppen und Geſchütze wohl beſetzten Werken gefallen wäre. Ich wurde eiligſt dahin geſchickt, Auf-

klärung über dieſe unbegreifliche Erſcheinung zu erhalten. Der Oberſt, Freiherr von Breitenbach, Kommandant des Forts Linſenberg, entſchuldigte ſich, — der Feind ſei ja ganz ruhig vorbei gezogen, daher man nicht geglaubt habe, die Feindſeligkeiten beginnen zu dürfen. Der General Freiherr von Rüdt, welcher in dem Fort Hauptſtein kommandirte, erklärte, er habe die vorbeigezogene Kolonne für franzöſiſche Ausgewanderte gehalten, welche die Abſicht hätten, ſich in die Feſtung zu werfen. Doch war er bereits von dieſem Irrthume zurück gekommen, indem der Feind, nachdem er ſich außer Gefahr befand, das Fort mit einigen ſcharf geladenen Kanonenſchüſſen begrüßt hatte. Das eigentliche Verhältniß der Sache war aber, wie ſich in der Folge herausſtellte, daß der franzöſiſche General, beordert, mit einer Truppenabtheilung den linken Flügel des Belagerungskorps zu bilden, aus Mangel an Lokalkenntniß und einem guten Führer, auf Abwege gerathen war und ſeinen Irrthum erſt erkannt hatte, als er ſich aus dem Thale zog und die bedeutenden Feſtungswerke zur Seite erblickte. —

Gegen Mittag führte der Feind ſechs achtpfün-

der Kanonen zwiſchen den Orten Heiligkreuz und Bretzenheim auf und beſchoß während einer Stunde die Stadt, doch bei ſo großer Entfernung ohne andern Erfolg, als daß einige Mauern und Dächer beſchädigt wurden. Indeſſen verließen mehre Bürger ihre Poſten und erklärten laut, der Kurfürſt, welcher ſich in Händel gemiſcht, die ihn nichts angegangen, möge nun auch ſolche ausfechten.

Schon in der Frühe hatte ich dem Gouverneur vorgeſchlagen, einen erfahrnen Offizier auf dem Thurme der Stephanskirche aufzuſtellen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Da dieß außer Acht gelaſſen worden, ſo begab ich mich, mit einem guten Teleskop verſehen, nach der Mittagsſtunde ſelbſt dahin. Was ich entdecken konnte, gab mir folgende Reſultate, die ich in meiner Schreibtafel aufzeichnete und dem Gouverneur mittheilte:

a) Der Feind hat zwei ſichtbare getrennte Lager, eines auf den Anhöhen zwiſchen den Orten Hechtsheim und Marienborn, das andere auf jenen zwiſchen dem letztern Orte und Trais. Seine Zelte ſind in ſtarker Entfernung von einander aufgeſchla-

gen, vermuthlich in der Abſicht, um zahlreicher zu ſcheinen, als er iſt.

b) Jedes dieſer beiden Lager kann drei bis vier tauſend Mann, auch mehr, enthalten.

c) Eine Kolonne von beiläufig gleicher Stärke hat ſich dieſen Morgen gegen den Ort Mombach gezogen, wo ſie den linken Flügel des Belagerungskorps bildet; ihre Stellung iſt wegen der davor liegenden Anhöhe nicht ſichtlich.

d) Eine gleich ſtarke, den rechten Flügel bildende Abtheilung kann man von Heiligkreuz bis Weißenau annehmen, die aber auch durch Anhöhen gedeckt iſt.

e) Die ganze feindliche Infanterie möchte ſich alſo auf 16 bis 17,000 Mann belaufen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die vor Speier erſchienene Kavallerie, welche allgemein auf 5000 Mann angegeben wurde, bei dem Belagerungskorps befindet.

f) Bei dem ſchnellen Marſch des Feindes kann man mit Grund vorausſetzen, daß er kein Belagerungsgeſchütz mit ſich führt.

Nachmittags gegen drei Uhr begaben ſich der Kanzler von Albini und der General Graf Hatzfeld auf den Stephansthurm, wohin ich ſie begleitete.

Wir trafen mehre Neugierige an, die durch die Gefälligkeit des Thürmers Zutritt dahin gefunden hatten und deren uns einige mit der Nachricht entgegenkamen, der Feind führe eine große Menge Leitern gegen die Festung. Wirklich entdeckten wir 14 bis 16 mit Leitern beladene Wagen, die den Weg von Heiligkreuz nach Marienborn nahmen. Diese Erscheinung, die sich bald in der Stadt verbreitete, machte einen etwas nachtheiligen Eindruck, obgleich sie für den Sachverständigen keineswegs beunruhigend seyn konnte. Auf die vier Hauptforts war, bei ihren hohen Bekleidungsmauern, eine Leitererſteigung unmöglich, und so auch auf die innere Festung, bis auf wenige Stellen, die wohl verpallisadirt und, wie ich bereits oben bemerkt habe, mit regulären Truppen stark besetzt waren. Die Leitern selbst, aus den benachbarten Orten zusammengeführt, waren nicht von der Art, um zu dem vorhabenden Gebrauche zu dienen.

In der Nacht vom 19. zum 20. Oktober machte der Feind einige Versuche, die Besatzung der äußern

Linien zu beunruhigen, wobei er einen Mann verlor, der folgenden Morgens in die Stadt gebracht wurde. Als ich am 20. in der Frühe den Gouverneur bei Besichtigung der Posten begleitete, zeigte sich überall bei den Offizieren Unzufriedenheit über die Beschwerlichkeit ihres Dienstes, obgleich die meisten in den Kasematten sehr erträgliche Aufenthaltsorte hatten.

Bei unserer Rückkunft in der Stadt wurde gemeldet, daß ein Abgeordneter des französischen Obergenerals bei den Außenwerken angekommen sei, der den Gouverneur selbst zu sprechen verlange. Dieser begab sich, ohne andere Begleitung als einiger Ordonanz-Husaren dahin, kam bald zurück, und gleich darauf erfolgte eine Berathung bei den Statthaltern, an welcher nebst dem Gouverneur, der General-Feldmarschall-Lieutenant Graf Hatzfeld und der preußische Gesandte, Freiherr von Stein, Theil nahmen. Nach ihrer Beendigung wurde ich in die Behausung des General-Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Rüdt berufen, der in verflossener Nacht gefallen war und sich deßhalb vom Kommando auf dem Fort Hauptstein hatte ablösen lassen. Ich fand den Gouverneur und die Generale Rüdt, Hatzfeld,

Faber, Buseck, Kotolinski und Stutzer bereits versammelt. Man bildete sich in einen Kriegsrath, bei dem mir die Niederschreibung des Protokolls übertragen wurde.

Der Gouverneur las ein Schreiben des französischen Obergenerals ab, welches die Aufforderung zur Uebergabe der Festung enthielt, mit dem Zusatze, daß er sich ihrer im Falle der Verweigerung durch Sturm bemächtigen werde, dann aber für eine allgemeine Plünderung nicht stehen könne. Auffallend war es mir, daß man sich in diesem Schreiben auf ein anderes bezog, welches bereits am 19. dem Gouverneur zugestellt worden war und bei dessen Empfang dieser in seiner Antwort einen Tag Bedenkzeit gefordert haben sollte. Man hatte über dieses Schreiben gänzliches Stillschweigen beobachtet. Dem Schreiben, welches nun im Kriegsrathe abgelesen wurde, war ein anderes an den Stadtrath beigefügt, in welchem der Kurfürst scharf getadelt, den Bürgern aber Schutz und aufrichtige Freundschaft zugesichert wurde. Man fand es der Würde des bis nach Thüringen entflohenen Kurfürsten nicht angemessen, dieses Schreiben an seine Behörde gelangen zu lassen und die Stimme

des Bürgers in einer Sache zu vernehmen, die ihn doch so nahe anging. Daß diese Stimme zu Gunsten der Franzosen ausgefallen wäre, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Eben darum wäre es wenigstens klug gewesen, diese Stimmung der Stadt hervor zu rufen. Denn da die Statthalter, wie wir gleich sehen werden, die Uebergabe der Festung bereits beschlossen hatten: so würde durch jenen Kunstgriff ein Theil der Verantwortlichkeit auf die Bürgerschaft gefallen sein, die nun das Gouvernement allein traf. —

Der Gouverneur äußerte, der Kurfürst habe bei seiner Abreise von Mainz den Statthaltern auf das Feierlichste erklärt, daß sie ohne Rücksicht auf sein persönliches Interesse, das Beste der Bürgerschaft nie aus dem Auge verlieren sollten; daher die Statthalter, um die Personen und das Eigenthum derselben nicht auf das Spiel zu setzen, geneigt wären, Mainz unter billigen Bedingungen an die Franzosen zu übergeben; dies um so mehr, als selbst ein so erfahrner Soldat, wie der preußische Gesandte, Freiherr von Stein, ihrer Meinung beigetreten sei. Dennoch wolle man in einer so wichtigen Sache keinen Entschluß fassen,

ohne vorher das Gutachten des hier verſammelten Kriegsrathes einzuholen.

Der General Graf Hatzfeld erklärte ſich zuerſt für die Nothwendigkeit einer Kapitulation und unterlegte ſeiner Behauptung mehre Beweggründe. General von Faber trat dieſer Meinung nicht nur bei, ſondern ſuchte ſie noch durch neue Gründe zu unterſtützen. Die Generäle Rüdt, Buſeck, Kotolinski und Stutzer ſtimmten ohne weiters für die Uebergäbe der Feſtung. Der Gouverneur befragte nun mich um meine Anſicht. Ich antwortete, daß ſolche nach dem, was ſo eben einhellig beſchloſſen worden, überflüſſig ſein dürfte. — Indeß könnte ich nicht einſehen, wie es bei den getroffenen Vertheidigungsanſtalten dem Feinde möglich wäre, einen offenen Angriff mit Erfolg auszuführen, inſofern es nur Allen Ernſt ſey, Widerſtand zu leiſten.

Unzufrieden über dieſe Erklärung, verſetzte der Gouverneur, ob ich für die Folgen eines mißlingenden Widerſtandes perſönlich verantwortlich ſeyn wolle?

Die Forderung war, bei der eben laut gewordenen Geſinnung der Commandirenden und bei dem

unter den Truppen und den Bürgern herrſchenden Geiſte, doch wol etwas zu ſtark! —

Nach gefaßtem Beſchluſſe, die Feſtung zu übergeben, ging der Kriegsrath auseinander.

Bald darauf erhielt ich die Ordre, mich in das franzöſiſche Hauptquartier zu begeben. Der Gouverneur ſtellte mir ein verſchloſſenes Schreiben an den feindlichen Obergeneral Cuſtine zu. Ohne mich mit deſſen Inhalt bekannt zu machen, empfahl er mir, vor Abgabe desſelben nachdrücklich zu verſuchen, ob ich nicht den General zur Anerkennung der Neutralität des Kurfürſten bewegen könne.

Auf den Vorpoſten angelangt, ward ich von einem Stabsoffizier empfangen, der mich nach Marienborn führte, wo ſich Cuſtine befand. Ich ſagte ihm, daß der Gouverneur von Mainz, obgleich in der Lage, die ihm angedrohte Beſtürmung der Feſtung abzuſchlagen, dennoch nicht abgeneigt ſey, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, in ſo fern man die, von Seiten Frankreichs anzuerkennende Neutralität des Kurfürſten und ſeines Landes dabei als Grundlage annehmen wolle. — Cuſtine gerieth bei dieſem Antrage in ſichtliche Verlegenheit, faßte ſich

aber ſchnell und antwortete: „Frankreich wolle keine Eroberungen machen; auch ſey er nicht gekommen, friedfertigen Bürgern Uebles zuzufügen, ſondern einen unbeſonnenen Fürſten in ſeine Schranken zurückzuweiſen, welcher den unverſöhnlichſten Feinden des franzöſiſchen Volkes Schutz und Unterſtützung verliehen und, um über Frankreich einen Krieg zu verhängen, nicht blos Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, ſondern ſeine eigene Ohnmacht verkennend, mitwirkenden Antheil daran genommen habe. Er, Cuſtine, befände ſich an der Spitze zahlreicher Truppen, die keinen höhern Wunſch hätten, als ſich durch kühne Thaten auszuzeichnen; er kenne die Schwäche der mainzer Beſatzung und die Empfänglichkeit der Bürger für die Grundſätze der Franzoſen; er habe ſelbſt geheime Einverſtändniſſe in Mainz und ſey ſeiner Sache ſehr gewiß. Geſetzt aber auch ſein Unternehmen ſcheitere, ſo glaube er ſich hierüber eher bei dem National-Convent verantworten zu können, als wenn er in den ihm gemachten Antrag willige, der überdieß als diplomatiſcher Gegenſtand außerhalb ſeines Wirkungskreiſes liege.

Es wurde noch einiges über die Sache geſpro-

chen und Custine entließ mich endlich, indem er mit verdrießlicher Miene sagte, daß, im Falle er nach Verlauf von zwei Stunden keine bestimmtere Erklärung erhielte, alle Unterhandlungen als aufgehoben anzusehen seien. Ich übergab nun das Schreiben mit dem Bemerken, daß ich meinen Auftrag erfüllt habe und er hier das Weitere vernehmen werde. Er eilte damit zu einem Tische. Bei Durchlesung erheiterte sich seine Miene und er konnte sich selbst des Lächelns nicht enthalten. Ein Adjutant wurde berufen, dem er seine Antwort dictirte, wiewol so leise, daß ich nichts davon verstehen konnte. Ich eilte nach Mainz zurück, wo ich eine Stunde vor Mitternacht eintraf und von dem Gouverneur den Auftrag erhielt, mich nebst dem kurfürstlichen geheimen Rath Kalkhof abermals in das französische Hauptquartier zu begeben, um die Kapitulation abzuschließen, die man bereits entworfen hatte und uns zur Beförderung zustellte.

Am 21. gegen 2 Uhr nach Mitternacht langten wir in Marienborn an. Custine, der bereits zu Bette lag, unterhielt uns während einer Stunde von den Siegen, welche die Franzosen in der Cham-

pagne erfochten hatten und von dem Muthe der unter ihm ſtehenden Truppen. Er ging ſelbſt zu den innern Verhältniſſen Frankreichs über. Ludwig der Sechzehnte, ſagte er, könne nach dem allgemein verlornen Vertrauen nie wieder den Thron beſteigen; er hoffe aber, daß man bis zur Volljährigkeit ſeines Sohnes das Reich unter die Regentſchaft würdiger Männer ſetzen und dem Prinzen eine, den liberalen Grundſätzen der Franzoſen angemeſſene Erziehung geben werde.

Dieß war wirklich der Plan, den Cuſtine damals im Geheim verfolgte, — gewiß für das Wohl Frankreichs und ganz Europas der beſte, wenn er ausführbar geweſen wäre. Wir wurden endlich mit dem Bedeuten entlaſſen, der General Meunieur werde unverweilt eintreffen, um das Weitere mit uns zu verhandeln.

Die Capitulation wurde nun und zwar mit unbedeutenden Abänderungen nach den Beſtimmungen, die des Gouverneurs erſtes Schreiben und die uns nachher ertheilte Inſtruktion enthielt, abgeſchloſſen, von beiden unterhandelnden Theilen genehmigt und durch den Gouverneur dem verſammelten Stadtrath

bekannt gemacht. Die Statthalter hatten ſchon die Nacht zuvor Mainz verlaſſen. Der General von Faber, der Kriegskommiſſär Riedel und ich erhielten Ordre, bis zur endlichen Uebergabe der Feſtungswerke, der Pläne, des Geſchützes, der Magazine u. ſ. w. in Mainz zu verbleiben.

Nachmittags dieſes 21. Oktobers gegen drei Uhr rückte eine Abtheilung franzöſiſcher Truppen ein, welche die Poſten am Gauthor und an der Rheinbrücke beſetzte. Nach vier Uhr folgte der franzöſiſche Obergeneral, der für ſich und ſeinen Staab den kurfürſtlichen Palaſt bezog.

Selbige Nacht noch ging eine Abtheilung des franzöſiſchen Belagerungskorps durch Mainz, langte am 22. in der Frühe vor Frankfurt an und nahm die Stadt in Beſitz. Der Gouverneur von Mainz ſah dieſes als kapitulationswidrig an und beſchwerte ſich deßfalls beim franzöſiſchen Obergeneral, wohin ich ihn begleitete. Beim Weggehen erſuchte mich dieſer zu bleiben, um ihm einige Auskunft über die Feſtung zu geben. Er ließ die beiden Ingenieur-

Offiziere Clement und Cabert berufen und zog einen illuminirten Kupferstich von Mainz hervor, der gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Nürnberg herausgekommen war, ein elendes Machwerk, welchem bei vielen Unrichtigkeiten selbst die hauptsächlichsten Außenwerke fehlten. Ich fragte den General, ob das der Plan sei, der ihm bei dem Angriffe zum Leitfaden habe dienen sollen? Er versetzte, alle Bemühungen seien vergeblich gewesen, sich einen bessern zu verschaffen. Späterhin gestand mir Custine, er habe bei seinem Marsche nach Speier weder eine Absicht auf Mainz gehabt, noch sei er von dessen Vertheidigungsstand unterrichtet gewesen. Erst später habe er Nachrichten hierüber eingezogen und den guten Erfolg seines Unternehmens auf die schlechte Zusammensetzung der Garnison, vorzüglich aber auf die Unzufriedenheit der Bürger mit dem Kurfürsten und auf ihre Begeisterung für die Sache der Franzosen gegründet.

Soviel ist gewiß, — wenn die französischen Truppen nach der Einnahme von Speier unverweilt auf Mainz vorgerückt wären, so hätte man an gar nichts anders denken können, als ihnen die Thore zu

öffnen. Erwäge man nur, daß damals die ganze, 1200 Mann ſtarke Beſatzung aus Invaliden, Rekruten und ſolchen Truppen beſtand, die fünf verſchiedenen kleinen Reichsfürſten angehörten und zum Theil, wie wir geſehen haben, die erſte Gelegenheit ergriffen, aus der Feſtung zu entfliehen; daß damals kaum 50 Artilleriſten in der Feſtung lagen, noch keine Kanone aufgeführt, kurz, nichts zum Widerſtande vorbereitet und überdies Alles von dem unerwarteten Schlage betäubt war. Nur drei Wochen ſpäter, und es hatte ſich vieles geändert. Die zugänglichen Stellen der Feſtung waren wohl beſetzt und verpalliſadirt; auf den Wällen ſtanden 120 und mehre Kanonen, und einige hundert junge Handwerker waren in Bedienung derſelben unterrichtet; die Beſatzung war auf das Doppelte angewachſen, die Bürgerſchaft bewaffnet und zur Dienſtleiſtung angeſtellt. Ueber alles dieß ſchlecht unterrichtet und mit dem Zuſtande der Feſtung gänzlich unbekannt, unternahm Cüſtine ſeinen Marſch gegen dieſelbe. Er überzeugte ſich auch bald nach ſeiner Ankunft, daß ihm die Mittel fehlten, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und, ohne auch dazu nur die mindeſte

Vorkehrung zu treffen, ſich erſt noch zu rüſten und zu verſtärken, ſuchte er hauptſächlich durch ſchlaue Vorſpiegelungen auf das Moraliſche ſeiner Gegner zu wirken. Es gelang, und Mainz fiel durch die Charakterſchwäche der Statthalter und des Gouverneurs, der, ſtatt einen Kriegsrath zuſammen zu berufen, dem feindlichen General, auf deſſen Aufforderung zur Uebergabe, nur mit entſchloßnem Nachdruck hätte antworten dürfen, um ihn zum Rückzuge bis an Frankreichs Grenze zu nöthigen.

Die Grundſätze, auf denen Frankreichs neue Staatsverfaſſung in der erſten Phaſe der Revolution beruhte, nämlich monarchiſche, durch Vertreter des Volkes gemäßigte Gewalt, Abſchaffung der das Land drückenden Privilegien einzelner Perſonen und Stände, geſicherte Rechtspflege und verbeſſerter Staatshaushalt, werden heutiges Tages allgemein und von allen Völkern, die nicht etwa noch auf der unterſten Stufe der Civiliſation ſtehen, als die einzige und nothwendige Grundlage des öffentlichen Glücks und einer zwiſchen dem Herrſcher und dem Volke geſicherten

Wohlfahrt angeſehen. Sie beſtanden zwar damals, als die franzöſiſchen Truppen nach Mainz kamen, nicht mehr in ihrer erſten Reinheit: Gewaltthätigkeiten, an die Stelle des Rechtes getreten, und ungezügelte Leidenſchaften hatten ſie überſpannt und verderbt. Allein das Uebel, als Folge eines heftigen Kampfes zwiſchen denen, die auf das Neuzuſchaffende drangen, und jenen, die vom Althergebrachten nicht laſſen wollten, konnte nicht von Dauer ſein; man mußte endlich zu ruhiger Beſonnenheit zurück kommen. Die Anhänger an die Sache der ſogenannten Neufranken mochten daher auch, ungeachtet der grauſamen Mißbräuche, welche dieſe edle Sache zuerſt zu erfahren hatte, ihr doch nicht entſagen; ſie hofften, daß Vernunft über Vorurtheile, Wahrheit über Trug ſiegen würde. Auch die allgemeine Stimmung der Mainzer, mit Ausnahme des Adels und der hohen Geiſtlichkeit, hatte ſich bereits lange vor den ausgebrochenen Feindſeligkeiten für ſie erklärt und bei mehreren Gelegenheiten laut zu erkennen gegeben. Hier nur einige Thatſachen.

Man hatte den Emigranten den Zutritt in die Mainzer Leſegeſellſchaft geſtattet, welche einige hundert

Glieder ſowohl aus dem Mittel- als Adelſtande zählte. Dieſe Fremdlinge bewirkten bei dem Kurfürſten, daß mehre für die Geſellſchaft beſtimmte franzöſiſche Flugſchriften durch den Direktor, welcher deßfalls eine geheime Weiſung vom Staatskanzler erhielt, unterdrückt wurden. Die Sache kam heraus und die Geſellſchaft faßte einen Beſchluß, dem zu Folge der Direktor durch einen andern erſetzt und den Emigranten der Eintritt in die Geſellſchaft unterſagt wurde.

Als Ludwig der Sechzehnte auf ſeiner Flucht ergriffen und nach Paris zurück gebracht wurde, befanden ſich einige Prinzen und ein großer Theil des franzöſiſchen Adels in Mainz. Ueberzeugt von dem glücklichen Ausgange dieſes Unternehmens, wurde am Tage, wo die Nachricht in Mainz eintreffen konnte, die Oper: Richard Löwenherz gegeben, und der Kurfürſt wollte ſelbſt im Schauſpielhauſe die frohe Nachricht kund machen. Allein die Stunde des Theaters war bereits gekommen und der erwartete Kurier noch nicht eingetroffen. Man zögerte, das Publikum wurde ungeduldig, man mußte anfangen. Allein noch war das Stück nicht zu Ende, als die

Unglückspoſt eintraf. Da erblickte man von Schreck erſtarrte Menſchen, todtblaſſe Geſichter und die äußerſte Verwirrung in den Logen, während das Parterre in lauten Jubel ausbrach.

Der Hof und die Dienerſchaft, der Adel, der größere Theil der Geiſtlichkeit und der Dikaſterialperſonen hatten, wie wir ſchon bemerkt, Mainz vor der Uebergabe verlaſſen; die Zurückgebliebenen waren mit wenig Ausnahmen für die Franzoſen geſtimmt. Bei Ankunft derſelben in der Stadt äußerte ſich weder Furcht noch Niedergeſchlagenheit unter den Bewohnern; viele waren ihnen freudig entgegen gegangen, die große Menge hatte ſich auf den Straßen verſammelt und Vertrauen und Heiterkeit herrſchte in den Gemüthern. Die neu Angekommenen hatten bereits bei ihrem Aufenthalte zu Speier und Worms Beweiſe guter Mannszucht gegeben; der Soldat wurde auf Rechnung der Kriegskaſſe verköſtigt, der Offizier lebte mit ſeinem Wirthe gegen Bezahlung. Frankreich wollte damals nicht ſowohl durch die Gewalt der Waffen, als durch die öffentliche Meinung ſiegen;

es behandelte die Bewohner der Länder, wohin ſeine Truppen kamen, ſchonend, und hatte feierlich erklärt, daß es keine Eroberungen machen wolle, aber der Freund und natürliche Bundsgenoſſe jener Völker ſeyn werde, die ſich für ſeine Grundſätze erklärten. Kurz, das Syſtem der Nationalverſammlung und jetzt des Nationalkonvents war: — Europa von einem Ende zum andern zu revolutiouiren; wie ſpäterhin Napoleons Plan dahin ging, die Welt, ſo weit ſie der Eroberung werth war, ſich unterwürfig zu machen.

Auf dieſe Verheißungen der Franzoſen hin traten bald Männer zuſammen, die es ſich zum Zwecke machten, eine Regierungsform, bei welcher der Vorzug der Geburt, auch ohne Verdienſt und Talent, Alles, — Talent und Verdienſt aber ohne jenen nichts galt, zu vernichten und an ihrer Stelle eine andere zu gründen, welche auf den natürlichen Rechten des Menſchen und des Bürgers beruhe. Der Entſchluß war bei der Ungewißheit des Waffenglücks ſehr gewagt und es gehörte ein hoher Grad von Selbſtverläugnung und Begeiſterung dazu, um ihn zu faſſen. Allerdings ſind nicht Alle von gleich edlen

Beweggründen geleitet worden. Wer möchte in Abrede ſtellen, daß Manche wegen wirklich oder auch nur vermeintlich erlittener Unbilde oder Zurückſetzung; Manche, die nichts zu verlieren hatten, in der Erwartung zu gewinnen, und wieder Andere aus Verdruß, unter der alten Verfaſſung die Rolle der Gehorchenden ſtatt der Gebietenden ſpielen zu müſſen, ſich für Frankreich erklärt und durch ihr Benehmen den Namen „Mainzer Patriot“ in ein gehäſſiges Licht geſtellt haben!

Allein wie Viele, die ſolcher Vorwurf nicht trifft, ſind von der Güte der Sache überzeugt und mit feſter Anhänglichkeit an dieſelbe durch alle Entwicklungen einer ſtürmiſchen und ſchrecklichen Revolution gegangen, ohne je vom Pfade der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Uneigennützigkeit abzuweichen! Ihre Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, ſie zu nennen; nur unter den bereits Verſtorbenen will ich eines Forſter, Lux, Blau und Retzer mit ein paar Worten gedenken.

Wer kennt George Forſter nicht, den Gelehrten, den berühmten Weltumſegler, den klaſſichen Schriftſteller? Er ſtand eben als Bibliothekar in Mainz,

und wurde im Frühjahre 1793 nebſt Lux nach Paris geſendet, um dem National-Convent die Wünſche der Mainzer und eines Theils der Rheinländer um Vereinigung mit Frankreich vorzulegen. Beide ſtarben daſelbſt, Lux ſogar auf dem Blutgerüſte. Ergriffen von Abſcheu vor den Grauſamkeiten, die unter dem Scheine des Republikanismus verübt wurden, trat er nämlich mit einer Vertheidigung der Charlotte Corday auf, als es kein Franzoſe wagte, ſeine Stimme zu erheben. — Ich weiß es, redete er die Jakobiner in einer andern Schrift: „Aufruf an das franzöſiſche Volk", an, — ich weiß es, daß ihr allgewaltig ſeid, erkläre aber nichts deſto weniger, daß ich nicht aufhören werde, euch öffentlich anzugreifen, bis ihr mich auf's Schafot führt, oder eurer uſurpirten Gewalt entſagt, die ihr zu Gräuelthaten und zum Untergange der Freiheit mißbraucht! —

Felix Blau, Profeſſor der Theologie und Vorſtand des Seminars in Mainz, allgemein geſchätzt als Gelehrter und noch mehr als biederer, menſchenfreundlicher Mann, ſtarb 1798 zu Mainz an den Folgen der bei der Wiedereinnahme von Mainz als Klubiſt

erlittenen Mißhandlungen. Vor ſeinem Ende hatte er noch Gelegenheit, den verwaiſten und verunglückten Enkeln des Mannes, der ihn gemißhandelt hatte, nützlich zu ſein und ſo die Erinnerungen eines wohlwollenden Gemüthes zu befriedigen. —

N. Retzer ſtarb als Präſident des Tribunals zu Kaiſerslautern, — ſeiner Kenntniſſe, ſeines uneigennützigen, menſchenfreundlich-biedern Charakters wegen allgemein geachtet.

Mit den genannten Männern betreten wir den Kreis der mainzer Klubiſten. — Gleich bei Ankunft der franzöſiſchen Truppen hatte ſich, nach damaliger Sitte, eine ſolche Geſellſchaft von Volksfreuden, ein Klub gebildet. Man war gleich anfangs mehr auf die Zahl der Mitglieder, als auf eine ſtrenge Auswahl der Zudringenden bedacht. So konnte es nicht fehlen, daß in einem Verein von Leuten, die nicht aus gleichen Beweggründen handelten, bald genug Spaltungen eintraten und jede Partei ihre beſondern Anſichten und Abſichten geltend zu machen ſuchte; daß Leidenſchaft oft an die Stelle der Ver-

nunft trat, die Stimme des brauſenden Jünglings nicht ſelten über das Wort des beſonnenen Mannes ſiegte und Manches beſchloſſen wurde, was keineswegs das Gepräge jener liberalen Grundſätze trug, zu deren Beförderung man ſich doch vereint hatte. Solches war denn weit entfernt, den ruhigen Bürger, der die Wendung, wenn nicht gar den Ausgang der Dinge gern abwartet, für die Sache zu gewinnen, ſondern eher gemacht, eine Abneigung gegen dieſelbe zu erregen.

Ich will hier ein Original der damaligen Klubiſten einführen, das uns einen Blick in jene ſchwankend bewegte Zeit thun läßt. Die Klubiſten gaben nämlich bald ein Freiheitsfeſt, wobei auf einer, auf dem Markt errichteten Bühne die Inſignien des Monarchenthums und der Feudalherrſchaft verbrannt und unter großem Zudrange des Volkes viele Reden gehalten wurden. Auch Georg Böhmer, Gymnaſial-Profeſſor aus Worms, war unter den Sprechern. Er ließ ſein 3 Tage altes Söhnchen auf den Platz bringen. Gracchus, redete er den Säugling an, ich erwarte von dir, daß du gleich jenen zwei großen Römern, deren Namen du trägſt, ein eifriger

Volksfreund und ein unverſöhnlicher Feind der Ariſtokraten ſein wirſt!

Der kleine Gracchus war aber weniger von den ſtolzen Worten des Papa's, als von der Kälte des rauhen Wintertags erſchüttert; er ſchrie erbärmlich und hatte ſich folgenden Morgens den großen Erwartungen des Vaters durch den Tod entzogen.

George Böhmer war ein Phantaſt. Er hatte eine große Vorliebe für alte Druckſchriften. Doch erwieſen ſich dieſe wenig dankbar dafür. Denn bei der Uebergabe von Mainz an die Preußen, wo Böhmer ſich, gleich vielen andern Klubiſten, im Schutz der abziehenden Beſatzung hätte retten können, feſſelten ihn ſeine aus Kloſterbibliotheken zuſammen geſchleppten Scharteken ſo ſehr, daß er darüber ergriffen und mit einigen andern Klubiſten nach der Feſtung Ehrenbreitſtein gebracht wurde. Unterwegs geſellte ſich ein Küſter zu ihnen, der in einem langen, ſchmalen Käſtchen Wachskerzen trug. Ein Spaßvogel unter den Gefangenen raunte dem Profeſſor in's Ohr, der Mann ſei ein Scharfrichter, führe im Käſtchen ſein Schwert mit ſich und werde damit ihnen allen an den Hals reichen. Da ſank

der kühne Volksfreund in die Knie und war nicht von der Stelle zu bringen, bis man ihn über den Inhalt des Käſtchens beruhigte.

Von Ehrenbreitſtein kam Böhmer mit mehren ſeiner Gefährten auf die Citadelle von Erfurt. Von hier nahm er brieflich Abſchied von mehren Freunden, entſchloſſen, wie er ſchrieb, ſich zu Tode zu hungern. Wirklich hatte er den Verſuch drei Tage lang gemacht, als der menſchenfreundliche Coadjutor von Dalberg, damals Statthalter in Erfurt, ſich in Perſon auf die Citadelle begab, den armen Profeſſor von ſeinem Vorhaben abzubringen. Er fand jedoch den Gefangenen bereits bei einer ſtattlichen Mahlzeit. Vielleicht ſchrieb ſich von dieſen Schüſſeln die Weisheit her, mit welcher der Profeſſor in ſpätern beſſern Tagen die Wände ſeines Hauſes ſchmückte. Denn nachher in Frankreich als Richter angeſtellt, brachte er in allen Räumen ſeines Hauſes Sprichwörter, Denkſprüche und Lehren der Weisheit an, und ſo kam denn auf die Decke ſeines Speiſezimmers der gute Spruch zu ſtehen: „Man ißt, um zu leben, — lebt aber nicht, um zu eſſen!“ — Das von Napoleon mit dem Pabſte abgeſchloſſene Concordat machte

auf Böhmer einen ſo guten Eindruck, daß er von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche überging. Er ſtarb als königlich weſtphäliſcher Beamter.

Solche Originale gab es genug unter den Klubiſten. Es ließe ſich eine ganze Gallerie derſelben aufſtellen. — Allein, waren dieſe Klubiſten auch von mancher Unbeſonnenheit und beſonders von dem Vorwurf der Proſelitenmacherei, der Sucht zu municipaliſiren und der Unduldſamkeit gegen abweichende politiſche Meinungen nicht frei zu ſprechen: ſo verdiente doch die Behandlung, die der Kurfürſt, als er wieder in den Beſitz der Stadt gelangt war, ſich gegen ſie geſtattete, vielleicht noch mehr Tadel und rechtfertigte die gegen ihn laut gewordnen Beſchuldigungen.*)

Jeder nämlich, deſſen Namen ſich auf der Liſte der Klubiſten fand, wenn er auch nie Theil an ihren Verhandlungen genommen hatte, ſah ſich der Rache

*) Der Kurfürſt hielt bald nach der Uebergabe von Mainz ſeinen Einzug. Der Kanzler Albini hatte für einen jubelvollen Empfang geſorgt. Die Metzger löſ'ten die Pferde von ſeinem Wagen ab und ſpannten ſich ſelber ein. Als der Zug an einem Gefängniſſe vorüberkam,

der rückkehrenden Ausgewanderten, der Mißhandlung der gereizten Soldaten, der Zügelloſigkeit eines raubſüchtigen Pöbels preisgegeben und ohne Anſchuldigung eines durch die Geſetze bezeichneten Verbrechens, lediglich als Klubiſt und ohne Rückſicht auf Alter oder Krankheit, in ungeſunde Kerker geworfen, worin einige ohne ärztliche Behandlung und Pflege ſtarben. Ein unbeſcholtenes, blühendes Mädchen von 19 Jahren, der man nichts zur Laſt legte, als daß ſie einigemal auf einem Liebhabertheater unter Direction der Klubiſten geſpielt hatte, wurde mit Flintenkolben ſo mißhandelt, das ſie nach zwei Tagen ſtarb. Ihre beiden jüngeren, ebenfalls mißhandelten Schweſtern folgten ihr bald nach. Viele rechtliche Männer, die ohne die mindeſte Theilnahme an Politik in Mainz geblieben waren und während der Belagerung, in welcher Deutſche eine deutſche Stadt

---

in welchem ein Klubiſt ſaß, ſchwebte ein Papierſtreifen hernieder mit der Bleiſtift-Inſchrift:

Jeſus zog in Salem ein,
Von einer Eſelin getragen;
Sein Knecht muß aber größer ſein,
Zwölf Ochſen ziehen ſeinen Wagen.

einzuäſchern verſuchten, den Wurffeuern ausgeſetzt, ſo manchmal ihr Leben gewagt hatten, um Wohnungen und Eigenthum ihrer ausgewanderten Mitbürger von Brand zu retten, wurden nicht minder die Opfer des Parteihaſſes. Geplündert, verhaftet, über ihr Verhalten zur Verantwortung gezogen, wurden ſie, in Ermangelung anderer Schuld, bloß der Anhänglichkeit an die franzöſiſche Verfaſſung verdächtigt, aus der Stadt verwieſen. Die mainzer Regierung ſtellte damals denſelben Grundſatz auf, den früher die franzöſiſchen Ausgewanderten feſtgehalten hatten, indem ſie ſich ausſchließlich für die eigentliche Nation anſahen und alle Zurückgebliebenen als Verräther behandelten, die ſie ihrem Haß aufopfern dürften. Nur jene Beamten, Geiſtliche und ſonſtige Perſonen, die ſich als Spione hatten gebrauchen laſſen, oder den Franzoſen wie einer anſteckenden Seuche aus dem Wege gegangen waren, wobei ſie die niedere Klaſſe der Bürger und Landleute dem Belieben des Feindes preisgaben, fanden Gnade vor dem Herrn. Die Andern, welche — wenn auch nur zum Beſten ihrer Familien, ihrer Mitbürger oder der ihrer Obſorge Anvertrauten, auf ihrem Platz und

Posten ausharren zu müssen geglaubt hatten, waren, wenn nicht gerade strafbar, doch in den Augen der Regierung wenigstens des Mangels an Vaterlandsliebe verdächtig.

Jene Klubisten, welche sich auf ihre Anerkennung als französische Bürger stützten und für deren Sicherheit Frankreich mehre Geiseln zurück behalten hatte, wurden einige Jahre lang auf Festungen behalten und mit mehr oder weniger Härte behandelt, je nachdem das Kriegsglück sich auf diese oder jene Seite neigte. Sie hatten ihre endliche Befreiung dem von Frankreich über die Verbündeten erfochtnen Siege zu verdanken. Nach der Abtretung von Mainz kehrten sie dahin zurück und bezeichneten ihre Ankunft durch eine feierliche Erklärung gänzlicher Vergebung und Vergessenheit der ihnen zugefügten Uebel.

Nach diesen Betrachtungen, die mich der Zeit weit vorausgeführt haben, knüpfe ich den Faden der Ereignisse wieder an.

Am zweiten oder dritten Tage nach der Besitznahme von Mainz trafen daselbst einige trierische

Beamte aus Koblenz ein, welche von den daſigen zahlreichen Anhängern der Franzoſen abgeſchickt waren, um Cüſtine zur Beſitznahme der Stadt und der jenſeits des Fluſſes liegenden Feſtung Ehrenbreitſtein einzuladen. Die Beſatzung dieſer letztern beſaß nicht den mindeſten Vorrath an Lebensmitteln, die ſie täglich aus Koblenz bezog, und an Pulver, nach genauer Angabe, nur etliche und zwanzig Pfund. Der Kurfürſt hatte einige Jahre vorher alles Pulver der Feſtung an Frankreich verkauft. Hier war alſo Widerſtand eine gänzliche Unmöglichkeit. Aus welchen Gründen Cüſtine von dem Vorſchlage keinen Gebrauch machte, iſt mir unbekannt. An der Feſtung ſelbſt konnte es nicht liegen; denn Ehrenbreitſtein in ſeiner geringen Ausdehnung und günſtigen Lage forderte noch nicht tauſend Mann Beſatzung und enthielt alles zu einer nachdrücklichen Vertheidigung Nöthige, bis — wie oben bemerkt — auf die fehlenden Lebensmittel, die aus der umliegenden Gegend durch Contribution leicht zu beſchaffen, und auf das mangelnde Pulver, das von Mainz ſchnell dahin zu bringen geweſen wäre. Ja, es läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß den nach Koblenz beſtimmten

Truppen im Vorbeigehen auch die zwiſchen Ehrenbreitſtein und Mainz gelegene heſſiſche Feſtung Rheinfels in die Hände gefallen wäre, da ſolche einige Jahre ſpäter, bis wohin man doch Zeit hatte von der frühern Betäubung zurück zu kommen, auf die erſte Aufforderung an ein franzöſiſches Korps überging, das keineswegs in der Lage war, das Mindeſte gegen dieſelbe zu unternehmen. Durch den Beſitz von Rheinfels und Ehrenbreitſtein hätten die Franzoſen den Rhein auf eine weitere Strecke von achtzehn Stunden Wegs beherrſcht, und welche andre Vortheile wären nicht zugleich gewonnen worden! Die Preußen wären genöthigt geweſen, ihren Rückzug aus der Champagne weiter abwärts über dieſen Fluß zu nehmen; die nun im Rücken bedroheten Oeſtreicher hätten ſich nicht mehr gegen Bournonville in ihrer Stellung an der Moſel, ſelbſt nicht auf der linken Rheinſeite halten können; das bournonvilleſche Armeekorps wäre hier bis an das Ufer vorgerückt, hätte beide Feſtungen beſetzt und ſich an das Cuſtineſche angeſchloſſen. Das Unternehmen forderte allerdings einen raſchen Entſchluß, hätte aber vor Verlauf von elf Tagen, wo der preußiſche Vortrab

bei Koblenz eintraf, ausgeführt ſein können. Die Vortheile, welche hieraus für Frankreich erwachſen wären, ſind alſo kaum zu berechnen und würden dem nächſten Feldzuge eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Frankfurt, auf welches Cüſtine ſo raſch los ging, hatte weder die Lage noch die Haltbarkeit, um einen dauernden Beſitz und Anhaltspunkt zu verſprechen. Cüſtine mußte ſich darauf beſchränken, die der Stadt angeſetzte Contribution durch Geißeln zu ſichern, das bedeutende Zeughaus zu leeren und das Geſchütz nebſt Munition nach Mainz bringen zu laſſen. Gerade dies Geſchütz leiſtete in der Folge dem Feinde bei der Belagerung dieſer Feſtung ſo gute Dienſte. Ein gleiches hätte er gegen das ſchlecht befeſtigte Hanau ausführen können, wo die Bürger bereits einen Aufſtand zu Gunſten der Franzoſen erregt hatten, und die ſchwache Beſatzung es ruhig mit anſah, daß man den beiden heſſiſchen Löwen am Wappen über der Hauptwache auf feierliche Weiſe — Freiheitsmützen aufſetzte. Die nach Frankfurt geſchickten Truppen hätten damals ungehindert bis Würzburg gehen können, deſſen Fürſt-Biſchof

ein Regiment im Oeſtreichiſchen Heere hatte, das gegen Frankreich focht.

Die Aufträge um derentwillen ich nach der Ankunft der franzöſiſchen Truppen in Mainz verblieben war, brachten mich in nähere Verbindung mit dem Obergeneral, der mir mit Auszeichnung begegnete. Seine politiſchen Anſichten, deren ich bereits erwähnt habe, waren von meinen nicht verſchieden; er wußte dieſes und machte mir, als ſich meine Geſchäfte ihrer Beendigung naheten, den Antrag, in franzöſiſche Kriegsdienſte zu treten. Er glaube, ſagte er, daß es gut ſei, wenn der Verluſt, den das franzöſiſche Ingenieur-Korps durch die Auswanderung der Gegner der neuen Ordnung der Dinge erlitten habe, durch Freunde derſelben erſetzt würde.

In der kurfürſtlichen Militair-Verfaſſung beſtand kein Geſetz, welches den Offizier hinderte, nach Gutbefinden ſeine Stelle niederzulegen und andere Kriegsdienſte zu nehmen; ich glaubte alſo, ohne Pflichtverletzung Cuſtines Antrage entſprechen zu können. In meinem, desfalls an den Kurfürſten gerichteten

Schreiben nahm ich keinen Anſtand zu ſagen, daß, wenn die Generalität meiner Meinung beigetreten wäre, er noch im Beſitze von Mainz ſeyn würde. Den von mir gethanenen Schritt ließ der Kurfürſt meinen Vater entgelten. Er war Oberſter und Hofkriegsrath und ſtand auf dem Punkte, weiter befördert zu werden. Man ſetzte ihn auf Penſion *).

Cuſtine beſchuldigte den General Kellermann bei dem Convent der Verrätherei, daß er die Preußen

*) Daß mich weder Eigennutz noch unbefriedigter Ehrgeiz oder Unzufriedenheit mit meiner Stellung bewogen haben, den mainzer Kriegsdienſt zu verlaſſen, kann doch wohl keinen Zweifel leiden! Ich war Ingenieur-Oberſtlieutenant, Profeſſor der Mathematik bei der Univerſität, und Waſſerbau-Direktor in dem Kurfürſtenthum und in dem Bisthum Worms, und bezog von jeder dieſer Stellen einen eigenen Gehalt; ich genoß die Achtung der Regierung und konnte mit gutem Grunde auf ſchnelle Beförderung im Militäre zählen, während im Gegentheil, nach den damals bei den Franzoſen aufgeſtellten Grundſätzen, in Friedenszeit kein beſoldetes Heer beſtehen ſollte. Das obenangeführte Schreiben ließ ich in die frankfurter und mainzer Zeitung einrücken; keiner darin enthaltenen Angabe wurde widerſprochen.

Der Verf.

nicht bei ihrem Rückzuge aus der Champagne verfolgt und, ſtatt mit ſeinem Armee-Corps bis an den Rhein vorzurücken, ſich ſelbſt zurückgezogen habe. Am 4. November traf der preußiſche Vortrab zu Koblenz ein und ging über den Fluß. Houchard, welcher mit einer kleinen Truppen-Abtheilung von der mainziſchen Feſte Königſtein Beſitz genommen hatte, griff ihn in der Nähe von Limburg an und machte etliche und fünfzig Gefangene.

Cuſtine fehlte darin, daß er die Poſten an der Lahn nicht beſetzen ließ; der Marſch der Preußen gegen Frankfurt wäre dann verſpätet, und dieſe durch den eintreffenden Winter genöthigt worden, die Kantonirungsquartiere in Heſſen zu nehmen. Er hatte gleich nach der Einnahme von Mainz das Oberkommando über die ganze Rhein-Armee erhalten und aus dem Elſaß zwölftauſend Mann an ſich gezogen; ſie wurden ihm von dem General van Helden zugeführt, dem er das Commando in Frankfurt übertrug.

Das aus der Champagne zurück gekommene preußische und durch die Hessen verstärkte Heer zog sich in der Gegend von Montabaur zusammen. Custine ließ die Gebirgsausgänge verschanzen, nahm nachher, ohne den Angriff abzuwarten, eine andere Stellung weiter rückwärts, und endlich mit achtzehn bis zwanzigtausend Mann eine dritte hinter der Liederbach, wo sich der rechte Flügel bei Höchst an den Main anlehnte und der linke bis zum Orte Sulzbach erstreckte. Houchard stand mit einigen tausend Mann weiter vorwärts bei Oberorschel. Ein anderes Beobachtungskorps von drei bis viertausend Mann unter dem Commando des Generals Meunier war in der Gegend von Wiesbaden aufgestellt, für den Fall, daß der Feind versuchen sollte, über Schwalbach vorzudringen, um dem französischen Armeekorps im Rücken zu manövriren. Kleinere Truppenabtheilungen standen bei andern Gebirgsausgängen. Ich hatte den Auftrag, die Stellungen dieser verschiedenen Posten zu berichtigen. Am 30. November gegen Abend langte ich bei jenem an, welcher den nach der Feste Königstein führenden Gebirgsausgang besetzt hatte. Er bestand aus zwei Batail-

lonen Linien-Infanterie, welche eine Abtheilung reitender Jäger und drei Kanonen bei ſich hatten. Der Befehlshaber, General Setilli, verſicherte mich, daß nach verläßigen Nachrichten der Feind gegen ihn im Anmarſche ſei. Wir kamen dahin überein, daß er, im Falle vergeblichen Widerſtandes, ſich unter den Schutz der Feſte Königſtein zurückziehen ſollte, wo er nach wenigen Stunden auf Verſtärkung zählen konnte. Indeß traf Setilli mit ſeinen Truppen noch in der Nacht im Hauptquartiere zu Höchſt ein und gab vor, daß es ihm nur unter der Begünſtigung der Dunkelheit möglich geweſen, den Rückzug zu unternehmen, nachdem ihm der zahlreiche Feind bereits die Gemeinſchaft mit Königſtein abgeſchnitten gehabt. Cuſtine, der ſich nun in der linken Flanke und im Rücken bedroht ſah, ſchickte mich alsbald mit einer Truppenabtheilung von ungefähr dreitauſend Mann ab. Ich ſtieß auf keinen Feind und nahm noch ſelbigen Morgens von dem verlaſſenen Poſten Beſitz. Bald darauf erhielt ich durch die abgeſchickten Patrouillen die Nachricht, daß der Nachtrab des, bereits auf der ſogenannten hohen Straße bis gen Frankfurt vorgerückten preußiſchen

Heeres am verflossenen Tage schon die Gegend passirt sei. Dies wurde auch durch einige als Gefangene mitgekommene Nachzügler bestätigt. Auf den hierüber an den Obergeneral erstatteten Rapport ward mir die Ordre, mit meinen Truppen zum Armeekorps zurückzukehren. Setilli erhielt Befehl, sich von der Armee zu entfernen.

Als ich am 2. Dezember (1792) in Höchst eintraf, waren die Preußen bereits im Besitze von Frankfurt. Custine, mit einem Theile seiner Truppen zur Rettung der Stadt herbeigeeilt, traf erst nach ihrem Verluste ein; kam Nachmittags nach Höchst zurück und beschuldigte den General van Helden und die frankfurter Bürgerschaft laut des Einverständnisses mit dem Feinde. Die Umstände, unter welchen der schnelle Fall von Frankfurt erfolgt war, wurden von den in der Sache befangenen Parteien verschieden angegeben. Sie waren im Wesentlichsten folgende:

General van Helden hatte wenige Tage vorher Befehl erhalten, das frankfurter Zeughaus in Besitz

zu nehmen. Ein zuſammengerotteter Haufe widerſetzte ſich. Van Helden gab nach, und Cuſtine, obgleich er ſich mit ſeinen Truppen in der Nähe befand, ließ es geſchehen. Der frankfurter Pöbel lernte hierdurch die Schwäche des Stadtkommandanten kennen. Dieſer machte ſich aber auch noch der Nachläſſigkeit ſchuldig, indem er die Handwerksburſche, unter denen viele Heſſen und Preußen waren, vor die Stadt in das feindliche Lager hinaus gehen und mit ihren Landsleuten Gemeinſchaft unterhalten ließ. Hier wurde der nachher ausgeführte Plan verabredet. Der frankfurter Magiſtrat mochte hievon unterrichtet geweſen ſein, ohne jedoch ſelbſt Antheil daran zu nehmen. Er war ja nicht verpflichtet, für die Sicherheit der Stadt im Intereſſe der Franzoſen zu wachen. Das Wohl der Bewohner forderte aber, daß die Stadt ohne förmliche Belagerung übergehe.

Als am 2. in der Frühe der Feind gegen zwei Thore anrückte, waren dieſe nur ſchwach bewacht. Während van Helden auf den bedrohten Punkten den Wall mit ſeiner Infanterie beſetzen ließ, gelang es den in großer Anzahl vereinten Handwerksburſchen, welche meiſtens aus Bauprofeſſioniſten beſtan-

den, ſich der Kanonen, die ohne Bedeckung herbeigeführt wurden, zu bemächtigen, die Thorwache zu überfallen und die Zugbrücken herabzulaſſen. Hätte ſich van Helden, wie es bei der Möglichkeit eines Ueberfalls erforderlich iſt, darauf beſchränkt, die Zugbrücken einhangen, die Thore ſtark beſetzen und eine Reſerve zur Erhaltung der innern Ruhe aufſtellen zu laſſen: ſo wäre die Ausführung des Unternehmens unmöglich geweſen; der Feind hätte nicht über die Waſſergräben gehen können und Cuſtine die nöthige Zeit gewonnen, herbei zu eilen. Van Helden verließ während des ganzen Vorfalls das Zimmer nicht. Die Beſatzung beſtand aus 1600 Mann, wovon 40 getödtet, 160 verwundet und 700 bis 800 gefangen wurden. Die Uebrigen entkamen durch das nach Höchſt führende Thor.

Nach dem Verluſte von Frankfurt konnte das franzöſiſche Armeekorps ſeine Stellung nicht mehr behaupten. Schon die Jahreszeit geſtattete es nicht; die Anhöhen waren bereits mit Schnee bedeckt. Die Preußen hatten dagegen den Vortheil, ihre Truppen in Frankfurt und den rückwärts liegenden Orten unterzubringen. — Die Anſtalten zum Rückmarſche

wurden getroffen. — Custine hatte ein schlechtes Mittagmahl gemacht. Als man zu Nacht essen wollte, war der Küchenwagen abgegangen, und in Höchst auch nichts gegen Bezahlung zu haben. Ich wendete mich an die dasigen Antoniter, die ich kannte' und man versprach mir etwas kalte Küche unter der Voraussetzung, daß der Gäste nur wenige wären. Um zehn Uhr gingen wir nach dem Kloster. Custine brachte die Generäle Beauharnais, Biron und Houchard, nebst dem Generaladjutanten Scherb mit. Wer hätte damals denken können, daß von sechs Tischgenossen vier nach Verlauf von nicht zwei Jahren unter einer durch Anarchie herbeigeführten Tyrannei, als Opfer des Parteigeistes auf dem Schafot sterben würden! Scherb ließ sich im Jahre 1796 in Kehl überfallen und wurde von der Armee entfernt.

In Mainz lagen kaum 350 Mann Besatzung. Es war möglich, daß feindliche Truppen noch in selbiger Nacht von Frankfurt in Schiffen den Main hinunter gingen, um die Stadt zu überfallen. Ich erhielt daher Ordre, mich mit einer halben Brigade

unverweilt dahin zu begeben. Dieſe ſollte dann bis zum Einrücken der bei Wiesbaden aufgeſtellten Truppen-Abtheilung daſelbſt verbleiben, dann aber ihren Marſch nach Worms fortſetzen. Um zwei Uhr nach Mitternacht traf ich ein. Die Wache am Rheinthore war nur mit zehn bis zwölf Gemeinen und einem Unteroffizier beſetzt und das Thor ſelbſt nicht geblendet. Ich eilte zum Feſtungskommandanten, General Deblou, damit er die Artilleriſten auf die am Rheine liegenden Batterien beordern möge. Die Schildwache vor dem Hauſe ließ mich ohne Weiteres ein; da ich aber im ganzen Hauſe keinen Menſchen, auch kein Licht fand, ſo gelang es mir erſt nach langem, vergeblichem Rufen und Herumwandern im Finſtern, an ein verſchloſſenes Zimmer im obern Stock zu kommen, aus dem ich nach wiederholtem Klopfen die Stimme des Generals vernahm. Ohne das Bett zu verlaſſen, unterhielt er ſich mit mir, der ich immer noch vor der Thüre ſtand, in allerlei Fragen über den Verluſt von Frankfurt, bis endlich geöffnet wurde. Nun fehlte es aber an einem brennenden Lichte, und ſo kam es zu abermaligem vergeblichem Rufen. Keine Ordonnanz war im Hauſe und die

Bedienten lagen ſchlafend in einem entfernten Hintergebäude. Wir gelangten endlich an das verſchloſſene Schlafzimmer des Sohnes des Generals, der bei ihm die Stelle als Adjutant verſah. Dieſer mochte ſpät nach Hauſe gekommen ſein, war noch berauſcht und erklärte geradezu, er werde nicht öffnen, man ſolle ihm Ruhe laſſen. Der General mußte alſo ſelbſt einen Bedienten aufſuchen, ſo daß ich erſt nach Verlauf von einer guten Stunde die verlangte Ordre in Händen hatte, die ich denn auch ſelbſt in die Artilleriekaſerne bringen mußte, da meine Ordonnanzen den Weg nicht kannten. Die halbe Brigade war indeß eingetroffen und brach am Morgen noch auf, um Oppenheim und Worms zu beſetzen.

Ich hatte dem Commandanten die ſchriftliche Ordre mitgetheilt, auf ſeinem Marſche eine Truppen-Abtheilung am Rhein entlang gehen zu laſſen, um alle am linken Ufer liegenden Fahrzeuge in Beſchlag zu nehmen und an beide Ufer zu bringen. Er unterließ aber nicht nur dieſes, ſondern ſah auch ruhig zu, daß ſich die Bewohner des am rechten Rheinufer liegenden Städtchens Germersheim eines großen Schiffes bemächtigten, welches Mehl für die Beſatzung

von Mainz geladen hatte. Er emigrirte einige Tage darauf. Er war ein bejahrter Oberſt unter den Linientruppen.

Aubert-Dubayet, der nachherige Kriegsminiſter und ſpäter franzöſiſcher Geſandte in Konſtantinopel, folgte ihm im Kommando. Er erhielt auf die Bedrohung, daß er den Ort beſchießen werde, das Schiff mit dem Mehl zurück.

Als Cuſtine am 3. Dezember nach Mainz kam, ließ er eine ſtarke Beſatzung in Kaſſel. An der bereits angefangenen Befeſtigung dieſes Ortes wurde mit großer Anſtrengung fortgearbeitet.

Nach der Einnahme von Frankfurt beſchoſſen die Preußen vergeblich die Feſte Königſtein. Sie brannten aber das am Fuße des Berges liegende Städtchen ab, deſſen Bewohner zur Entſchädigung die Erlaubniß erhielten, in Deutſchland Almoſen zum Wiederaufbau ihrer Wohnungen zu ſammeln. Königſtein fiel jedoch einige Monate ſpäter aus Mangel an Lebensmitteln.

Am 13. Dezember in der Frühe erſchien der Feind in verſchiedenen Kolonnen auf den vor Kaſſel liegenden Anhöhen und bezog die Kantonirungsquar-

tiere in den, ungefähr zwei Stunden entfernten Orten Wickert, Maſſenheim, Telkenheim, Erbenheim und Wiesbaden. Die franzöſiſche Beſatzung des nur eine Stunde entlegenen Ortes Hochheim zog ſich zurück und der Ort blieb von Truppen frei, bis ihn Cuſtine am 3. Jenner 1793 mit 6 Bataillonen unter dem Kommando des Generals Houchard beſetzen ließ. Dieſem ertheilte er den Befehl, noch ſelbige Nacht die feindlichen Standquartiere anzugreifen, wobei er es jedoch ſeiner Klugheit überließ, auch dieſen Angriff etwa auf eine andere Nacht zu verſchieben. Houchard griff nun nicht an, wurde aber in derſelben Nacht ſelbſt überfallen. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſeinen Rückzug nach Kaſſel zu bewirken, wobei er einige hundert Mann an Todten und Gefangenen und acht Kanonen verlor. Hochheim lag in der That zu ſehr außer der Linie um einige Sicherheit zu gewähren. Es zu beſetzen, was gegen die Meinung Houchard's und Anderer geſchah, war auch ohne allen Nutzen, und ein theilweiſer Angriff, ohne Mitwirkung der Beſatzungen von Kaſſel und Mainz, durchaus fehlerhaft.

Die Emigranten, deren Kavallerie vor Eröffnung des Feldzuges in der Gegend von Mainz ſtand, hatten eine beträchtliche Menge Fütterung zurück gelaſſen, welche in einigen Orten des Rheingaues aufbewahrt lag. Hofmann, Profeſſor in Mainz, einer der entſchiedenſten Klubiſten, machte hiervon dem General Cuſtine die Anzeige, worauf einige Kriegskommiſſäre dahin geſchickt wurden. Dieſe gaben den Vorrath äußerſt gering an; Hofmann behauptete, daß er wenigſtens das Dreifache betrage, und machte ſich anheiſchig, ſolchen ſelbſt nach Mainz zu liefern. Gegen das Anerbieten ließ ſich nichts einwenden; allein man ſorgte dafür, daß die Schiffe, die in Mainz ankamen, weder ausgeladen, noch bewacht wurden: ſie waren der Plünderung nicht nur des Militairs, ſondern auch der Bürgerſchaft preis gegeben. Hofmann eilte ſelbſt nach Mainz, um dieſem Unfuge zu ſteuern; verlor aber zwei Tage, ehe er bei dem Generalkommiſſär Villemanzy vorgelaſſen wurde.

Indeſſen ging der ganze Vorrath doch vor Ankunft der Preußen ein. Dieſen fielen aber durch die Saumſeligkeit der Kommiſſaire zwölf vierſpän-

nige Wagen mit Mehl in die Hände, die von den Mühlen kamen. Die Bewohner des Rheingaues mußten hiefür unter dem falschen Vorwande, daß sie die Sache dem Feinde verrathen hätten, 12,000 fl. Entschädigung bezahlen.

In Mainz lag eine beträchtliche Menge Mehls, das den Oestreichern gehörte und für die Niederlande bestimmt war. Die Kommissäre erklärten es aber für Privateigenthum und lieferten es an Frankreich gegen gute Bezablung. Der ehrliche und eifrige Professor Hofmann brachte diesen Betrug an den Tag, und nun steckten sich die Schandmenschen, die es weder mit dem Königthum, noch mit der Republik meinten, sondern blos auf Mittel bedacht waren, sich aus Diebstählen am Staate zu bereichern, hinter einige elsaßer Klubisten, die in Mainz waren und Hofmann anklagen mußten, daß er sich bestrebe, Zwietracht unter den Patrioten zu erregen und den Administratoren das nöthige Vertrauen zu entziehen. Wenig fehlte, so wäre er als Ruhestörer und geheimer Agent der Deutschen aus der Stadt verwiesen und seinen Feinden überliefert worden.

Nach dem am 3. Jenner ſtatt gehabten Gefechte bei Hochheim, beſchränkte ſich Cuſtine darauf, außer den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Koſtheim und Kaſſel, das linke Rheinufer von Worms bis Bingen nebſt der vier Stunden oberhalb der Nahemündung liegenden Stadt Kreuznach zu beſetzen. Der Ingenieur-Oberſt-Lieutenant Clemence und ich erhielten den Auftrag, die Gegend zwiſchen der Nahe und dem Rheine zu bereiſen und einen Operationsplan für den Fall zu entwerfen, daß man ſich auf die Vertheidigung beſchränken müſſe. Dieſer Plan faßte einige Verſchanzungsarbeiten in ſich; allein ehe noch hierüber etwas beſchloſſen wurde, ging Cuſtine im Februar nach Paris. Während ſeiner Abweſenheit hatte der General Wimpfen, jedoch mit ſehr beſchränkter Vollmacht, das Kommando.

Am 14. März 1793 kam Cuſtine von Paris zurück. Auf die Nachricht, daß die Preußen den Hundsrück beſetzten, ſchickte er am 15. Abends noch 6000 Mann Verſtärkung nach Kreuznach und 3000 nach Bingen; er ſelbſt traf am 16. an erſterem Orte ein. Die Preußen, welche aus 3000 Mann Infanterie und 300 Huſaren, unter dem Kommando

des Oberſten Seculi, beſtanden und am 15. den Rheinübergang bei St. Goar unternommen hatten, waren bereits bis Stromberg, nämlich auf zwei Stunden von der Nahe vorgerückt. Cuſtine, der ſie viel ſtärker glaubte, ging ihnen am 17. Morgens mit bedeutender Uebermacht entgegen. Nach einem ſchwachen Widerſtande zog ſich Seculi in die Waldungen bei Rheinbellen zurück. Der Verluſt an Todten und Verwundeten war auf franzöſiſcher Seite unbedeutend; bei den Preußen ſtärker. Man machte überdies etliche und dreißig Gefangene, die ein auf der Anhöhe bei Stromberg liegendes altes Schloß beſetzt hatten. Der Lieutenant, welcher hier das Kommando hatte, vertheidigte ſich für ſeine Perſon auf das Aeußerſte und fiel durch mehrere Bajonettſtiche, nachdem er den Offizier, der ihm Pardon anbot, mit einem Piſtolenſchuß verwundet hatte. Der Name dieſes jungen Mannes, Gouvin, brachte auf die Vermuthung, daß es ein Emigrant ſey; ſie war aber unrichtig. Der König von Preußen ließ ihm ein Denkmal ſetzen. Die Franzoſen zerſtörten es, als ſie wieder in die Gegend kamen; doch geſchah es blos durch Muthwillen einiger Soldaten,

und nicht, wie die Zerstörung des Denkmals für Marceau, unter der Leitung der Generalität.

Custine, der über zwölftausend Mann zu seiner Disposition hatte und noch Verstärkung von Mainz an sich ziehen konnte, wäre in der Lage gewesen, noch an demselben Tage das preußische Corps in die Festung Rheinfels zu drängen, diese auf der Landseite zu blockiren, die bei St. Goar gelegene Schiffbrücke zu verbrennen und das im Anzug begriffene preußische Armeecorps am Rheinübergang zu hindern, oder es doch zu nöthigen, mit vieler Verspätung den Uebergang weiter unterhalb zu bewirken. Statt dessen kehrte er an die Nahe zurück, wo die Truppen zwei bis vier Stunden Wegs von einander entfernte Lager, — nämlich auf den Anhöhen vor Bingen und bei Kreuznach, bezogen. In diesen Stellungen verharrte das französische Armeecorps vom 18. bis 27. März in gänzlicher Unthätigkeit, während die Preußen bis zum 24. beschäftigt waren, bei dem nur drei Stunden entfernten Bacherach eine Brücke zu schlagen, auf welcher ihr Hauptkorps mit Geschütz über den Rhein ging.

Am 27. schickten sie eine schwache Abtheilung

als Beobachtungstruppen gegen Kreuznach; griffen aber mit überwiegender Stärke die Anhöhen vor Bingen an, welche mit 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern, unter dem Kommando des Generals Neuwinger, beſetzt waren. Nach einem ſchwachen Widerſtande wichen die Franzoſen mit Verluſt von 8 Kanonen und einigen hundert Gefangenen, unter denen ſich der General Neuwinger ſelbſt befand. Der Reſt zog ſich über die Nahe nach Bingen zurück.

Nachdem der Feind die Anhöhen beſetzt hatte, welche Bingen beherrſchen, war dieſer Ort nicht länger zu behaupten. Ich ſtand damals eine Stunde unterhalb Kreuznach, mit Schlagung einer Schiffbrücke über die Nahe beſchäftigt. Als ich damit ſpät in der Nacht fertig war, erhielt ich die Ordre, nach Bingen zu gehen, mit anbrechendem Tage die Stadt zu räumen, mich mit der Beſatzung auf die Anhöhe des eine Stunde hinter Kreuznach liegenden Ortes Boſenheim zu begeben und daſelbſt an das Haupt-Korps anzuſchließen. Ich traf in der Frühe um drei Uhr bei Bingen ein; war aber noch nicht eingeritten, als die Preußen den Anfang machten, aus den am linken Naheufer errichteten Batterien

die Stadt mit einem lebhaften Kanonenfeuer zu beſchießen und Haubitzen zu werfen. Die Beſatzung floh in Unordnung gen Mainz; doch gelang es mir den größern Theil auf der Straße dahin zu ſammeln und auf Abwegen dem Hauptkorps zuzuführen, welches ſich auf den Anhöhen bei Alzei gelagert hatte.

Cüſtine erließ ſelbigen Abend noch an den in Mainz kommandirenden General d'Oyré den Befehl, unverzüglich 5000 Mann, welche im Falle einer eintretenden Belagerung überzählig waren, nebſt allem daſelbſt nicht nöthigen Perſonal nach Worms abzuſchicken. Dieſe Truppen ſollten auf ihrem Marſche dahin jene an ſich ziehen, welche auf der Anhöhe bei Oppenheim und längs dem Rheine ſtanden.

Am 29. gegen Mittag traf Cüſtine bei Worms ein, wo er ſeinem Armeekorps eine Stellung hinter der Pfrimm gab, nachdem er einige Beobachtungstruppen auf der Anhöhe bei Oberflörsheim gelaſſen hatte, die ſich jedoch nach einem, Abends mit dem preußiſchen Vortrab ſtatt gehabten Gefechte in der Nacht vom 29. zum 30. auf das Hauptkorps zurück zogen. Dieſes, nachdem man die Truppen aus

Mainz vergeblich erwartet hatte, brach am 30. früh auf und zog ſich in einigen Tagmärſchen in die Linien der Queich zurück.

Der am 29. März bei Worms erwartete Convoi hatte Mainz erſt ſelbigen Abend verlaſſen. An ihn hatten ſich die beiden Konventsglieder Merlin von Thionville und Rewbell, ein Heer Adminiſtratoren und Emplohés nebſt vielen Klubiſten angeſchloſſen. Allein als man bei Oppenheim anlangte, hatten ſich die daſelbſt geſtandenen franzöſiſchen Truppen bereits auf einem andern Wege nach Mainz zurück gezogen; preußiſche leichte Infanterie, welche zwei Kanonen bei ſich führte, war daſelbſt über den Rhein gegangen und in einem auf die Rheinſtraße ſtoßenden Hohlwege gelagert. Einige Kanonenſchüſſe, welche von daher auf den Vortrab der franzöſiſchen Kolonne geſchahen, brachten dieſe zum Weichen und Alles kam am 30. früh nach Mainz zurück. Zwei Bataillone, welche den Rhein von Oppenheim bis Worms beſetzt hatten, waren ſchon am 29. Nachmittags durch die über den Strom gegangenen Preußen zu Gefangenen gemacht worden. Und nun begann die Blockade von Mainz. Bei Worms befand ſich ein

bedeutendes Fruchtmagazin, das man vor dem Rückzuge in Brand ſteckte; eine große Menge Montirungsſtücke, welche in Worms lagen, fielen dem Feinde in die Hände. Sie hätten noch füglich weggebracht werden können; allein der Generalkommiſſair Villemanzy that nichts zu ihrer Erhaltung, ſondern ging ſogar bald darauf, als er in den Linien von Weiſſenburg ſtand, zum Feinde über. Er kehrte nach einigen Jahren unter dem Vorgeben, daß er gefangen worden ſei, nach Frankreich zurück, wo er ſeitdem wichtige Stellen bekleidete und unter Napoleon Mitglied des Senats wurde.

So endete der von Cüſtine am Rheine unternommene Feldzug. Dieſer hob mit der Beſitznahme von Mainz an, die ſelbſt einige Wochen früher hätte unternommen werden ſollen, um weit folgenreicher zu werden, und bietet eine ununterbrochene Reihe falſcher Maaßregeln und hieraus erwachſener Nachtheile dar. Daß Cuſtine ſich dem Rheinübergange der Preußen nicht auf dem Hundsrück widerſetzte, entſchuldigte er zwar mit der ihm am Tage des Ge-

fechtes bei Stromberg zugekommenen Nachricht von dem Rückzuge des an der Moſel geſtandenen Generals Luneville. Hiernach konnte allerdings das jenem General bisher entgegen geſtandene Armeekorps den General Cuſtine in der Flanke umgehen und ſich dem Elſaß nähern. Allein war Cuſtine in ſeinen an der Nahe genommenen Stellungen geſicherter, als wenn er bis Bacharach oder Rheinfels, nämlich vier oder ſechs Stunden weiter vorgerückt wäre? — Nachdem er das preußiſche Armeekorps ungeſtört über den Rhein gehen ließ, mußte er allerdings erwarten, angegriffen zu werden, und er machte es dem Feinde leicht, ihn theilweiſe zu ſchlagen, da er ſeine Truppen zwei, ja vier Stunden Weges von einander entfernte Lager beziehen ließ. Und warum verſtärkte er dieſe Lager nicht durch Verſchanzungen und Truppen, welche letztere aus der überzähligen mainzer Beſatzung genommen werden konnten? Die franzöſiſche Armee mußte, ſobald ſie in die Lage kam, vertheidigend zu Werke zu gehen, eine durch die Natur begünſtigte und durch die Kunſt verſtärkte Stellung nehmen, aus welcher ſie, je nachdem es die Umſtände erforderten, Truppen nach dem Rheine

oder nach der Nahe ſchicken, oder auch den Feind, wenn er am Vordringen nicht zu hindern war, zu einer Hauptſchlacht nöthigen konnte, bevor es ihm möglich ward, auf der linken Rheinſeite zu nah an Mainz heran zu rücken. Hierauf beruhte im Weſentlichen der Plan, welcher früher von dem Ingenieur-Oberſtlieutenant Clemence und mir entworfen wurde.

Cuſtine beſaß kein Feldherrntalent und war theils nicht mit Leuten umgeben, die ihn hätten berathen können, theils ließ es ſeine Eigenliebe nicht zu, fremden Rath zu befolgen. Uebermüthig durch das Glück, das ihn vor Mainz begünſtigt hatte, neigte er ſein Ohr der Schmeichelei, traute ſeinen Kräften zu viel zu, verſprach dem Convent und den Miniſtern mehr, als er leiſten konnte, und war dann ſehr geneigt, um ſeine Fehler zu decken, Andere aufzuopfern. So beſchuldigte er die Generäle Kellermann, van Helden, Neuwinger und andere des Verraths. Er würde ſelbſt nach dem Ueberfalle bei Hochheim Houchard nicht verſchont haben, wenn dieſer nicht ſein eigenes Geſchöpf geweſen wäre, und er ihn nicht vorher dem Convent auf eine zu vortheilhafte Weiſe geſchildert hätte. In ſeinen Berichten wich

Cuſtine nicht ſelten von der Wahrheit ab und nahm keinen Anſtand, ſeinen Adjutanten Sachen zu dictiren, von deren Gegentheil ſie Augenzeugen geweſen. Seine politiſchen Grundſätze waren zwar für die konſtitutionelle Monarchie; aber er war keineswegs des Verraths gegen die Republik ſchuldig. Die gegen ihn aufgeſtellten Anklagepunkte waren erbärmlich, und die höchſte Verachtung verdienten die wider ihn aufgetretenen Zeugen. Sie waren in allem, was auf den Krieg Bezug hatte, ſo unwiſſend, wie ſeine blutgierigen Richter ſelbſt, die von Rache, von perſönlichem Haſſe geleitet, oder vollends Narren waren. Die wirklichen Fehler, deren ſich Cuſtine ſchuldig gemacht hatte und die nur Folgen ſeines beſchränkten Talents und ſeines eiteln Charakters waren, kamen bei ſeiner Verurtheilung gar nicht in Betracht.

Zweites Buch.

Ich komme nun zu jener schrecklichen Epoche der französischen Revolution, die mit so vielen Gräueln bezeichnet ist, daß wir in der Geschichte bis zur verdorbenen Römerwelt unter Sulla und dem auf Cäsars Ermordung gefolgten Triumvirat zurückgehen müßten, um ähnliche Beispiele zu finden.

Am 21. Januar 1793 war Ludwigs Haupt auf dem Blutgerüste gefallen. Siebenzehn Monate früher war er im Begriffe, zu Frankreichs Feinden überzugehen, auf der Flucht angehalten und nach Paris zurück gebracht worden. Die Nation warf jedoch nicht nur den Schleier des Vergessens über diese Begebenheit, sondern vermehrte noch die Rechte des Throns. Ludwig benutzte dieses Letztere, um jenen Dekreten, welche die Eidesleistung der Priester, die Zurückberufung der Prinzen und die Rüstung gegen äußere Feinde zum Gegenstand hatten, die Sanction zu versagen. Seine

beharrliche Abſicht, mit Hülfe fremder Mächte die alte Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen, war nun unverkennbar; allgemeine Erbitterung bemächtigte ſich der Gemüther. Ludwigs Freunde, die aber auch Freunde der neuen Verfaſſung waren, verloren das Vertrauen des Volkes und wurden in der Folge das Opfer ihrer Anhänglichkeit an ihn. Seine eifrigſten Gegner gewannen an Popularität. Man griff zu den Waffen und die königliche Partei unterlag. Ludwig wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt.

Hatte er ſich auch ſchwerer Verantwortlichkeit gegen das Volk ſchuldig gemacht, ſo war ſeine Verdammung durch den Nationalconvent doch ungerecht. Das Geſetz hatte den Fall vorgeſehen und Verluſt des Thrones, nicht aber Todesſtrafe darauf geſetzt; ſelbſt Todesſtrafe ſollte nach den Geſetzen nur durch eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen des Geſchwornengerichts ſtatt haben; und Ludwig wurde, bei ſiebenhundert und ſieben und zwanzig Stimmenden, durch eine Mehrheit von fünfen verdammt.

Nicht lange vor ſeiner Verhaftung ſagte ein Sprecher der Sanskulotten zu ihm: „Es iſt Zeit,

daß du dich erklärſt, ob du König der Franken, oder König zu Koblenz ſein willſt. Willſt du das Letztere, ſo ſchwören wir dir, dich ſicher an die Grenzen zu bringen.“ Dieſes war die Sprache des Volkes, die Sprache, die der Nationalconvent hätte führen ſollen.

Ehrgeizige und herrſchſüchtige Böſewichter, politiſche Fanatiker, unterſtützt von Betrügern und einem zur Raſerei exaltirten Pöbel, bemächtigten ſich nun der Herrſchaft über Frankreich und wußten ſich bis gegen Ende des Monats Julius 1794 darin zu behaupten. Sie machten die Zeit ihrer Gewalt beſonders durch folgende Verfügungen merkwürdig.

In allen nur etwas bedeutenden Orten ward ein Revolutionsausſchuß eingeführt, berechtigt jeden Bürger der ihm mißfiel, ohne weitere Gründe zu verhaften.

Alle Fremden wurden feſtgenommen; ſelbſt Thomas Payne, obgleich geweſenes Mitglied der Geſetzgebenden Verſammlung, entging dieſer Maßregel nicht.

Die Ausübung des chriſtlichen Gottesdienſtes wurde verboten.

Ein Revolutionstribunal für Staatsverbrechen

ward errichtet mit der Verpflichtung, über die verwickeltſten Fälle in einigen Stunden zu entſcheiden und keine andere als Todesſtrafe zu erkennen; — ein Tribunal, vor welchem dem Angeklagten kein Vertheidiger geſtattet wurde, und das nicht nur Handlungen, ſondern Worte und Mienen, ſelbſt vermuthete Gedanken, als Hochverrath zu beſtrafen hatte. —

Die Gewalt des Wohlfahrtsausſchuſſes ward dahin ausgedehnt, einen Jeden, ſelbſt die Mitglieder des Convents, vor beſagtes Tribunal zu ſtellen. —

Alle zu Kriegsgefangenen gemachten Engländer und Hanoveraner ſollten ermordet werden. Und endlich wurden die eifrigſten Anhänger des Schreckensſyſtems unter den Conventsgliedern an die Armeen mit Vollmacht abgeſendet, nach Gutfinden die Befehlshaber wegzuſchicken, andere an ihrer Stelle zu ernennen und die eroberten Länder zu brandſchatzen oder auszuplündern. —

So war nun Frankreich zu einem ungeheuern Kerker, Paris zur Mordgrube geworden. Man erdachte neue Todesarten und belegte ſie mit eigenen Namen. So die Kanonaden, die Sabraden, Noyaden und republikaniſchen Hochzeiten, wo

man eine Manns- und eine Weibsperſon zuſammen band und erſäufte. Robespierre, eben ſo blutgierig als feig, verleitete Menſchen zu Verbrechen, um ſie dann vor das Blutgericht zu ſtellen. Geduldig ſah der Convent, daß man die würdigſten und talentvollſten ſeiner Mitglieder, die eifrigſten Freunde des Volks, blos weil ſie dieſem Robespierre und ſeinen Satelliten gefährlich ſchienen, auf das Schafot ſchleppte.

Als Legendre bei einer ſolchen Gelegenheit im Convent, von Schmerz ergriffen, ausrief: So ſollen wir denn alle, Einer nach dem Andern geſchlachtet werden! antwortete jener Wütherich mit Trotz: Jeder der zittert iſt ſtrafbar! —

Ich habe mich auf dieſe flüchtige Betrachtung der damaligen politiſchen Lage Frankreichs, ſo wenig ſolche eigentlich hierher zu gehören ſcheint, um deßwillen eingelaſſen, weil ohne Rückblick auf dieſelbe Manches, was in Verfolg dieſer Erzählung vorkommen wird, unwahr oder räthſelhaft erſcheinen würde. Ich kehre nun zu meinen eignen Erlebniſſen zurück.

Nach dem Rückzuge der Armee in die Linien der Queich wurde ich zur Diviſion am Oberrhein mit dem beſondern Auftrag geſchickt, die Zugänge zu verſchanzen, welche aus der Schweiz in das ehemalige Bisthum Baſel führen, das nun als ein eigenes Departement unter dem Namen Mont-Terrible mit Frankreich vereint war. Depres-Creſſier kommandirte am Oberrhein. Bei ihm war der nachherige Kriegsminiſter Scherer Aide de Camp. Beide hatten einige Jahre vorher, in dem Kriege zwiſchen Holland und Preußen, in holländiſchen Dienſten bei dem von Malbois errichteten Corps geſtanden. Depres-Creſſier war älterer General-Lieutenant als Cuſtine und ſtand mit ihm in übelem Vernehmen; auch hatte er bei dem Kriegsminiſter um Scherrs Ernennung zum Generaladjutanten nachgeſucht. Unter dieſen Verhältniſſen konnte meine Erſcheinung nicht angenehm ſeyn. Depres-Creſſier glaubte mich abgeſchickt, um ſeine Schritte zu beobachten, kam aber von dem Irrthume bald zurück und ſchenkte mir ſein Vertrauen. Bald darauf verlor er das Commando, mit der Weiſung, ſich an ſeinen gewöhnlichen Wohnort zu begeben,

und General Beauharnais erſetzte ihn. Scherer zählte zu keinem Regiment oder andern Corps, und kam alſo mit ſeinem General außer wirklichen Dienſt. Ich nahm ihn zum Adjoint. Auf meine Verwendung bei Cuſtine empfahl ihn dieſer dem Miniſter und er wurde Oberſtlieutenant und Generaladjutant. Cuſtine bekam das Commando der Nordarmee, wurde durch Beauharnais, — und dieſer im Commando am Oberrhein durch den General Falk erſetzt. Beauharnais nahm Scherer mit zur Rheinarmee. Ich erhielt damals die Ernennung zum Brigade-General.

Das Hauptquartier des Armeekorps am Oberrhein befand ſich in Bourglibre, eine keine Stunde von Baſel. Die Truppen ſtanden theils längs dem Rheine, theils in einem Lager eine Stunde rückwärts Hüningen. Wir hatten viele Freunde unter den Baſelern, durch die wir nicht nur von dem Stande und den Bewegungen der jenſeits des Rheins befindlichen Oeſtreicher, ſondern auch über andere Gegenſtände unterrichtet wurden, die für Frankreich von Intereſſe ſein konnten. Alle Grenzen waren bereits mit Feinden umgeben, und uns blieb nur die neutrale Schweiz, über die uns Nachrichten aus

dem Auslande zugingen. Nicht minder gut, als wir durch die Bewohner Baſels, waren die Oeſtreicher durch die Einwohner von Hüningen bedient, eine ſchlechte Menſchenklaſſe von Kaffee- oder Weinwirthen und Marketendern, die von Soldaten lebten, nebenher den Schleichhandel trieben, für Geld feil und eben ſo niederträchtig als feig waren.

Bei einem Nationalfeſte, wo das Geſchütz der Feſtung abgefeuert wurde, geſchahen von öſtreichiſcher Seite einige ſcharfgeladene Kanonenſchüſſe gegen dieſelbe. Als ich dahin kam, fand ich den ganzen Magiſtrat verſammelt, der eben die auf dem Thurme des Gemeindehauſes aufgeſteckte dreifarbige Fahne, als einen dem Feinde gehäſſigen Gegenſtand, hatte hinwegnehmen laſſen. Nur durch die Furcht, daß die Sache nach Paris berichtet würde, war der Magiſtrat zu bewegen, die Fahne wieder an Ort und Stelle bringen zu laſſen. Auf die Anfrage im öſtreichiſchen Lager über die Urſache dieſer Feindſeligkeit, erhielt ich die Antwort, daß aus der Feſtung einige mit Steinen geladene Schüſſe gegen die rechte Rheinſeite geſchehen ſeien. Dies konnte ſein, und ſo war der Friede wieder hergeſtellt.

Beauharnais hatte es ſich zur ernſtlichen Angelegenheit gemacht, das von den Preußen belagerte Mainz zu entſetzen. Er wurde von einigen ihm untergeordneten Generälen ſchlecht unterſtützt; der erſte Verſuch mißlang, und ehe noch ein zweiter zur Ausführung kam, war die Feſtung übergegangen. Sie wurde vom General d'Oyre, obgleich er Ingenieur-Offizier war, äußerſt ſchlecht vertheidigt und bevor noch ein Außenwerk erobert war, unter dem leeren Vorwande des Mangels an Arznei, übergeben. Die Sache war aber, daß die in der Feſtung befindlichen beiden Convents-Deputirten Rewbell und Merlin aus Furcht für ihre Perſon es nicht auf das Aeußerſte wollten kommen laſſen. D'Oyre war es ſehr zufrieden, auf dieſe Weiſe, ohne Verantwortlichkeit, eines gefährlichen und mühſamen Commando's los zu werden. Der Ingenieur-General Minier, ein eben ſo geſchickter als tapferer junger Mann, der in Caſſel commandirte, würde wahrſcheinlich der Sache eine andere Wendung gegeben haben; er wurde aber in der frühern Periode der Belagerung durch eine Kanonenkugel getödtet. Bei der Uebergabe von Mainz hatte man noch für fünf

Monate Lebensmittel. Merlin war so unverschämt, in seinem Rapport an den Convent zu behaupten, man habe sich in den letzten Tagen mit Ratten und Mäusen beköstigt.

Die über Frankreich sich verbreitende Anarchie fand nun auch Eingang bei den Truppen, und der Heilsausschuß säumte nicht, das herrschend gewordene Schreckens-System auch auf sie auszudehnen. Eine Menge Zeitungen, Beschlüsse und Flugschriften, welche zu Gewaltthätigkeiten und Gräuelthaten aufforderten und ganz geeignet waren, alle militärische Disciplin aufzulösen, wurden täglich an die Armeen zur Vertheilung unter die Soldaten geschickt und blieben nicht ohne Wirkung. — General Falk hatte mich nach Belfort geschickt, um ihm über den Zustand der Festung Bericht zu erstatten. Ich fand Alles in guter Ordnung und lernte besonders den Festungs-, den Ingenieur- und den Artillerie-Kommandanten als sehr unterrichtete und dienstbeflissene Leute kennen. Allein noch vor meiner Abreise kam der Platz-Lieutenant nebst einigen Mitgliedern des

Sicherheitsausschusses zu mir und erklärten, daß diese drei Offiziere ihr Vertrauen nicht besäßen, wobei mich der Platz-Lieutenant mit geheimnißvoller Miene befragte, ob ich nicht bemerkt habe, daß die auf den Wällen befindlichen Kanonen so tief gerichtet seien, daß die Kugeln nothwendig in die Erde gehen müßten? *) Dieser Mann war ehemals als gemeiner Soldat desertirt und bei der Geburt des Dauphin, bei welcher eine Amnestie bewilligt wurde, nach Frankreich zurück gekehrt, wo er seitdem die Kaffeewirthschaft trieb.

Eines Tages, als ich mich in das Lager begeben wollte, kam mir von daher eine große Staubwolke entgegen; es war ein Haufe Soldaten, welche den General Montere, ihren Befehlshaber, als Gefangenen nach Hüningen führten, wo einige Tage vorher zwei Convents-Deputirte angekommen waren. Sie beschuldigten ihn — ich erinnere mich nicht mehr — ob des Royalismus,

*) Jeder Militair weiß, daß die Kanonen diese gesenkte Stellung erhalten, damit das Regenwasser ablaufen kann, auch, daß man sie dann erst nach dem zu beschießenden Gegenstande richtet, wenn sie geladen sind und abgefeuert werden sollen.

des Ariſtokratismus, des Moderantismus oder des Indifferentismus; denn es gab damals gar mancherlei Verbrechen dieſer fremdnamigen Art. Genug, die beiden Volksvertreter billigten die Handlungsweiſe der Soldaten, mit dem aufmunternden Zuſatze, man möge ihnen nur alle Generäle bringen, die das Vertrauen ihrer Untergebenen verloren hätten. Der General wurde nach Straßburg in Verhaft geſchickt, da jedoch keine Anklage gegen ihn ſtatt hatte, nach einigen Monaten in Freiheit, aber auch außer Dienſt geſetzt. — Montere war allerdings kein Mann, der ſich in die neue Ordnung der Dinge zu ſchicken wußte, auch als Militair von ſchwachem Gehalte; gewiß aber keiner Handlung, ja keiner Abſicht wider den Staat ſchuldig. Sein größtes Verbrechen möchte wohl geweſen ſein, daß er einen Zopf und gepudertes Haar trug.

Nach dieſem empörenden Auftritte begab ſich General Falk mit mir nach Hüningen, wo wir auf Beſtrafung der Empörer antrugen. Wir wurden kalt empfangen und hatten gar viel kauderwälſches Zeug über die Souveränität des franzöſiſchen Volkes zu vernehmen, zu welcher, nach der Meinung der,

beiden Bürger, auch das Recht des Soldaten gehörte, seine Vorgesetzten nach Gutbefinden wegzujagen und deren Stelle einzunehmen. Die Sache endete damit, daß General Falk die Erlaubniß erhielt, das Kommando niederzulegen und sich nach seinem gewöhnlichen Wohnorte zurück zu ziehen.

Nach der Verhaftung Montere's war nebst mir nur noch General Vieuse in der Division, der im Departement Schreckensberg (Mont terrible) kommandirte. Er war älter im Grad als ich, folglich der nächste, um den General Falk zu ersetzen. Ich wurde beordert, ihn abzulösen. Vieuse war ein naher Verwandter des gewesenen Kriegsministers Servan, der nicht im besten Kredit bei den damaligen Machthabern Frankreichs stand. Er fürchtete, diese Verhältnisse könnten einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben. Mit einer Schweizerin verheirathet und mit seinem Stab in Delmont, einer ehemaligen Residenz des Bischofs von Basel, einquartirt, fiel es ihm schwer, sich von seiner jungen Frau und einem Orte zu entfernen, der so nahe an der Grenze lag,

daß er bei einer ungünſtigen Nachricht ſogleich in das neutrale Ausland flüchten konnte. Gern würde er mir das Commando der Diviſion überlaſſen haben, kaum aber hatte er ſolches übernommen, als er mich ſeinen Unmuth empfinden ließ. Es lagen bei meiner Ankunft drei Bataillone nebſt einer Eskadron Jäger im Departement, die er gleich in den erſten Tagen bis auf vier Compagnien Infanterie und etliche und dreißig Jäger aus demſelben zog, mir aber faſt in jedem Schreiben den Vorwurf machte, daß ich ruhiger Zuſchauer bei einem ſich im Lande bildenden Aufſtande bliebe. Dieſer Aufſtand war bereits im Werke, ehe ich das Kommando übernahm. Vieuſe hatte nicht nur nichts gethan, um dem Uebel zuvor zu kommen, ſondern mir zugleich die Mittel genommen, demſelben Schranken zu ſetzen. Die Franzoſen hatten bei Beſitznahme des Landes viel verſprochen und wenig gehalten; die Bewohner waren aufgebracht und die junge Mannſchaft, welche zum Kriegsdienſt aufgefordert war, hatte ſich auf einem, ungefähr zwei Stunden von Delmont liegenden Bergrücken, der ſich an das Schweizergebiet anlehnte, zuſammen gezogen und daſelbſt ein Lager gebildet.

Um über die wahre Beſchaffenheit dieſes Lagers Zuverläſſiges zu erfahren, wurden einige, ehemals unter der franzöſiſchen Garde geſtandene Schweizer gewonnen, die bei den Empörern Dienſt nahmen. Durch dieſe erfuhr ich, daß die Zahl derſelben über ſiebenhundert betrage und ſich täglich vermehre; daß ihnen die Lebensmittel von den Landesbewohnern nächtlicher Weile zugeführt würden; daß bereits über fünfhundert mit Musketen verſehen ſeien, die ihnen von den Oeſtreichern zukämen; daß ſie von franzöſiſchen emigrirten Offizieren, die ſich in den zunächſt liegenden Schweizerorten aufhielten, in den Waffen geübt würden, und daß man endlich nicht zweifle, die Oeſtreicher würden nächſtens über Baſel auf das franzöſiſche Gebiet vorrücken, wo dann dieſe junge Mannſchaft mit ihnen gemeinſame Sache machen und die Bewohner des Bisthums Baſel in Maſſe aufſtehen ſollten.

Unter dieſen Umſtänden war keine Zeit zu verlieren. Ich traf ſelbigen Tag noch mit dem Regierungscommiſſair die geeignete Verabredung, und am andern Morgen wurden folgende Maßregeln ergriffen.

In Delmont lagen zwei Compagnien Infanterie

und eine Abtheilung Jäger. Die andern beiden Compagnien waren in zwei, einige Stunden entfernte Orte, die eine gen Baſel, die andere gen Bruntrut hin, vertheilt. Ich hatte mein Quartier in dem biſchöflichen Schloſſe, wo ſich auch die Bäckerei und das Fuhrwerk befand. Auf den Abend waren ſechzehn Municipal- und andere Beamte in das Schloß beſchieden. Sie erhielten den Auftrag, ſich in zwei Abtheilungen insgeheim nach den Standquartieren der beiden Kompagnien zu begeben, zu welchem Ende zwei gedeckte Wagen für ſie bereit ſtanden. Jedem wurde ein verſiegeltes Schreiben zugeſtellt, mit der Weiſung, ſolches erſt bei der Ankunft in den Quartieren und im Beiſein der Kompagnie-Kommandanten zu öffnen. Dieſen letzteren wurden zu gleicher Zeit die Verhaltungsbefehle durch Ordonnanzen zugeſchickt. Das Fuhrwerk, mit welchem den Truppen gewöhnlich die Lebensmittel zukamen, ſicherte gegen jeden Argwohn, und ſo trafen die Abgeſchickten unbemerkt an den Orten ihrer Beſtimmung ein, bis auf Einen, der ein böſes Gewiſſen haben mochte, ſich unterwegs verlor und auswanderte. Nach dem Inhalte der Schreiben hatte ſich Jeder derſelben mit

militäriſcher Bedeckung in die ihm bezeichnete Gemeinde zu begeben und unter Leitung des Maire alle Hausväter und Witwen, deren zum Kriegsdienſte aufgerufene Söhne nicht im elterlichen Hauſe waren, zu verhaften und als Geißeln nach Delmont abführen zu laſſen.

Ich ſelbſt brach gegen Mitternacht mit den beiden Kompagnien und einer ſchwachen Abtheilung Jäger auf. Wir kamen eine halbe Stunde vor Tagesanbruch bei dem Lager der jungen Rebellen an und wurden mit einer Salve Musketenfeuer empfangen, jedoch aus einer Ferne, daß es von keiner Wirkung ſein konnte. Die ganze Rotte ergriff die Flucht nach dem nahe gelegenen Gehölz auf Schweizergebiet, wobei mehrere ihre Gewehre wegwarfen. Meine Abſicht war nicht, die Fliehenden zu verfolgen und Gefangene zu machen; ich hätte ſie ſonſt vor ein Kriegsgericht ſtellen müßen. In einem nahe bei dem Lager gelegenen Meierhof fanden wir einigen Vorrath von Bier, Branntwein, geräuchertem Fleiſch und andern Lebensmitteln, die ſich unſere Soldaten gefallen ließen. Einige Fäſſer mit Patronen, etliche und vierzig Musketen und eine Fahne wurden mit-

genommen und das aus Hütten erbaute Lager abgebrannt. Als ich Nachmittags nach Delmont zurück kam, waren bereits an die zweihundert Hausväter und Hausmütter eingetroffen und verhaftet. Sie wurden alsbald im Schloßhofe versammelt, wo ich ihnen vorstellte, daß ihre Söhne sich der Todesstrafe oder lebenslänglicher Verbannung aus der Heimath aussetzten, wenn sie nicht unverweilt zu ihrer Pflicht zurück kehrten. Ich fügte die Versicherung bei, daß sie, sobald ihre Söhne sich stellen würden, der Haft entlassen werden sollten. Die armen Leute, welche etwas weit Schlimmeres erwartet hatten, versprachen alles, und noch selbigen Abend wurden einige aus jeder Gemeinde entlassen, um die Verirrten zur Rückkehr zu bewegen. Schon am folgenden Morgen trafen mehrere ein. Ich gewann ihr Vertrauen, und ehe noch acht Tage verflossen waren, hatten sie sich in einer Zahl eingestellt, daß ich zur Organisirung eines Bataillons schreiten konnte. Das Recht, ihre Vorgesetzten selbst und aus ihrer Mitte zu wählen, gefiel ihnen und man ergriff das Werk mit Freuden. Als Beweis, wie leicht und je nachdem der Zufall entschied, auch wieder

wie schwer es war, sein Glück in den Armeen zu machen, mag folgender Fall dienen.

Bald nach meiner Ankunft bei der Division am Oberrhein, wurde mir der gegenwärtige Divisions-General Peter Boyer empfohlen. Er war damals ein junger Mann von zwanzig Jahren, und Korporal in einem Bataillon Freiwilliger. Ich stellte ihn als Schreiber bei dem Generalstaab an, und da er Talent mit Fleiß und Diensteifer verband, so hätte ich ihn gern, als ich zum General ernannt wurde, zum General-Adjutant genommen. Um aber dieß zu werden, mußte er den Grad als Offizier haben. Wiederholt verwendete ich mich um eine Unterlieutnantsstelle für ihn, aber vergebens. Die Kriegsminister konnten Generäle, Oberste und General-Adjutanten machen, aber keine Subaltern-Offiziere, deren Ernennung von der Wahl in den Bataillonen abhing. Für Boyer blieb also nichts übrig, als wieder zur Schreibstube, oder als Korporal in seine Kompagnie zurück zu kehren. Aber nun trat er als Gemeiner in das sich bildende Bataillon, rückte durch Wahlen in einem Tage durch alle Grade und

befand ſich am Abend an der Spitze einer Kompagnie.

Zur Zeit, als ich mit der Errichtung des beſagten Bataillons beſchäftigt war, verlor General Beauharnais das Commando der Rheinarmee, wurde in ſeinen Wohnort verwieſen, um bald darauf als Erdlicher ins Gefängniß und auf das Schafot geſchleppt zu werden. Er war ein talentvoller junger Mann von vieler Herzensgüte und dem vortrefflichſten Charakter. Sein Tod war ein Verluſt für Frankreich. Bevor er noch die Armee verließ, beſtimmte er Scherer zum Generaladjutanten für das Departement Schreckenberg. Dieſer gab mir hievon Nachricht und bat mich um die Erlaubniß, eine gute Freundin mitbringen zu dürfen. Das Schloß, welches ich bewohnte, war geräumig genug, um mehre Familien aufzunehmen; ich ſchrieb ihm daher, daß ſie willkommen ſein würde. Scherers Freundin war eine hübſche Holländerin von ungefähr acht und zwanzig Jahren, die er im Haag kennen gelernt, und die ſeinetwegen von ihrem Manne

geſchieden lebte. Sie hatte zwei kleine Knaben, wovon wenigſtens der Jüngere den Vater nicht verläugnen konnte. Scherer ſagte mir, daß er längſt mit ihr verehlicht ſein würde, wenn es ohne den Verluſt einer Penſion hätte geſchehen können, die ſie von ihren, gegen ihn aufgebrachten Eltern bezöge.

Meine Frau kam aus dem Elſaß zu mir auf Beſuch. Scherers Freundin war eine angenehme Geſellſchafterin, und an dem politiſchen Himmel ſah es ſo trübe aus, daß ich keinen höhern Wunſch hatte, als hier bis nach vorübergegangenen Stürmen ruhig verbleiben zu können. Dies Glück ſollte mir indeß nicht vergönnt ſein. Schon hatte ich den Aufſtand in dem mir anvertrauten Departement unterdrückt, und die Organiſation des neuen Bataillons war beendigt, als in der Volksgeſellſchaft zu Beſançon die Rednerbühne von den Gefahren erſcholl, welche von daher der Republik droheten; wobei man denn, nach damaliger Weiſe, nicht vergaß, den General des Einverſtändniſſes mit dem Feinde zu beſchuldigen. Zwei Conventsdeputirte, Bernard de Saintes und Paseal, erſterer ein Advocat, letzterer ein geweſener

Prieſter, beide eifrige Beförderer des Schreckensſyſtems, waren in Beſançon angekommen. Von der drohenden Gefahr unterrichtet, ernannten ſie mir einen Nachfolger im Kommando und ſchickten zwei Commiſſäre ab, ermächtigt, mich verhaften und nach Beſançon bringen zu laſſen. Ich hatte in der Folge Gelegenheit, beide näher kennen zu lernen. Der eine, der bekannte Schauſpieler Rodé, war ein beſcheidener und rechtlicher Mann, der andere, mit Namen Mantar, Bruder des Verfaſſers eines geſchätzten Werks über die Kriegsbaukunſt, ein Dichterling und ehrgeiziger Phantaſt, der kein Mittel verſchmähte, um eine Rolle zu ſpielen.

Die Gerüchte und Mittheilungen, welche dieſen beiden Männern bei ihrer Ankunft in Bruntrut, dem Hauptorte des Departements, entgegen kamen, waren nicht von der Art, daß ſich der erhaltne Auftrag ohne Weiteres hätte vollziehen laſſen. Es herrſchte nur Eine Stimme über den guten Erfolg der von mir getroffenen Maßregeln. Ueberall beſtand Ruhe. Das neu errichtete Bataillon war bereits den Tag vorher nach dem Elſaß abgegangen, wo es gerüſtet und eingeübt werden ſollte. Die Bewohner des

Landes zeigten wieder Anhänglichkeit für einen Staat, zu deſſen Vertheidigung ihre Söhne nun zur Fahne geſchworen hatten. Alle Oberbehörden drückten den Wunſch aus, mich, der ihr ganzes Vertrauen beſäße, ferner im Departement zu behalten.

Ein Eilbote wurde nach Beſançon abgeſchickt und brachte ein Schreiben der beiden Convents-Deputirten an mich zurück, worin ich aufgefordert wurde mich unverweilt zu ihnen zu verfügen, um ſie über die Lage des Departements zu unterrichten, das Kommando aber einſtweilen an den Bürger Ray zu übertragen.

Alles dieſes geſchah mit einer Schnelle, daß ich von der ganzen Sache nichts erfuhr, bis der bezeichnete Bürger Ray als Ueberbringer des Schreibens ſelbſt in Delmont erſchien. Er ließ ſich als General anmelden, war ein langer Mann von mittlerem Alter, mit einem wohl ſtaffirten Schnurrbarte, der ihm über den Mund herabhing, dabei als ächter Sansculotte in ein Wamms von Kalmuck und in Pantalons von demſelben Stoff gekleidet. Sein General-Adjutant, ein kleines ſchmächtiges Bürſchchen, war etwas mehr militäriſch aufgeſtutzt; nur paßte die Uniform nicht

auf ſeinen Körperbau. Auch mochte er wohl zum erſtenmal einen Säbel tragen, der ihm immer zwiſchen die Beine ſchlug. Beide hatten die Reiſe mit requirirten Bauernpferden gemacht.

Ich lud ſie zum Nachteſſen ein. General Ray, deſſen ganzes Benehmen die roheſte Erziehung und kraſſeſte Unwiſſenheit verrieth, benahm ſich ziemlich vorlaut, ſprach von den Tyrannen, von Tyrannei, bewies, daß die Republik gut wäre, weil ſie gut ſei; vermied aber ſorgfältig, etwas von ſeinen frühern Verhältniſſen zu erwähnen. Sein General-Adjutant hüllte ſich in ein ſo ſtrenges Incognito, daß auch ſeine Stimme nicht vernehmlich wurde. General Ray ſpürte frühzeitig den Wein und legte ſich ſchlafen.

Am folgenden Morgen reiſte ich nach Beſançon ab. Bei meiner Ankunft daſelbſt war Bernard de Saintes nach dem Juradepartement abgegangen. Ich begab mich zu Pascal, der mir folgende erbauliche Standrede hielt. „General! ſagte er, wenn ſich das beſtätigt hätte, was bei unſerer Ankunft hier von Dir behauptet wurde, ſo hätte ich Dir keinen Heller für Deinen Kopf gegeben. Du weißt, man verſteht

heutzutage über dergleichen Dinge keinen Spaß. Indeſſen ſind uns von Bruntrut aus die günſtigſten Zeugniſſe von Deinem Patriotismus zugekommen, Zeugniſſe, die um ſo unverdächtiger ſind, als der Erfolg ſich bereits bewahrheitet hat. Wir haben dem Heilsausſchuſſe hierüber Bericht erſtattet; auch würden wir Dich gern nach dem Wunſche der Departementsverwaltung in Deinem Kommando belaſſen; allein die hieſige Volksgeſellſchaft, die mit Recht das Vertrauen des Heilsausſchuſſes und aller guten Republikaner beſitzt, hat uns den Bürger Ray ſo dringend als einen Mann empfohlen, der in jenem Lande die Revolution bewirken helfe und daſelbſt alle Wege und Fußſteige, ja jeden Stein kenne, daß wir nicht umhin konnten, uns ihrem Wunſche zu fügen." —

Gegen ſolche Argumente ließ ſich nun allerdings nichts einwenden. Es wurde noch Einiges über die Verhältniſſe der Schweiz geſprochen, und wir trennten uns als gute Freunde.

Ich kam nach Delmont zurück. Während meiner fünftägigen Abweſenheit von da hatte ſich manches geändert. Scherer war auf's eiligſte von der Armee

in's Innere der Republik berufen worden und bereits abgereiſt. Ich fand nur einen Brief von ihm vor. General Vieuſe war verſchwunden, und Pichegru als Befehlshaber des Armeekorps am Oberrhein von Paris eingetroffen. Er hatte einen General nach Delmont geſchickt, um mich zu erſetzen, mir aber die Ordre ertheilt, das Commando in Belfort zu übernehmen, daſelbſt ein verſchanztes Lager anzulegen und drei neue Bataillone im Dienſt unterrichten zu laſſen. Scherer ſagte mir in ſeinem Schreiben, daß ihm in ſeiner mißlichen Lage nichts übrig bleibe, als nach Paris zu gehen, um ſeine Wiederanſtellung zu betreiben. Sollte ihm dies nicht gelingen, ſo ſehe er ſich genöthigt, da ihm ſogar der Aufenthalt in ſeinem unfern der Grenze liegenden Geburtsorte unterſagt ſei, eine wandelnde Schreibſtube zu errichten.*)

*) Leute, die ſich in Paris damit ernähren, daß ſie für den gemeinen Mann Petitionen, Rechnungen und Abſchriften verfertigten, Bedienten oder Mägden Liebesbriefe ſchreiben oder ihnen ſolche leſen u. ſ. w., pflegen ihr Gewerbe in kleinen Buden (**Bureaux ambulants**) zu verrichten, die auf niedrigen Rädern ruhend, von einem Orte zum andern gefahren werden können. Ein zierlich geſchriebenes

Er bat mich, ſeine Pferde zu mir zu nehmen, damit ſie nicht, wie es damals üblich war, zum Dienſte der Armee in Requiſition geſetzt würden.

Der General, welcher mich im Commando erſetzen ſollte, hieß Jacob, war ein ſehr ſchöner, junger Mann und für ſeinen vormaligen Stand, als Schuſter, von gefälligen Manieren. Er war einige Jahre Grenadier geweſen, hatte unter der Nationalgarde zu Verſailles geſtanden und ſollte ſich bei einem ſtattgehabten Aufſtande vortheilhaft ausgezeichnet haben. Er nahm bei ſeinem General-Adjutanten, dem Sohn eines ehemaligen Parlaments-Präſidenten, täglich einige Stunden Unterricht im Leſen und Schreiben, und machte kein Geheimniß davon. Er kam

---

Schild, das aber ſelten von der Hand des Beſitzers iſt, enthält eine Anzeige alles deſſen, was derſelbe in billigſten Preiſen zu leiſten verſpricht. Als ich in meinen jüngern Jahren in Paris war, ſah man noch ſolche Buden, welche aus einem großen Kaffee- oder Zuckerfaß beſtanden, das zum Theil durchſchnitten war, von einem Orte zum andern gerollt und dann aufgeſtellt wurde. Indeſſen iſt auch ſeitdem in dieſem Artikel der Luxus in Frankreichs Hauptſtadt geſtiegen.

bald darauf an den Niederrhein, und ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

General Ray und General Jacob stritten sich um das Commando, und da keiner weichen wollte, so blieben beide auf ihrem Posten, bis nach vorhergegangenen Unterhandlungen zwischen Pichegru und den Volksvertretern Jacob abgerufen wurde und Ray den Platz behauptete.

Da wir keine Gelegenheit mehr haben werden, seiner zu erwähnen, so wollen wir, bevor wir von ihm gänzlichen Abschied nehmen, uns noch etwas näher mit ihm bekannt machen.

Ray war nicht lange vor seiner Ankunft in Delmont Artillerie-Sergeant und als Aufseher bei den Pulvermagazinen in Belfort angestellt, aber wegen Dienstvergehen, besonders wegen seines Hanges zur Völlerei, von da hinweg und zu seinem Regiment nach Besançon geschickt worden. Bei einem martialischen Ansehen, vieler Unverschämtheit und einer Rednergabe, wie man sie in Frankreich nicht selten bei übrigens unwissenden Leuten aus den niedrigsten Ständen antrifft, gelang es ihm, einen Anhang in der Volksgesellschaft zu gewinnen, die ihn, wie be-

reits bemerkt worden, den Convents-Deputirten empfahl. Er war aber noch keinen Monat in seinem Commando, während dessen er fast nie aus dem Zustande der Trunkenheit kam, als er schon starke Beweise von Unfähigkeit und so viele Ursachen zu Klagen gab, daß man ihn abrufen mußte. Bernard de Saintes und Pascal, um ihr Geschöpf nicht gänzlich vernichtet zu sehen, stellten ihn bei der sogenannten mobilen Kolonne an, die damals errichtet wurde, um die mit der Guillotine in den Departementen umherziehenden Revolutions-Richter zu begleiten. Im Jahr 1796 war Ray als überzähliger Bataillonschef in der fünfzigsten Halbbrigade, die damals unter meinem Commando stand, bei der Bagage angestellt, wurde aber noch vor Beendigung des Feldzuges wegen Erpressungen in das Innere geschickt.

Auch in Belfort hatte sich seit meiner früher dahin gemachten Reise manches geändert. Der Festungs-Commandant und der Commandant der Ar-

tillerie waren entlaſſen und in das Innere verwieſen. Erſterer war durch den Kaffeewirth Margau, letzterer durch einen Artillerie-Offizier der Nationalgarde erſetzt. Alle gebildeten und rechtlichen Leute hatten ſich aus der Volksgeſellſchaft zurück gezogen und einem unwiſſenden Haufen das Feld geräumt, der unter dem Einfluſſe einiger herrſch- und habſüchtigen Ränkemacher handelte. Der Sicherheitsausſchuß war nicht viel beſſer zuſammengeſetzt. Mehrere Perſonen waren als verdächtig eingeſperrt; man argwohnte überall Verſchwörungen und Verrath, ſprach nur von außerordentlichen Maßregeln, von Einkerkerung, von der Guillotine. Um nicht das Opfer der ſchlechten Menſchenklaſſe zu werden, blieb nichts übrig, als an ihren Verhandlungen Theil zu nehmen.

Ich trat mit meinem General-Adjutanten als Mitglied in die Geſellſchaft; der Ingenieur-Commandant und Kriegskommiſſär thaten ein Gleiches, und bald folgten die öffentlichen Beamten alle dieſem Beiſpiel. Es waren gute Redner unter ihnen, denen es gewöhnlich gelang, ihre Meinung geltend zu machen, beſonders aber zu verhindern, daß es an Dekaden-Tagen, wo der weit größere Theil der

Stimmenden vom Weine erhitzt und der Beſinnung nicht ganz mächtig war, zu keinen revolutionären Beſchlüſſen kam. Indeſſen fanden ſie an den Verwaltungs- und Geſundheitsbeamten des Militärhoſpitals, — einer Rotte raſender Jakobiner — ihre Widerſacher, die nicht ſo leicht zu beſeitigen waren. Es kam darauf an, die öffentliche Meinung gegen ſie zu gewinnen, und hiezu fand ſich bald eine Gelegenheit.

Eines Abends erſchien mein General-Adjutant in der Geſellſchaft und begehrte das Wort. — „Bürger! ſagte er, ich komme aus dem Militärhoſpital, das mit Unglücklichen angefüllt iſt, die faſt ohne alle Hülfeleiſtung ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Etliche und dreißig aus dem Hoſpital von Kolmar gekommene Wagen ſtehen ſeit länger als eine Stunde da, ohne daß Jemand erſchienen iſt, um die Kranken und Verwundeten von demſelben zu nehmen. Die, welche für ſie ſorgen ſollten, befinden ſich, wie ihr ſehet, vom Direktor bis zum Koch, vom Oberarzt bis zum Krankenwärter, in dieſem Saale. Ich überlaſſe es euerm eignen Urtheil, was von Leuten zu halten ſei, die ſich zum Richteramte der Handlungen Ande-

rer aufwerfen, während ſie ſelbſt ihre Pflichten — und gibt es wohl heiligere, als die wir für die Vertheidiger des Vaterlandes haben? — gänzlich außer aller Acht laſſen. Der General ſendet mich hieher, damit ihr einige Mitglieder an Ort und Stelle ſchicken möget, ſich von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen."

Schon während dieſer kurzen Standrede verließen mehrere der Angeklagten den Saal; einige wollten reden, wurden aber nicht zum Worte gelaſſen. Sie erſchienen in der Folge nur in geringer Anzahl, ohne ſehr vorlaut zu ſein. Die bald darauf in dem Hoſpitale ausgebrochenen Kriegspeſt, welche viele hundert Militärs, und faſt alle Angeſtellte hinwegraffte, befreite endlich die Stadt von dieſer ſchlimmen Brut.

So ungefähr ſtanden im Spätjahr 1793 die politiſchen Verhältniſſe in Belfort, als eines Nachmittags der Kommandant Margau eiligſt kam, mir zu ſagen, daß eben ein Kommiſſär des Heilsausſchuſ-

ſes angekommen und im Gaſthofe abgeſtiegen ſei. Wirklich erſchien er auch nach wenigen Minuten mit ſeinem Sekretär. Beide trugen zwar Schnurrbärte, wenn auch von noch etwas ſchwachem Gehalte, rothe Mützen, Wämmſer und Pantalons von Kalmuck, dicke Knotenſtöcke und lange Säbel; doch erkannte ich alsbald in ihnen — zwei Mainzer und meine ehemaligen Schüler bei der Univerſität. Der Kommiſſär, Namens Haupt, war der Sohn eines Hofraths, und bald nach der Ankunft der Franzoſen als General-Adjutant des Generals Neuwinger in franzöſiſche Dienſte getreten. Während des Gefechtes an der Nahe, wo Neuwinger von den Preußen gefangen wurde, nahm er die Flucht, verließ den Militärſtand und begab ſich nach Straßburg, wo er in der Geſellſchaft ſeinen General der Verrätherei beſchuldigte und ſich als Terroriſt hervor that. Bei Cuſtines Verurtheilung ging er nach Paris, um als Zeuge gegen ihn aufzutreten und erwarb ſich ſo das Vertrauen der Machthaber. In dem Patent über ſeine Sendung hieß es, er habe die jungen Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes anzufeuern, die revolutionären Maaßregeln in Gang zu bringen,

die republikaniſchen Grundſätze unter dem Volke zu verbreiten, und das Benehmen aller im Dienſte des Staats-Angeſtellten ſorgfältig zu beobachten.

Haupt ließ noch ſelbigen Abends die Volksgeſellſchaft verſammeln, wo er, nach überbrachtem Bruderkuſſe von den Jakobinern zu Paris, eine kräftige Rede hielt und revolutionäre Maaßregeln in Vorſchlag brachte, bei welchen jedem rechtlichen Manne die Haut ſchauern mußte. Von Begeiſterung ergriffen, beſchloß die Geſellſchaft, aus ihrer Mitte einen Reiter zum Heere zu ſtellen und während des Krieges zu beſolden. Ein Perrückenmacher, deſſen Gewerb damals durch die Titus-Köpfe der Frauen und die abgeſchnittenen Haare der Männer brach gelegt war, ſtand auf und bot ſich, gleich einem andern Herkules, zu dieſer gefährlichen Stelle an; indem er zugleich als Lieutenant der Nationalgarde ſeine Epauletten, die freilich nur von falſchem Golde waren, als Geſchenk auf den „Altar des Vaterlandes" niederlegte. Doch eben ſo raſch und unerwartet erhob ſich unter den anweſenden Einwohnern die Frau des Perrückenmachers, begehrte das Wort und erklärte dem Bürger-Commiſſär rund heraus, daß

es geſcheiter von ihm wäre, ſelbſt ein ſo junger, ſtarker Burſche, ſich an die Grenze zur Armee zu begeben, als den Weibern hier am Orte die Männer zu entführen, und ein für allemal würde ſie nicht geſtatten, daß man den Ihrigen dahin ſchicke. Dieſer, der unter dem Pantoffel ſtehen, oder vielleicht auch ſeinen voreiligen Schritt ſchon bereuen mochte, verſtummte, und da auch der Kommiſſär gegen das aufgeſtellte Argument der Frau nichts Treffendes einzuwenden wußte, ſo blieb die Sache für diesmal hingeſtellt. Am Schluſſe der Sitzung lud der Kommiſſär nicht nur die Glieder der Geſellſchaft ſondern alle guten Patrioten ein, ſich am nächſten Nachmittag in der Hauptkirche zu verſammeln.

In der Frühe ſchon kam der Platzcommandant Margau mit einer rothen Mütze zu mir, und hatte dafür geſorgt, daß die Nationalgarde mit rothen Mützen die Wache beziehen konnte. Niemand wollte in dieſem löblichen Beiſpiele zurück bleiben; die rothen Mützen ſtiegen ſchnell zu einem unerhörten Preiſe, und als keine mehr in der Stadt zu haben waren, ſo wurden ſolche durch Eilboten aus den benachbarten Orten beſchafft.

Noch hatte die Stunde zur Verſammlung in der Hauptkirche nicht geſchlagen, als man ſchon ſchaarenweiſe dahin ſtrömte. Commiſſair Haupt beſtieg die Kanzel und hielt eine lange Rede, in der er bewies, daß außer der Göttin Vernunft es keine andere Gottheit gebe; daß der Glaube an Unſterblichkeit eine Thorheit, alles in der Natur materiell ſey, und der Menſch als Theil dieſer materiellen Natur mit ſeiner Auflöſung aus der Individualität, wieder in die Allgemeinheit zurück gehe, um als Stoff neuer Schöpfungen zu dienen.

Auch hier wirkte des Redners Talent mit ſo vieler Macht, daß der Pöbel über Kirchengeräthe und Heiligenbilder herfiel, alles zertrümmerte, auf dem Marktplatze verbrannte, in geſchloſſenem Kreiſe um den Scheiterhaufen tanzte, und die Carmagnole ſang. Ein altes Weib rief beim Anblick eines vom Altar geworfnen Kruzifixes: „Nun haſt du's, ſchlechter „Herrgott! Du warſt auch wenig um die armen „Leute bekümmert; es iſt gut, daß deine Regierung „ein Ende nimmt.“ Ein Grobſchmied hatte ſich eines wunderthätigen Marienbildes bemächtigt und ſchleifte es an einem Stricke durch die Straßen,

indem er ihm Säbelhiebe verſetzte und dabei rief: So thue doch Wunder, du alte — !

Nach dieſen merkwürdigen Vorgängen, wurde beſchloſſen, daß künftig die Kirche zum Vereinigungsorte bei Volksfeſten dienen ſolle. Als der Commandant Margau, der einen Tag vorher noch feſt an ſeinen Katechismus geglaubt hatte, am folgenden Morgen zu mir kam, war er ein ärgerer Materialiſt, als Voltaire oder die franzöſiſchen Encyklopädiſten; erklärte ſich jedoch zu Gunſten der Vernunftgöttin, und wollte, daß ihre Bildſäule zwiſchen zwei anbetenden Cherubim auf dem Vaterlandsaltar aufgeſtellt werde.

Auf Haupts Bericht wurden mehre, ihres vermutheten Royalismus wegen in der Stadt Verhaftete nach Paris geſchickt, wo ſie, bei dem herrſchenden Syſtem; die überfüllten Gefängniſſe mit Hülfe der Guillotine zu erleichtern, als Opfer der Tyrannei gefallen wären, wenn nicht zum Glück Robespierre ſelbſt mit ſeinem Anhange kurz darauf geendigt hätte. —

Haupt erwies mir die Ehre, ſich mit ſeinem Sekretär öfter bei mir zu Tiſch einzufinden. Eines

Tages ſagte er mir, ſein Vater (der wegen Anhänglichkeit an die Franzoſen aus Mainz entfliehen mußte, und ſich in der Schweiz aufhielt) habe ihm eine politiſche Denkſchrift zugeſchikt, womit ſich derſelbe nach Paris zu begeben beabſichtige, um ſie dem Heilsausſchuſſe vorzulegen. Sie ſey ein erbärmliches ariſtokratiſches Machwerk, das ſeinem Verfaſſer wenigſtens Einſperrung zuziehen werde; indeß habe er ſeinem Vater, blos des Spaſſes wegen, nicht abrathen wollen. Da ich ihm bei ſolchen und ähnlichen, Abſcheu erregenden Aeußerungen mein Mißfallen nicht verbergen konnte: ſo faßte er die Abſicht, mich des Moderantismus anzuklagen, wovon ich noch in Zeiten von ſeinem Sekretär unterrichtet wurde, um mich zu mäßigen und den Menſchen in guter Laune zu erhalten. Er verließ uns endlich nach einem Aufenthalte von einigen Wochen.

Vielleicht iſt es für Manchen nicht ohne Intereſſe, den ferneren Lebenslauf eines ſolchen Menſchen zu erfahren

Nachdem dieſer Haupt noch einige Zeit ſeinem Apoſtelberufe gefolgt war, und auch an andern Orten den Atheismus geprediget hatte, kehrte er nach Paris

zurück und begleitete bald hernach den Volksvertreter Merlin von Thionville als Sekretär zur Rheinarmee. Hier begegnete ihm das Unglück, durch Unvorsichtigkeit eines jungen Menschen den ganzen Schuß einer mit Schrot geladenen Flinte in das Gesicht zu bekommen. Die Verletzung war tödtlich; dennoch wurde er, gegen alle Erwartung, geheilt, wiewohl mit einer gräßlichen Entstellung des Gesichts. Er ging nach Paris und lebte daselbst, da ihm, bei seinem Hange zur Verschwendung, sein Vater alle Unterstützung entzog, auf Kosten seiner Bekannten, bis er in dem Feldzuge von 1796 in Deutschland eine Anstellung bei dem Kontributionsgeschäfte erhielt und sich schnell eine bedeutende Summe erwarb. Er besuchte nun Italien, das er ein Jahr lang als Baron von Haupt durchreiste. Hier lebte er auf einem vornehmen Fuße, erhielt vom Pabste den Orden vom goldenen Sporn und ward von einigen gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen. Nachdem sein hübsches deutsches Geld durchgebracht war, ging er wieder nach Paris. Aber auch da hatte er den Kredit seiner Bekannten erschöpft und lebte kärglich, bis sich endlich in dem Verwal-

tungs- und Lieferungsfache eine neue Fundgrube für ihn öffnete. Er folgte der Armee nach Italien, wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann, kaufte für dreimalhunderttauſend Franken Nationalgüter im Kirchenſtaate, bewohnte in Rom ein Hotel, hielt ſich eine Maitreſſe, Equipage und Dienerſchaft. Bald rückten die Franzoſen in Neapel ein. Um auch aus dieſer neuen Quelle des Erwerbs zu ſchöpfen, eilte Haupt von Rom dahin. Er machte die Reiſe in zwei Wagen. In dem einen fuhr er ſelbſt mit der Maitreſſe und dem Sekretär, den andern nahmen das Kammermädchen, der Kammerdiener und der Koch ein. Die Straßen waren damals äußerſt unſicher und Haupt hatte das Unglück, einer Bande von Räubern in die Hände zu fallen, die nicht nur der Beute wegen, ſondern auch aus Haß gegen die Franzoſen das Handwerk trieben. Sie bemächtigten ſich der Wagen und ſchwer bepackten Koffer, behielten die Dame und ihr Mädchen als gute Priſe, ließen die Dienerſchaft laufen und nagelten den Herrn mit beiden Händen an einen Baum, um ihn zu erſchießen. In dieſer entſetzlichen Lage verlangte Haupt, ſei es aus Seelenangſt oder aus Liſt um Zeit zu

gewinnen, nach einem Beichtvater. Das zarte Gewiſſen dieſer Leute erlaubte nicht, ihm ſolche Bitte abzuſchlagen. Man ſchickte in den nächſten Ort, um einen Geiſtlichen zu holen. Dieſer kam, ſtellte den Räubern ihre Grauſamkeit vor und rührte ſie ſo, daß ſie den Angenagelten frei gaben, den nun der gute Prieſter in ſeiner Wohnung mehrere Monate pflegte, bis er von ſeinen Wunden geneſen war.

Inzwiſchen war Unteritalien für die Franzoſen wieder verloren gegangen; die Käufe der römiſchen Nationalgüter waren für ungültig erklärt worden, und Haupt kehrte, armſeliger als je, nach Paris zurück. Hier vernahm er den Tod ſeines Vaters, der nach erlittenen Unglücksfällen ſeiner Witwe nur ein ſehr unbedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte. Sie wollte von ihrem Sohne nichts wiſſen, den ſie als den Urheber ihres Unglücks betrachtete. Haupt lebte nun einige Jahre in Paris von Unterricht in der italieniſchen Sprache, gebrauchte auf Koſten des Staates die Bäder, wurde endlich in dem Grade als Subaltern-Offizier in dem Invalidenhauſe aufgenommen, und erſchien 1811 in Mainz, wo er bei dem Generalſtab eines Marſchalls als Oberſtlieute-

nant angeſtellt ward. Er machte den Feldzug nach Rußland mit, und erfror auf dem Rückzuge von Moskau.

Haupt beſaß bei vielem Verſtande, bei einer richtigen Beurtheilungskraft und einem feſten Charakter ein ſchlechtes Herz. Er war äußerſt träge, arbeitete bloß, um zu ſchwelgen und niemals, wenn er ſchwelgen konnte. Er verſtand die Kunſt, aus anderer Leute Beutel zu ſchöpfen und bezahlte keine Schuld, außer etwa in der Hoffnung, für die Folge eine größere Summe geborgt zu bekommen. Als er nach neunzehn Jahren in ſeine Vaterſtadt zurückkam, war er daſelbſt gänzlich ein Fremdling. Wer ihn nur vor ſeiner Geſichtsentſtellung geſehen hatte, erkannte ihn nicht wieder; ſeinen ſpätern Bekannten war er Geld ſchuldig und vermied ſie, aus Furcht, daß ſie es zurückfordern möchten. — Ich komme wieder auf meine unterbrochene Erzählung zurück.

Bei Beſtimmung der Hauptkirche zur Feier der Volksfeſte, wurde auch beſchloſſen, daß in derſelben ein Berg, das damalige Symbol des ächten Republikanismus, errichtet werde. Die milden Gaben

hiezu fielen etwas kärglich aus; der Berg erhielt die Form eines ungeheuern Zuckerhutes, war mit Papier überzogen und mit Tannenzweigen besteckt. Zufällig hatte sich der Zimmermann, der das Gerippe dazu verfertigte, bei der Arbeit stark am Beine verletzt. Während seiner Heilung, vermuthlich in den Phantasien des Wundfiebers, erschien ihm die heilige Jungfrau, verwies ihm seine That und ermahnte ihn zur Buße. Er vertraute das ihm begegnete Wunder seinen Freunden, unter denen sich mehrere befanden, die an der Bilderstürmerei Theil genommen hatten und die nun, von Reue ergriffen, in der Hoffnung sich wieder mit dem Himmel auszusöhnen, den Schluß faßten, jenen republikanischen Koloß zu zerstören. Sobald der gefürchtete Kommissär den Ort verlassen hatte, schritten sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Der Berg wurde zertrümmert, und wie vorher, die Heiligenbilder auf dem öffentlichen Platze verbrannt. Man ging hiebei mit einer Eile zu Werke, daß es die Polizei nicht verhindern konnte.

Kaum war aber die That ruchbar geworden, als alle friedlichen Bürger in Gedanken die Stadt in

Stand der Empörung erklärt und das wandernde Revolutionsgericht mit der Guillotine vor dem Thore ſahen. Es war keine Zeit zu verlieren den Sturm zu beſchwören, ehe er noch zum Ausbruche käme. Vermögende Leute ſchoſſen eine anſehnliche Summe zuſammen; die Thäter ſelbſt, die nun erſt die ihnen drohende Gefahr begriffen, trugen ihr Mögliches dazu bei. Ein Mitglied der Volksgeſellſchaft trat auf und ſprach: „Mehrere unſerer Mitbürger, deren Beſcheidenheit mir ihre Namen zu nennen verbietet, haben nicht ohne Verdruß die geſchmackloſe Darſtellung des in dem Tempel der Freiheit erbauten Berges anſehen können, und mir aufgetragen, dieſe Summe auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen mit dem Wunſche, daß man einen Ausſchuß ernenne, unter deſſen Leitung dieſes Vereinigungszeichen aller wahren Republikaner auf eine ſeiner hohen Bedeutung würdigere Weiſe ausgeführt werde."

Das Anerbieten wurde mit Beifall aufgenommen; und nach kurzer Zeitfriſt ſtand im Hintergrunde des Tempels ein, von geſchickten Künſtlern theatraliſch ausgeführter Berg, auf deſſen Gipfel, zu dem man auf ſchlängelnden Wegen gelangte, das

Bild der Freiheit, und in einer am Fuße desſelben befindlichen Höhle, der Schutzgeiſt der Republik zu ſehen war, wie er den Despotismus und die Hydra mit einer Keule zerſchmettert.

Um dieſe Zeit waren die Aſſignate, obgleich ſolche bei dem Nationalgüterverkauf und bei den öffentlichen Abgaben nach ihrem vollen Nennwerthe angenommen wurden, ſo ſehr herabgeſunken, daß der Convent, in der Hoffnung, ſie wieder in die Höhe zu bringen, ſowohl für die Lebensmittel, als für alle anderen Handelsartikel ein Maximum des Kaufpreiſes feſtſetzte, und nichts Geringeres als die Todesſtrafe gegen die Uebertretung dieſer Anordnung beſtimmte. Und nun war kaum der Tag, mit welchem das beßfallſige Dekret in Kraft trat, erſchienen, als das Landvolk von allen Seiten in zahlreichen Haufen kaufluſtig nach der Stadt ſtrömte. Noch an ſelbigem Abende waren alle Läden rein ausgekauft oder vielmehr ausgeplündert, denn das Kaufen hatte wirklich mehr das Anſehen einer Plünderung, als eines Handelsverkehrs. Dagegen ward an den

folgenden Markttagen auch nicht ein Sack Frucht, oder nur ein einziges Ei nach der Stadt gebracht. Während auf dem Lande Ueberfluß herrschte, lebte der Städter kärglich und ihm blieb nur noch übrig, selbst auf die Dörfer zu gehen um einzukaufen; wo dann aber nicht eher etwas zu finden war, bis der Handel unter vier Augen gegen klingende Münze abgeschlossen wurde. Bei bald hierauf eingetretenem gänzlichen Fruchtmangel wurden, Kommissäre in die Orte geschickt, die den Ueberfluß um den festgesetzten Preis in Beschlag nahmen. Aber auch diese Maßregel wußte man zu umgehen, die Früchte wurden versteckt, selbst vergraben, die Schweine mit dem trefflichsten Weizen gemästet.

Indeß ging man bei diesen äußerst drückenden Verhältnissen in dem Departement des Oberrheins sehr schonend zu Werke; während man am Niederrhein, wo mehrere Köpfe stark begüterter Landleute fielen, bei all' dieser Strenge auch nicht viel weiter kam. Ein Beweis mehr, wie schwer und bedenklich es ist, in Dinge des öffentlichen Verkehrs, des Handels und Wandels, mit Gesetzen einzugreifen, die einer Seits das Wohl der Menge stören, auf

der andern aber Einzelnen unerlaubte Vortheile verſchaffen. Gerade dies war hier der Fall. Bei Verweigerung der Zahlungsannahme in Aſſignaten, bekam der Landmann nicht nur klingende Münze, ſondern wurde durch Herabwürdigung jenes Papiergeldes zugleich in den Stand geſetzt, es in einem Spottwerth einzuhandeln, um es dann im Nennwerthe zur Bezahlung ſeiner Steuern, zur Tilgung ſeiner Schulden, zur Berichtigung der Einzahlungen für erſteigerte Nationalgüter zu benützen.

Ich kannte eine Offizierswitwe, die ſich und ihre Kinder großentheils mit Handarbeiten ernährte. Ihr ganzes Vermögen beſtand in einigen tauſend Franken, die ſie an einen Landmann ausgeliehen hatte. Dieſer kam, um ſeine Schuld in Papier abzutragen. Sie ſtellte ihm den großen Verluſt vor, den ſie hiedurch erleiden würde, und bat ihn, die Schuld noch länger ſtehen zu laſſen. — „Bürgerin, ſagte der Bauer, „wenn du die Zahlung nicht annehmen willſt: ſo „bin ich genöthigt, ſolche bei Gerichte zu hinter„legen, und da könnte es dir deinen Kopf koſten.“ Mit Thränen empfing ſie die Papiere; und als ſie hierauf den Mann fragte, ob ſie nicht Butter haben

könnte und um welchen Preis, — versetzte er: „In Geld das Pfund zu fünfzehn Sous, in Assignaten zu achtzehn Franken. Du siehst, ich nehme sie hoch an, weil ich sie eben brauche, um ein Zahlungsziel für erkaufte Nationalgüter zu berichtigen."

Nicht lange nach der Abreise des Commissärs Haupt, erschien Herault-de-Sechelles, Mitglied des Convents und des Heilausschusses, und ehemaliger Generalprokurator bei dem Parlament zu Paris. Er begab sich gleich nach seiner Ankunft in das Gemeindehaus, verordnete die Schließung der Stadtthore und ließ die Bewohner durch die Glocke in den Tempel berufen. Hier legte er den Oberbehörden das Patent seiner Sendung zur Einsicht vor, und bestieg hierauf die Kanzel, wo er es ablas. Zufolge desselben hatte er unbeschränkte Gewalt, alles das zu verfügen, was ihm für das Gemeinwohl ersprießlich schien, mit dem besondern Auftrage, das Benehmen aller Civil- und Militärbeamten genau zu untersuchen, und die, so nicht im Sinne der Regierung handelten, durch andere zu ersetzen.

Er forderte die Verſammlung auf, ihm freimüthig jene Staatsdiener zu nennen, gegen welche ſie etwas zu erinnern hätten, und ihm die Gründe ihrer Unzufriedenheit oder ihres Mißtrauens anzugeben.

Sämmtliche Beamten wurden nun mit langen Zwiſchenpauſen bei Namen ausgerufen, und alle beſtanden glücklich die Feuerprobe, bis auf den Maire, gegen welchen gefürchtete Kläger auftraten. Sie beſchuldigten ihn, daß er, als Anhänger der alten Verfaſſung, mehrere republikaniſche Verfügungen außer Acht gelaſſen oder unterdrückt habe; daß er mit Emigranten im Briefwechſel ſtehe, und ihnen, durch ſeine Hände gehende Gelder zufließen laſſe. Auf letzterem Vergehen ſtand ſogar die Todesſtrafe. Er vertheidigte ſich ſchlecht; hatte aber beredte Freunde und Anhänger, die für ihn auftraten. Die Verhandlung dauerte von Abends ſieben bis Mitternacht, wo ſich die Verſammlung trennte. Herault erſuchte mich, ihn in ſein Quartier zu begleiten, wo er mir einen Verhaftsbefehl zuſtellte, mit dem Auftrage, den Maire noch dieſe Nacht in Begleitung der beiden Platzlieutenante in das Arreſthaus nach Kolmar bringen zu laſſen. Ich begab mich ſelbſt in die Behauſung des Maire. Bei

meinem Eintritte brach die ganze Familie in laute Klagen aus. Ich ſuchte ſie durch die Verſicherung zu tröſten, daß man keine andere Abſicht habe, als einen Mann von einem Orte zu entfernen, wo ſeine Gegenwart bei dem obwaltenden Parteigeiſte unter den Bürgern zu Unruhen Gelegenheit geben könnte.

Dies ſchien auch allerdings Hauptzweck bei dieſer Verhaftung zu ſein, die mit keinem Anklagsakte verbunden, ſondern blos als allgemeine Sicherheitsmaßregel verordnet war.

Nach Robespierres Fall wurde der Maire ſeiner Familie wieder gegeben.

Herault-de-Sechelles hielt ſich einige Monate im Dèpartement des Oberrheins auf und ſtiftete manches Gute, indem er überall Befolgung der geſetzlichen Verfügungen beförderte und dabei mit Schonung zu Werke ging. Er war ein ſchöner junger Mann von vielen Kenntniſſen. Von ihm iſt die im Jahre 1793 erſchienene Conſtitution, die allerdings als ein in Eile und durch den Drang der Umſtände entſtandenes Werk angeſehen werden muß; nichts deſtoweniger aber einen genialen und talentvollen Verfaſſer verräth. Er war, ob aus Ehr-

ſucht oder aus Grundſätzen, ein eifriger Republikaner; aber er verabſcheute die damals herrſchenden Grauſamkeiten oder geſetzlichen Morde. Ich befand mich nebſt dem Ingenieur-Kommandanten mit noch einigen Freunden in ſeiner Geſellſchaft, als er nach Paris abreiſte. Sie waren Zeugen meiner Handlungen, ſagte er, und ich glaube mich der Achtung aller rechtlichen Leute nicht unwerth gemacht zu haben; nur durch mein Verfahren iſt kein Blut gefloſſen und ich fürchte ſehr, hiefür mit meinem Kopfe bezahlen zu müſſen.

Er hatte wahr geredet. Wenige Monate nach ſeiner Rückkunft, ſtarb er auf dem Blutgerüſte als Opfer der Robespierre'ſchen Tyrannei. Man wagte es nicht ſeine Verhaftung vom Convent zu fordern; dieſe geſchah auf öffentlicher Straße, unter dem Vorwande, daß er ſich in Geſellſchaft eines Emigranten befände. Der vorgebliche Emigrant, ſein Sekretär, wurde nach einigen Tagen wieder in Freiheit geſetzt, er aber mit Leuten, mit denen er nichts gemein hatte, vor das Revolutionstribunal geſtellt und mit ihnen in Maſſe verurtheilt. Herault-de-Sechelles war ein Ex-Adlicher und hatte durch ſeine Talente

die Eiferſucht der herrſchenden Parthei erregt; hierin beſtand ſein Verbrechen. Er wußte, als er vor Gericht erſchien, daß er verloren war; aß während ſeiner Verurtheilung Kirſchen, ſcherzte und ſchoß die Kerne nach ſeinen Richtern ab.

Noch nicht lange hatte der National-Convent durch ein Dekret den chriſtlichen Gottesdienſt in Frankreich abgeſchafft, und an deſſen Stelle die ſogenannte Vernunftreligion oder vielmehr den reinen Atheismus eingeſetzt, als er wieder, bei übrigens unbeſchränkter Gewiſſensfreiheit, die Anerkennung eines höchſten Weſens und die allgemeine Gottesverehrung, als die Religion des Staates, auf eine feierliche Weiſe verfügte. Belforts Bewohner, die bei eintretenden Neuerungen nicht gern die Letzten waren, gingen nun ſchnell vom Atheismus zum Deismus über. An den Dekaden-Tagen trat in der Frühe die Nationalgarde zuſammen und zog, nachdem ſie ſich eine Stunde in den Waffen geübt hatte, nebſt der Kompagnie der Veteranen und jener der Knaben, die ſich an ſie anſchloſſen, vor das Ge-

meindehaus. Vereint mit den daſelbſt verſammelten bürgerlichen und militäriſchen Oberbehörden und unter kriegeriſcher Muſik begab man ſich nach dem Tempel, wo die große Menge bereits verſammelt war und die mit Kränzen geſchmückte Schuljugend den Berg beſetzt hatte. Unter Begleitung einer ernſten und feierlichen Kirchenmuſik wurden der Gottheit einige Lob- und Danklieder geſungen, und der Maire ſprach ein an dieſelbe gerichtetes allgemeines Gebet aus. Nach ihm beſtieg ein Redner die Kanzel und verbreitete ſich über Gegenſtände der allgemeinen Moral, ohne alle, auch die leiſeſte Berührung jener Lehren, durch die ſich die verſchiedenen chriſtlichen und anderen Sekten von einander unterſcheiden. Man verkündete endlich die während der Dekade erſchienenen Geſetze und Verordnungen, las die Kriegsnachrichten ab, welche die Republik betrafen, und beſchloß die Handlung unter militäriſcher Muſik mit einem patriotiſchen Liede.

Dieſes war der Gottesdienſt, der damals in Belfort mehrere Monate unter der Leitung gebildeter und der Sache ergebener Männer mit vieler Würde und das Gemüth erhebend, auch gewiß nicht ohne

Beförderung der Moralität beſtand. Die Bewohner hatten dieſen Kultus lieb gewonnen; ſelbſt viele benachbarten Landleute kamen in die Stadt, um demſelben beizuwohnen, und ſchienen ihre älteren kirchlichen Gebräuche nach und nach zu vergeſſen.

Indeß äußerte ſich damals, nämlich in der erſten Hälfte des Jahrs 1794, das Schreckensſyſtem auf eine gräßlich ſteigende Weiſe. Wenn früher die Guillotine nur gegen Contre-Revolutionärs, Royaliſten oder ſogenannte Moderantiſten in Bewegung geſetzt wurde, ſo fielen nun durch ſie ſelbſt die eifrigſten Anhänger der Republik, wenn ſie das Unglück hatten, durch Stand, Reichthum, Talent oder andere Vorzüge der herrſchenden Partei zu mißfallen, oder ihr Beſorgniſſe zu erregen. Des Hochverraths, folglich des Todes ſchuldig waren nach einer geſetzlichen Verordnung nicht etwa nur jene, welche ſich durch Handlungen des Anti-Republikanismus ſchuldig machten, ſondern es genügten hierzu bloße Worte, ja Mienen der Mißbilligung, ſelbſt Gedanken, die man vermuthete. Weder Geſchlecht noch

Alter machte hierin eine Ausnahme. Robespierre und einige seiner Anhänger, welche die ganze innere Polizei leiteten, waren zwar keine Spitzbuben, denn sie lebten, während sie über Millionen verfügen konnten, einfach und starben arm, aber grausame politische Fanatiker waren sie. Sie wollten aus den Franzosen ein genügsames, hauptsächlich dem Feldbau ergebenes Volk von einfachen Sitten machen. Der Gedanke war schön, aber schrecklich und höchst verabscheuungswürdig das angewendete Mittel seiner Verwirklichung.

Früher hatte man sich darauf beschränkt, die Priester, welche den Bürgereid verweigerten, des Landes zu verweisen; später begnügte man sich, jenen, welche den Eid geleistet hatten, ihre kirchlichen Verrichtungen zu untersagen; nun aber faßte man den Plan, mit Vernichtung der Individuen den ganzen Priesterstand zu vertilgen. Alle gewesenen Pfarrer der Departements Ober- und Niederrhein wurden verhaftet, auf die Citadelle von Besançon gebracht und daselbst in den Casematten eingekerkert, vor welchen, als Vorsichtsmaßregel, Kanonen aufgestellt waren, mit Kartätschen geladen. Nichts Geringeres

wartete ihrer, als unter dem Vorwande eines Aufstandes oder einer Verschwörung in Masse erschossen zu werden. Nur der bald nach ihrer Verhaftung erfolgte Sturz Robespierres — 28. Juli 1794 — konnte sie retten und öffnete ihnen ihre Kerker.

Diese Erlösung verschaffte mir eines Tages den Besuch eines Mannes, indem ich bald einen alten Freund, den ehemaligen Professor Hornung erkannte. Er kam eben von Besançon aus dem Gefängniß zurück, hatte die Gesichtsfarbe der unterirdischen Luft, war mit einem zerlumpten Rocke bekleidet, und trug zu Fußreisen allerdings nicht sehr bequeme Holzschuhe. Hornung war ehemals bei dem emmerizianischen Schullehrer-Institut, von dem wir weiter oben gesprochen haben, Kandidat; befand sich nach dessen Aufhebung ohne Unterstützung, und wurde Augustinermönch. Als nach einigen Jahren der Kurfürst Erthal dieses Institut wieder herstellen wollte, und es an brauchbaren Leuten fehlte, wurde er bei demselben als Professor der Naturgeschichte angestellt, und lehrte zugleich die griechische Sprache an den Mittelschulen. Hornung war ein aufgeklärter Mann von vielen wissenschafftlichen Kenntnissen und einem

kraftvollen Charakter, ein guter Gesellschafter und Freund von Wein und Weibern. Seine Bekannten gaben ihm scherzweise den Namen seines ehemaligen Ordensgenossen Martinus Lutherus, mit dessen Charakter der seine viel Aehnlichkeit gehabt haben soll.

Doch des Klosterlebens, das er nur aus Noth ergriffen hatte, längst müde, benutzte er die französische Revolution, verließ 1790 Mainz, und wurde Pfarrer im oberrheinischen Departement. Hier nahm er sich eine Haushälterin, und lebte einige Jahre in ruhiger Zufriedenheit. Bald wurden die Geistlichen im Elsaß immer seltener, und es fügte sich, daß an der Grenze des niederrheinischen Departements einer seinem Pfarrsitze benachbarten Pfarrei der Seelsorger abging. Da er bei seiner Art zu leben viel brauchte, und zwei Pfarreien natürlich mehr abwerfen als Eine: so nahm er die ledig gewordene noch zu der seinen. Kaum hatte er sie aber in Besitz genommen, als auf Betrieb des berüchtigten Exprieſters und damaligen öffentlichen Anklägers Eulogius Schneider, alle Prieſter durch eine schriftliche Erklärung auf ihre religiösen Verrichtungen Verzicht leisten, oder

in das Gefängniß wandern mußten. Hornung that erſteres, und ſuchte bei Landvermeſſungen und Fertigung von Flurbüchern ſeinen Unterhalt. Da traf ihn nach einiger Zeit das Mißgeſchick, während er auf dem Felde mit Meſſen beſchäftigt war, von den Gensd'armen ergriffen, und als ehemaliger Prieſter nach Beſançon geführt zu werden. Um das Maaß ſeiner Leiden voll zu machen, erhielt er von Hauſe, woher er einige Bedürfniſſe wollte kommen laſſen, die traurige Nachricht, daß ſeine Haushälterin, die ihn wahrſcheinlich als ein dem Tode geweihtes Opfer, und ſich als die rechtmäßige Erbin anſah, mit ſeiner ganzen Haabe über den Rhein ausgewandert ſey.

In dieſer mißlichen Lage nahm Hornung ſeine Zuflucht zu mir. Es kam darauf an, ihm Unterhalt zu verſchaffen. Dies war bei den beſtehenden Verhältniſſen etwas ſchwer. Bald aber fand ſich doch eine Gelegenheit.

Um nämlich den damaligen großen Bedarf an Schießpulver herbei zu ſchaffen, war man an allen etwas bedeutenden Orten mit Verfertigung des Salpeters beſchäftigt, und ſo auch zu Belfort. Allein ungeachtet der großen Menge ſalpeterhaltiger Erde,

welche man zuſammengebracht hatte, und der Mühe, die man ſich mit der Fabrikation gab, wozu der Heilsausſchuß eine eigene Druckſchrift hatte verfertigen laſſen, wollte die Sache doch nicht gelingen. Hornung hatte früher etwas Chemie ſtudirt; er bot ſeine Dienſte dem Munizipalrath an, und wurde, da gleich die erſten Verſuche über alle Erwartung günſtig ausfielen, mit einem guten Gehalt als Direktor der Salpeterſiederei, angeſtellt. Nachdem dieſes Geſchäft ſeine Endſchaft erreicht hatte, ernannte ihn ein Conventsglied zum Archivar bei der Departementalverwaltung in Kolmar. Hier ſtand er ſich ſehr gut; indem er nach der damaligen Aufhebung aller Gülten und Zinſen den Landleuten, zu ihrer größern Sicherheit, die Original-Urkunden, Verbriefungen, Regiſter u. dergl. über ihre ehemaligen Verpflichtungen auslieferte, und hiefür in klingender Münze reichlich belohnt wurde. Er ſtarb in Kolmar als Profeſſor an der daſigen Centralſchule.

Ehe ich in meinen Mittheilungen weiter gehe, wird es nöthig ſeyn, nicht nur bei dem damaligen

allgemeinen Zuſtande der Republik etwas zu verweilen, ſondern auch einen Rückblick auf die frühere Lage zu werfen.

Die erſten im Jahr 1792 mit Oeſtreich ſtattgehabten Gefechte, waren für Frankreich nachtheilig ausgefallen; der franzöſiſche Hof war mit dem Feinde im Einverſtändniß, und dieſer von allem unterrichtet. Mit der Verhaftung Ludwigs, hatte ſich die Sache geändert. Dumouriez wußte ſich mit ſiebenzehntauſend Mann noch uneingeübter Nationalgarde gegen ſiebenzigtauſend Oeſtreicher in ſeiner feſten Stellung bei St. Menehould zu behaupten. Mit Nationalgarden gewann er die wichtige Schlacht bei Jemmappe, und eroberte in einigen Monaten Belgien. Kellermann ſetzte mit Nationalgarden in der Champagne dem Vorrücken des preußiſchen Heeres ein Ziel und nöthigte es ſelbſt zum Rückzuge. Hätte er ſeinen Vortheil verfolgt, oder hätte Cuſtine nach der Einnahme von Mainz raſch auch Coblenz und Ehrenbreitſtein in Beſitz genommen; ſo würden in ſelbigem Jahre ſchon die Franzoſen des ganzen Rheinſtromes Herr geworden ſein.

Oeſtreich und Preußen hatten die Bewältigung

Frankreichs viel zu leicht angesehen. Um ihre Fehler zu verbessern, traten sie 1793 nicht nur mit größern Streitkräften auf; sondern hatten auch das ganze christliche Europa mit Ausnahme der Schweiz in ein kriegerisches Bündniß gegen Frankreich gezogen. Dumouriez's kühner Plan, Holland mit Zurücklassung der Festungen zu erobern, war mißlungen; Belgien wurde so schnell wieder verloren, als es genommen worden war; die Feinde drangen bis auf das französischen Gebiet vor, und bemächtigten sich einiger Grenzfestungen. Nach dem Verluste von Mainz waren die Franzosen nicht nur genöthigt, sich in die Linien von Weißenburg zu ziehen, und die Einschließung Landaus zu gestatten, sondern sie wurden selbst bis Straßburg zurückgeworfen. Von Spanien aus waren die Feinde vorgedrungen und hatten einige Festungen erobert. Gegen England ging die wichtige Seeschlacht bei Brest verloren, in der Frankreich mit fünf und zwanzig Kriegsschiffen und dreißig Fregatten aufgetreten war. Toulon war den Engländern durch Verrath zugefallen; im Innern herrschte der Bürgerkrieg, Lyon und die westlichen Departemente befanden sich in voller Empörung.

So ſtanden die Dinge, als der Heilsausſchuß das Steuerruder ergriff; Carnot als Mitglied deſſelben, die Leitung des Kriegsweſens übernahm, und es auf eine Weiſe zu beleben wußte, daß die ganze Nation als ein ſtehendes Heer, ganz Frankreich als Werkſtätte des Kriegs angeſehen werden konnte, in der man alles verfertigte, was zur Ausrüſtung zahlreicher Heere erfordert wurde. So kam es, daß im Verlauf eines einzigen Feldzuges der franzöſiſche Boden nicht nur von zahlreichen Feinden frei war; ſondern Frankreich ſeine ſiegreichen Waffen ſelbſt über die Pyrenäen, über die Alpen und über den Rhein getragen hatte. Pichegrus Wiedereroberung Belgiens war eines der merkwürdigſten Unternehmen, welche die Kriegsgeſchichte aufzuzeichnen hat. Hier entſchied nicht, wie bei deſſen früheren Beſitznahme, eine Schlacht: eine zahlreiche Armee mußte aus ihrer feſten Stellung zwiſchen vier Feſtungen gedrängt, dieſe Feſtungen mußten wieder genommen, und blutige Schlachten gewonnen werden. Die äußerſte Anſtrengung des Staates, Muth und Aufopferung der Truppen und die vollendetſte Taktik der Heerführer waren nöthig, um dieſe große Aufgabe zu löſen.

Wenn auch die damals vom Heilsausſchuſſe in der innern Polizei ergriffenen Maßregeln Abſcheu und Entſetzen erregen, ſo verdienen doch jene, welche er gegen Frankreichs äußere Feinde befolgte, unſere ganze Bewunderung. Doch auch in erſter Hinſicht, wobei wir nur den Robespierriſchen Greueln das Wort nicht reden wollen, würde man Unrecht haben, den Heilsausſchuß nach der Strenge des der gewöhnlichen Ordnung der Dinge angemeßnen Rechtes zu beurtheilen. Frankreich glich damals einem vielköpfigen Ungeheuer, welches ſeine greulichen Geſtalten wechſelte. Während Viele unter dem Vorwande, Anarchie zu bekämpfen, den Royalismus begünſtigten, beförderten Andere die Anarchie, um die Nation zu nöthigen, zu jenem wieder zurück zu kehren. Unzählige dachten endlich nur daran, ihre herrſch- und ehrſüchtigen Abſichten zu verfolgen, oder ohne Rückſicht, ob der Staat dabei zu Grunde gehe, ſich zu bereichern. Als man nach dem Sturze Robespierres und ſeiner entſchiedenſten Anhänger, die Mitglieder des Heilsausſchuſſes Billaud, Collot, Barère und Vadier in Anklagsſtand verſetzen wollte, traten Carnot und Robert Lindet, die ſich nur mit

dem Kriegswesen beschäftigt hatten, als ihre Vertheidiger auf und bewiesen die Nothwendigkeit des befolgten Schreckenssystems, als des einzigen Mittels zur Rettung des Staates. „Wer kann," sagte Robert Lindet, „nach eingetretenem heitern Himmel den Steuermann zur Verantwortung ziehen, der während des fürchterlichsten Sturmes durch eine kühne Wendung, das Fahrzeug glücklich in den Hafen gebracht hat?"

Carnot behauptete sehr wahr, daß Frankreichs Wohl nur durch Vergessenheit des Geschehenen, und durch Versöhnung der Partheien befördert werden könne.

Wir haben schon weiter oben der Ankunft Pichegrus als Befehlshabers der Division des Oberrheins erwähnt. Er war kaum zwei Monate da, als er das Commando der Rheinarmee erhielt, und am Oberrhein durch Scherer ersetzt würde. Daß dieser, nachdem er kurz vorher in der ungewissen Hoffnung als Oberstlieutenant wieder eingesetzt zu werden, nach Paris gegangen war, nun sogar als General

und Befehlshaber einer Diviſion zurück kam, wird uns nicht befremden, wenn wir erwägen, daß damals oft der bloße Zufall den Militär von den niedern Stufen zum Oberbefehlshaber erhob; daß es genug war, einen Freund im Heilsausſchuſſe, oder auch nur bei der herrſchenden Parthei im Convent zu haben, um auf einen hohen Platz zu gelangen. Uebrigens beſaß Scherer, obgleich, wie ſich in der Folge ergeben hat, eben mit keinem ausgezeichneten Feldherrntalente begabt, militäriſche Kenntniſſe, und war beſonders bei einem Generalſtabe ſehr brauchbar. In der Politik gehörte er zu keiner Partei; er war Soldat, liebte den Wein, eine gutbeſetzte Tafel, und die Weiber. Republik oder Königthum galten ihm gleich viel; er war für jene Staatsverfaſſung, unter welcher ſich ſeine Perſönlichkeit am beſten befand.

Auffallender, als Scherers ſchnelle Beförderung, war die Veränderung ſeines Betragens bei verbeſſertem Glückſtande. Vorher einfach, anſpruchlos und gefällig, wurde er nun eitel, anmaßlich und hochfahrend; überließ ſich der Schmeichelei, bezeugte ſich kalt und untheilnehmend gegen ſeine früheren

Freunde, und die Erinnerung der von ihnen empfangenen Dienſte, ſchien ihm eine drückende Laſt. Bald nach ſeiner Ankunft am Oberrhein bewarb er ſich um die Gunſt einer adelichen Dame, die Vermögen beſaß, und mit der er ſich in der Folge verheirathete. Nun lebte er aber noch mit jener älteren Freundin, deren wir ſchon gedacht haben, und die um ſeinetwillen Vaterland und Familie verlaſſen, kurz alles aufgeopfert, und ihn ſelbſt, als er außer Dienſt und arm war, unterhalten hatte. Um durch ſie in ſeinem neuen Liebeshandel nicht geſtört zu werden, bewirkte er in Geheim einen Befehl, dem zufolge ihr, als einer Fremden, der Aufenthalt auf franzöſiſchem Gebiet unterſagt wurde. Was nachher aus ihr und den beiden Kindern geworden iſt, habe ich nicht erfahren. Die Handlung ſelbſt zog ihm die Verachtung aller rechtlichen Leute zu, die von der Lage der Sache unterrichtet waren.

Scherers ſpätere Verhältniſſe ſind im Weſentlichſten aus der Kriegsgeſchichte bekannt. Er kam aus dem Elſaß in die Niederlande, wo er unter Pichegru eine Abtheilung der Nordarmee befehligte. Darauf erhielt er das Commando über die Armee der

Westpyrenäen, und wurde nach dem mit Spanien geschlossenen Frieden Kriegsminister. Er wollte seinen Feldherrnruhm mit jenem Bonaparte's, Pichegru's und Moreau's gleich setzen, und übernahm das Commando der Armee in Italien. Hier erschien er in der Pracht eines indischen Nabobs, operirte aber auf eine erbärmliche Weise, und gab selbst gegründeten Verdacht des Mangels an persönlichem Muthe. Darüber verlor er nicht nur das Commando, sondern auch seine Stelle als Minister, und lebte noch einige Jahre in gänzlicher Geistesschwäche, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte. Als er Kriegsminister wurde, schrieb mir der General Depre-Cressier: „Ich gehe nach Paris zu Scherer, um meine Wiedereinsetzung in activen Dienst zu bewirken. Haben Sie etwas an ihn zu bestellen? — Er ist Ihnen viele Verbindlichkeit schuldig u. s. w."

Ich wünschte Depre-Cressier guten Erfolg seiner Reise, mit der Bitte, selbst meins Namens nicht zu erwähnen. Er besuchte mich auf seiner Rückreise, und klagte mit Thränen in den Augen, daß Scherer nicht nur nichts für ihn thun wolle, sondern ihn auch mit Stolz und Kälte aufgenommen habe, ohne

im Mindeſten ihrer ältern Verhältniſſe zu gedenken. Er habe ihn während ſeines Aufenthaltes in Paris nur zweimal, und zwar an den gewöhnlichen Audienztagen, geſprochen.

Depre-Creſſier, obgleich Exgraf, war nichts deſtoweniger der Sache Frankreichs ergeben, ein Mann von liberalen Grundſätzen, der viele Jahre in vertrauter Freundſchaft mit Voltaire gelebt hatte, in deſſen Nachbarſchaft er ſeine Güter beſaß.

Nachdem es in dem Feldzuge des Jahres 1794 auf 1795 Pichegru dahin gebracht hatte, nicht nur die Feinde aus Flandern zu vertreiben, ſondern ſelbſt Belgien zu erobern; ſo drang auch gegen Ende desſelben die Rheinarmee bis Mainz vor, blockirte dieſe Feſtung auf der linken Rheinſeite, und nahm die vor Mannheim gelegene Brückenſchanze. Die Sambre-Armee ſchloß ſich an die Rheinarmee an, und den über den Rhein zurückgedrängten Verbündeten blieben auf der verlaßnen Seite nur noch zwei feſte Plätze, Luxemburg und Mainz. Ich erhielt Befehl, mich zum Blockadekorps von Mainz zu begeben.

Beim Erſcheinen der franzöſiſchen Truppen zwiſchen dem Rhein und der Moſel hatten die meiſten fürſtlichen Beamten ihren Poſten verlaſſen; aber Ueberfluß befand ſich aller Orten. Das Jahr war eines der geſegneteſten, und ohne die Produkte des Landmannes anzugreifen, waren die vom Zehnten, von Stiftern, Klöſtern, und Ausgewanderten vorgefundenen Früchte, Weine und andere Lebensmittel hinlänglich, die Armee auf viele Monate zu erhalten. Es kam nur darauf an, Ordnung einzuführen, und durch geſetzliche Strenge den Spitzbübereien vorzubeugen. Doch anfangs hauſte der Soldat ſchlimm, nahm, wo er fand, lebte im Ueberfluß, und zerſtörte aus Muthwillen, was ihm in der Folge ſo ſehr zu Statten gekommen wäre. So ſah man damals ſchon um Mainz vermögende Grundeigenthümer des nöthigen Unterhalts beraubt, viele Häuſer ohne Bewohner, halbe Ortſchaften zerſtört, und alle Obſtbäume niedergehauen. Wo ſich ein gutes Pferd fand, wurde es gegen ein ſchlechtes vertauſcht, oder in Requiſition geſetzt. So machten ſich Generäle, Volksvertreter, Commiſſäre und Offiziere beritten.

Treuloſe Adminiſtratoren, Leute, die überdieß

als Feinde der Republik bekannt waren, machten Winkelverkäufe, ſtörten Handel und Wandel, beraubten den Landmann ſeines Viehes oder nöthigten ihn, ſolches aus Mangel an Fütterung abzuſchaffen. Bald ſtieg die allgemeine Noth auf einen Grad, der für das Beſtehen der Armee fürchten ließ. Einige tauſend Artillerie- und Transportpferde des Blockadekorps waren in kurzer Zeit gefallen, weil man es für bequemer fand, dieſelben verhungern zu laſſen, als durch ſie die Fütterung aus der rückwärts liegenden Gegend herbei zu ſchaffen.

Während der Soldat und Offizier einen harten Winter durch, in ſchlechten Erdhütten liegend, den äußerſten Mangel litt, oft in einigen Tagen kein Brod oder nur ungenießbares erhielt, während die halbe Armee in den Hoſpitälern lag und der andern Hälfte das Elend auf den Geſichtern zu leſen war, lebten Volksvertreter und Commiſſäre, auch mancher General, im Ueberfluß; das Köſtlichſte mußte auf Requiſition herbeigeſchafft werden; man jagte, gaſtirte, gab Bälle und ſtellte Bachanalien an. Merlin von Thionville, der ſich als Conventsglied bei dem Blokkadekorps befand, ſchämte ſich nicht, einer aus Mainz

ihrem Manne entlaufenen Frau, die er als Beischläferin aufgenommen hatte, glänzende Feste zu veranstalten, und, um ihr ein noch ungesehenes Schauspiel zu geben, während einer Nacht Mainz mit Haubitzen beschießen zu lassen. Unordnung ist ein herrliches Mittel, ungestraft zu verheeren und zu rauben! Im Lande bestand keine andere Verwaltung, als das Requisitions- und Bestechungssystem. Ein Schreiner aus Bingen, eben so roh als unwissend, ein blindes Werkzeug zur Befriedigung der Geldgierde seiner Beschützer, und fest überzeugt, daß die Welt nur für die sogenannten Patrioten geschaffen sei, war als General-Agent des Kirchen- und Emigranten-Vermögens angestellt, hatte eine Abtheilung Gens-d'armen zu seiner Verfügung, bewohnte das erste Haus der Stadt und hielt, auf Kosten des Landes, offene Tafel.

Der Winter ging unter fortgesetzter Blockade vorüber, das Frühjahr rückte heran, und nun dachte man erst an Aufstellung einer Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Diese fiel aber so aus, daß sie weder Frankreich, noch dem Lande einigen Nutzen brachte, wohl aber den dabei Angestellten eine reich-

liche Ausbeute gewährte. Zur Zeit Robespierres plünderte man die eroberten Länder zum Vortheile des Staates aus; ſpäterhin ſtahl Jeder auf eigne Rechnung. Lange ſchon war alles Metallgeld verſchwunden. Die Armeen wurden in Papier bezahlt, welches keinen Werth mehr hatte; nur die neuen Adminiſtratoren, welche haufenweiſe aus Frankreich herbei ſtrömten, erhielten ihre Gehalte in klingender Münze, — die Erſten unter ihnen bis zu vierzigtauſend Livres und darüber. Zehn bis zwölf Karoline war das Gewöhnliche, was man ſich für abgehaltne Verſteigerung oder dergleichen als Taggeld aufrechnete. Die Zehnten und Pächte wurden verſchleudert, die Waldungen zuſammen gehauen.

So viel über die Lage des Landes und der Armee in Hinſicht auf Subſiſtenz. Ich gehe nun zu den militäriſchen Unternehmungen über.

Die Rheinarmee befand ſich im Spätjahre 1795 unter den Befehlen eines Generals ohne beſonderes Feldherrntalent. Die Verbündeten zogen ſich nach den Vortheilen, welche die Nord- und Sambre-Armee

erfochten hatten, auch aus dem Elſaß und der Pfalz zurück und bewirkten den Rheinübergang bei Mannheim und Mainz, die Franzoſen folgten ihnen bis dahin, ohne daß es zu Gefechten kam. Hätte man bei eingetretenem Winter die Armee gegen Mangel und Elend geſchützt, hätte ſie durch die Sambre- und Maas-Armee, die im Ueberfluß lebte und unthätig war, Verſtärkung erhalten, ſo hätte man über den gefrornen Rhein gehen, die ſchwachen Feinde zurückwerfen und Mainz gänzlich einſchließen können. Dieſe Feſtung mußte nothwendig nach Verlauf von einigen Wochen fallen, indem weder die Bürger noch die Beſatzung einigen Vorrath von Lebensmitteln hatten. Allein dieſe Gelegenheit war ungenützt vorübergegangen, die Blokkade von Luxemburg zog ſich weit hinaus und ſo lange dieſe Feſtung nicht gefallen war, konnte man wohl nicht anders als vertheidigungsweiſe zu Werke gehen. Indeſſen wurde die Ruhe benutzt, um den Linien von Mainz eine Stärke zu geben, dergleichen wohl keine Belagerung der Neuern ein Beiſpiel liefert. Nur waren ſie zu ſehr ausgedehnt, ihre Werke zu zahlreich, um gehörig beſetzt zu werden und daher die vielen darauf verwendeten Arbeiten unnütz.

Dieſe geſchahen großentheils durch die Landbewohner; und auch hier wurden viele Geldprellereien getrieben.

General Chales, in der frühern Epoche der Revolution als Ariſtokrat bekannt, deſſen fanatiſche Frau damals lange eingeſperrt, deſſen Haus ein Zufluchtsort der ungeſchwornen Prieſter war, kommandirte damals das Blockadekorps, hörte gern, wenn man ihn Excellenz, oder Ihre Gnaden und ſeine Wohnung den Chalesſchen Hof nannte; lachte ſchalkhaft wenn die Rede von Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich war; hielt auf Rechnung des Landes Tafel, bekümmerte ſich wenig um den Soldaten, erſchien faſt nie im Lager, gab jedoch von Zeit zu Zeit ganz hübſche Befehle, ohne auf ihre Befolgung zu halten und wirkte ſo unvermerkt zum Verderbniß der Armee und des Landes.

Jourdan geht endlich unterhalb Düſſeldorf über den Rhein, verfolgt den Feind bis an den Main, ſteht bereits vier und zwanzig Stunden vor Mainz und beide Armeen begrüßen ſich ſchon auf Vereinigung mit Freudenſchüſſen, nur im Hauptquartier weiß man noch nichts von allem dieſem. Kaum iſt

aber Chales hievon benachrichtigt; ſo ſchickt er einige Truppen über den Fluß, um von dem Rheingau Beſitz zu nehmen. Er ſelbſt geht mit ſeinem Stab dahin, ſpeiſt und übernachtet in Klöſtern, kauft Pferde für Papiergeld, und holt ſich Johannesberger und Rüdesheimer Weine. Zwiſchen Chales und Jourdan entſteht ein Streit über den Beſitz des reichlich geſegneten Ländchens, welches endlich Chales wieder an die Sambre-Armee abtreten muß. Jourdan bleibt mehrere Tage vor Mainz ſtehen; kann aber, aus Mangel an Brückenſchiffen, nicht über den Main kommen, um die Feſtung ganz einzuſchließen; und der Feind nutzte dieſes, um ſie mit Lebensmitteln zu verſehen.

Pichegru hatte das Commando der Rheinarmee übernommen. Mit einer geringen Anzahl Leute kam er von Mannheim an, foderte die Uebergabe der Feſtung und erreichte ſeinen Zweck, ehe noch ein Schuß geſchehen, oder ein Franzoſe über den Rhein gegangen war. Es kam nun blos noch darauf an, die Verbindung der am Oberrhein und der zwiſchen Mainz und Frankfurt ſtehenden öſtreichiſchen Armeen, jene von Wurmſer, dieſe von Cler-

fayt befehligt, zu unterbrechen. Dies aber mißlang. Clerfayt zog bedeutende Verstärkung an sich; Jourdan kam ins Gedränge, mußte seine Stellung bei Mainz verlassen, und endlich selbst die Blockade von Ehrenbreitstein aufheben. Er behauptete sich übrigens auf der rechten Rheinseite.

Pichegru hatte den Fehler begangen, mit zu geringen Kräften die Oestreicher vor Mannheim anzugreifen; er glaubte das linke Rheinufer, von Hünningen bis dahin, nicht unbesetzt lassen zu können. Turenne hatte es hier seiner Zeit anders angegriffen. Er hatte nur fünfzigtausend Mann. Dies ist zu wenig, sagte er, um die große Strecke des Rheins zu decken; laßt uns also über den Strom gehen! Er that's und drängte die Feinde zurück. Hätte Pichegru seinem Beispiele gefolgt, Mainz und Ehrenbreitstein wären selbiges Jahr noch gefallen und die Franzosen bis zur Donau vorgerückt. Uebrigens darf man hierbei nicht außer Acht lassen, daß dieser General, nachdem er ganz Belgien und Holland erobert hatte, von der Regierung so schlecht belohnt wurde, daß er einen Theil seiner Pferde verkaufen mußte, um leben zu können. Hierdurch aufgebracht,

mochte er ſich damals ſchon für die Bourbons entſchieden haben, und unterhielt mit ihren Agenten geheime Unterhandlungen.

Nach Jourdans Rückzuge vermehrte ſich die Unzufriedenheit bei dem Blockadecorps. Der Soldat war es müde, länger vor einer Feſtung zu liegen, zu deren Eroberung auch noch kein entfernter Anſchein vorhanden war. Der Offizier, welcher mit ſeinem faſt auf Null geſunkenen Beſoldungspapiergelde äußerſt elend lebte, theilte mit dem Soldaten dieſe Stimmung, die noch beſonders von allen jenen Menſchen unterhalten wurde, welche befürchten mußten, wenn Frankreich das Land behauptete, ihrer ſchändlichen Diebereien und Erpreſſungen halber zur Verantwortung gezogen zu werden. General Chales verfocht öffentlich die Nothwendigkeit, eine Gegend zu verlaſſen, die keinen Unterhalt mehr darbiete. Er ließ die Artillerie aus den Linien nehmen und in Parks einige Stunden hinter denſelben aufſtellen; ſprach von einer brillanten Retirade und ſchickte vorläufig ſein ganzes Gepäck nebſt den requi-

rirten Weinen nach Hauſe. Andere folgten ſeinem Beiſpiele und alles ſchien ſich nach dem Augenblicke zu ſehnen, da der Feind, durch einen Angriff auf die Lienien, Veranlaſſung geben werde, ſolche zu verlaſſen.

Der erwartete Tag erſchien endlich; aber der Rückzug fiel nichts weniger als glänzend aus. In der Nacht vom 29. Oktober ſchickte der belagerte Feind der Diviſion des Generals Courtot, die den rechten Flügel bildete, und ſich oberhalb der Feſtung an den Rhein anlehnte, einige hundert Schützen in den Rücken, während man auf allen Punkten die Linien in der Fronte angriff. Courtot verließ dieſe Linien ohne ernſtlichen Widerſtand, und ſchon vor Anbruch des Tages war der Feind im Beſitz dieſes Theils derſelben. General St. Cyr, deſſen Diviſion ſich an die von Courtots befehligte anſchloß, wurde hierdurch in der Flanke und im Rücken bedroht, und genöthigt ſich ebenfalls zurückzuziehen. Ihm folgten die beiden andern Diviſionen, und nach wenigen Stunden waren die ganzen Linien verlaſſen und vom Feinde in Beſitz genommen.

Der Rückzug geſchah in der größten Unordnung;

es war eine Flucht, auf welcher der Soldat die Befehle seiner Vorgesetzten nicht mehr achtete. Ein ganzes Kavallerieregiment floh bis in das Innere Frankreichs, Landau verschloß den schaarenweise ankommenden Flüchtlingen die Thore. Die meisten Brigaden hatten ganz andre Wege genommen, als die ihnen vorgeschrieben waren; andere zerstreuten sich sogar in den Ortschaften, die außer ihrer Route lagen, wo sie Raub und mancherlei Greuel verübten. Ich war so glücklich, meine Brigade beisammen und die Raubgierigen in Schranken zu halten; allein während ich andere gegen Mißhandlung und in ihrem Eigenthume zu schützen bemüht war, wurde mein Vater, ein fünf und siebenzigjähriger Greis, der in einem benachbarten Orte auf seinem kleinen Landgute wohnte, ausgeplündert und durch einen Bajonettstich schwer verwundet. — Es ist mir leid, bekennen zu müssen, daß selbst Offiziere sich schändlicher Plünderung überließen, so daß manche derselben ganze Koppeln dem Landmanne geraubter Pferde mit sich führten.

General Chales wurde etwas spät von dem, was im Lager vorging, benachrichtigt; indessen immer noch

frühe genug, um ſich mit aller Bequemlichkeit auf geradem Wege in ſein neues Hauptquartier, nach Alzey, zu begeben; wo ich ihn am Abend auf dem Bette, von ſeiner Ermüdung ausruhend, mit ſo heiterer Miene antraf, als ob er eine Schlacht gewonnen hätte. Man ließ vor Mainz über hundert fünfzig Kanonen, mehr als dreihundert Wagen mit Munition und eine Menge anderer Gegenſtände zurück. Hätten die Oeſtreicher, ſtatt nach ihrer gewöhnlichen Bedächtigkeit einige Tage in den eroberten Linien zu verharren, die Franzoſen raſch verfolgt, ſie würden eine große Menge Gefangener gemacht haben. Die Armee zog ſich bei Worms hinter den Fluß Pfrimm und hierauf in die Linien der Queich zurück. General Courtot wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt und abgeſetzt, General Chales entlaſſen. Auch Pichegru legte bald hernach das Commando der Rheinarmee nieder und wurde durch Moreau erſetzt. Mannheim ging noch vor dem Winter wieder verloren; man ſchloß einen Waffenſtillſtand, und beide Armeen bezogen ausgedehnte Kantonirungsquartiere, die Franzoſen im Elſaß, die Oeſtreicher in der Pfalz.

Seit Robespierres Sturz hatte ſich in den innern Verhältniſſen Frankreichs Manches geändert. Fanatismus und Aberglauben waren an die Stelle des Unglaubens getreten, und in mehrern Theilen der Republik hatten ſich Geſellſchaften unter myſtiſchen Benennungen gebildet, die ſich dem frommen Werke widmeten, zur Ehre der chriſtlichen Religion und zur Wiederherſtellung des Königthums jeden Republikaner zu ſchlachten, der ihnen unter die Hände fiele. Die Ausgewanderten kamen zu Tauſenden zurück, und ſuchten Unruhe und Greuel zu verbreiten. Hatte man vorher unzählige Mordthaten unter geſetzlichen Formen verübt, ſo meuchelmordete man jetzt öffentlich und ungeſtraft, und es wurde kein Mittel unverſucht gelaſſen, um die Monarchie wieder herbei zu führen. Der National-Convent ſelbſt war abermals in zwei Parteien zerfallen, die ſich feindlich entgegen ſtanden.

Die gebeugten Jakobiner wagten das Aeußerſte, um den alten Einfluß wieder zu gewinnen. Man erſchien bewaffnet vor den Schranken des Convents, um die Freilaſſung der eingekerkerten Patrioten und die Wiedereinſetzung der bis dahin ſuſpendirten Con-

ſtitution des Jahres 1793 zu fordern. Und obgleich der Convent diesmal durch kräftige Maßregeln über die Aufrührer ſiegte, ihre Anführer verhaften und die mit ihnen einverſtandenen Conventsglieder Barère, Collot, Billaud u. a. nach Cayenne einſchiffen ließ, ſo erfolgte doch bald hernach ein neuer Angriff. Doch auch diesmal unterlagen die Ruheſtörer; mehrere als exaltirte Jakobiner bekannte Conventsglieder wurden verhaftet und — freilich auf unzureichende Anſchuldigungen hin, zum Tode verurtheilt. Der ſogenannte gemäßigte Theil des Convents, welcher diesmal die Oberhand behielt, ſchien alſo jene Grauſamkeiten rechtfertigen zu wollen, die früher an ſeinen Collegen waren verübt worden; er bewies nur, daß, wenn er damals der Stärkere geweſen wäre, er nicht anders gehandelt haben würde. Der Convent fand ſich nun in der Lage, frei zu handeln. In der Ueberzeugung von der Unausführbarkeit der Conſtitution von 1793 gab er Frankreich eine neue, nach welcher die oberſte ausübende Gewalt fünf Direktoren übertragen war.

Dieſe innern Zwiſte ſtörten die Unternehmungen gegen außen nicht. Pichegru hatte über die gefror-

nen Flüsse hin Holland erobert. Es mußte hundert Millionen Kriegskosten bezahlen, von seinem Gebiete abtreten und gegen sein Interesse ein enges Bündniß mit Frankreich eingehen. Auch mit Preußen wurde unter dem Beding Frieden geschlossen, daß es seine auf der linken Rheinseite gelegenen Besitzungen an Frankreich überließ und die Ausdehnung der französischen Grenze bis an den Rhein anerkannte, wofür ihm eine Entschädigung auf der rechten Rheinseite zugesichert wurde. In den Alpen wurde unter Kellermann mit abwechselndem Glücke gefochten. Die Armeen der Ost- und Westpyrenäen waren siegreich; Spanien wurde zum Frieden und zur Abtretung seines Antheils von St. Domingo an Frankreich gezwungen. Die Engländer versuchten es zwar, den Bürgerkrieg zu erneuern, indem sie einen aus Emigranten bestehenden Heerhaufen im Westen an das Land setzten; das Unternehmen mißlang aber, und die königliche Partei verlor hiebei ihre erfahrensten und tapfersten Offiziere. Luxemburg war nach einer achtmonatlichen Blockade gefallen und den Verbündeten blieb nur noch Mainz auf der linken Rheinseite.

In den letzten Tagen des Oktobers 1795 endigte der Convent seine dreijährige Sitzung. Real beschloß bei dieser Gelegenheit seine Rede mit den Worten: „O National-Convent! die Wunder wie die Greuel, welche deine Herrschaft erzeugte, werden auf die fernste Nachwelt kommen und sie wird weder die einen noch die andern glauben können.“

Mit Ende besagten Jahres war das aus neun Mächten gegen Frankreich bestehende Bündniß auf fünf herab geschmolzen, — auf Oestreich, Großbrittanien, Neapel, Sardinien und das deutsche Reich. Selbst dieses Letztere war, bezüglich auf die französische Republik, in einem großen Zwiespalte. Preußen hatte einen Theil des nördlichen Deutschlands, mit in seine Neutralität gezogen; wogegen Hessen, Baden, die Pfalz und Baiern, ihrer geographischen Lage nach, zwischen zwei kriegführenden Mächten den Frieden wünschen mußten.

Doch auch bei einer so günstigen politischen Lage befand sich das Direktorium gegen Ende des Jahres 1795, hinsichtlich der Finanzen, unter mißlichen Verhältnissen. Nur durch Robespierres Schreckens-Maaßregeln hatten sich die Assignaten in

einigem Werthe erhalten. Die kriegführenden Mächte, die Royaliſten, und vorzüglich die Käufer der franzöſiſchen Nationalgüter, hatten ein gemeinſchaftliches Intereſſe, ſolche außer Werth zu ſetzen: erſtere um durch Vernichtung des Kredits und Aushungerung des Volkes die alte Ordnung der Dinge wieder herbeizuführen; letztere, um ihre Ankäufe, die ſie auf fünf bis zehnjährige Zahlungsfriſten gemacht hatten, mit einem Spottgelde zu berichtigen. Für vierundzwanzig Franken Münze bekam man damals dreitauſend Franken Papiergeld; konnte alſo mit hundert Louisd'ors für dreimalhunderttauſend Franken Nationalgüter bezahlen. Indeß beruhte der Kredit der Aſſignaten auf einem Unterpfande von ſechstauſend Millionen Grundeigenthum. Hätte man bei Veräußerung der Nationalgüter zur Bedingniß gemacht, daß bei Berichtigung der bedungenen Zahlungstermine die Aſſignaten nach dem jedesmaligen Cours angenommen werden ſollten: ſo wäre es gerade das Intereſſe der Güterkäufer geweſen, das Papier in möglichſt höchſtem Werthe zu erhalten. Vergebens ſuchte man nun allerlei Mittel hervor, dem Uebel abzuhelfen; die ungeheuere Menge von Gütern war

einmal verſchleudert; man endigte mit einem Staatsbankerott, durch den viele Tauſende, welche ihr Vertrauen auf die Verſicherungen der Regierung geſetzt hatten, zu Grunde gingen, jene aber, welche darauf ausgegangen waren, den Staatskredit zu vernichten, reiche Leute wurden. —

Der zwiſchen der Rheinarmee und den Oeſtreichern geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde erſt im Juni 1796 aufgehoben, wo beide Theile wieder in ihre frühere Stellung zurückkehrten. Ich befehligte damals die erſte Brigade der Diviſion des Generals Taponier, welche den rechten Flügel der Armee bildete, und hatte mein Quartier in dem an dem Rheine liegenden Städtchen Germersheim. Ein Bataillon hatte das mehr vorwärts liegende Lingenfeld beſetzt. Der Brigadegeneral Frimont wurde bald hiernach bei derſelben Diviſion angeſtellt, und da er, obgleich jünger im Grade, doch älter im Dienſte war; ſo machte er, nach der damals beſtehenden Rangordnung, auf das Commando der erſten Brigade Anſpruch, und kam nach Germersheim, um mich abzulöſen.

Als ich mit ihm die Vorpoſten beſuchte, änderte er manches in ihren Stellungen. Vor Lingenfeld ließ er auf der nach Speier führenden Straße eine Brücke, die ſo weit abgedeckt war, daß ſie nur von Fußgängern benutzt werden konnte, wieder bedecken, und zwei hinter derſelben aufgeſtellte Kanonen weiter vorwärts, in geringe Entfernung von den feindlichen Vorwachen, rücken. Sie waren aber noch nicht abgeprotzt, als eine Abtheilung Huſaren erſchien, und ſolche, bevor nur ein Schuß geſchehen konnte, und ohne einen Mann zu verlieren, nebſt dem Munitionswagen und der ganzen Beſpannung hinweg nahmen. Wenige Tage nachher, als der linke Flügel der Armee Terrain gewinnen wollte, und die Ordre gegeben war, auf dem rechten bloß die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich zu ziehen, manöverirte er ſo ungeſchickt, daß ihm ein Theil ſeiner Kavallerie gefangen wurde.

Dieſer Mann, mit dem ich einige Zeit des Feldzuges bei der nämlichen Diviſion angeſtellt war, verurſachte mir viele Unannehmlichkeiten, und ſchien es ſich recht zur Angelegenheit gemacht zu haben, mir überall in den Weg zu kommen. Er war ein

unwiſſender und unmoraliſcher Trunkenbold. Jenſeit des Rheins fand man die Orte, durch welche ſeine Brigade gekommen war, von Bewohnern entblößt, geplündert und mit den Spuren der Verheerung bezeichnet. Für ſeine Perſon hatte er die Gewohnheit, ſeine Hausleute aus ihren Wohnungen zu prügeln, und dann die Wirthſchaft ſelbſt zu führen.

Eines Tags, als ich mein Quartier in einem, nahe bei der Stellung meiner Brigade gelegenen Dorfe nehmen wollte, und eine Polizeiwache dahin ſchickte, fand dieſe das Dorf mit Leuten von Frimonts Brigade angefüllt, die ſich nicht nur der Plünderung überließen, ſondern auch andere Schandthaten und Greuel verübten. Frauen wurden mißbraucht, und mehrere Mannsperſonen verwundet. Die Räuber entflohen. Bei meiner Ankunft fragte ich, wo ich übernachten könne. Man führte mich in die Wohnung des Pfarrers. Hier kam mir eine blutrünſtige Magd entgegen, und erklärte, daß ihr Herr nach erlittener Mißhandlung entflohen ſey. Ich fragte nach dem Thäter; man wies auf ein Zimmer, wo ich Frimont auf einem Seſſel liegend, und vom Wein der Sinne beraubt fand. Die reichlich mit Obſt und Confect

zum Nachtiſche beſetzte Tafel bewies indeß, daß man es an guter Bewirthung nicht hatte fehlen laſſen.

Einſtmal kam Frimont Abends auf eine Mühle, welche in der Linie meiner Brigade lag und wo ich mein Quartier genommen hatte. Er behauptete, daß hier ſeine Leute ſtänden, und da es vergeblich geweſen wäre, ihn durch die Karte vom Gegentheile zu überzeugen, ſo blieb mir nichts übrig, als einige Offiziere berufen zu laſſen, die ihn auf Ehre verſicherten, daß ſie nicht zu ſeiner Brigade gehörten, daß dieſe aber eine halbe Meile mehr rückwärts ſtände.

Frimont wurde endlich nach oft wiederholten Exzeſſen außer activen Dienſt geſetzt und in das Innere Frankreichs geſchickt, wohin er ſeinen Zug mit Gepäck und einigen Koppeln Pferde antrat. — Ich komme auf meine abgebrochene Erzählung zurück.

Einige Tage nach dem erwähnten Gefechte zogen ſich die Oeſtreicher aus freien Stücken in eine drei Stunden mehr rückwärts gelegene und vorläufig verſchanzte Stellung hinter die Rehbach. Sie wurden in denſelben angegriffen und bis in ihre Verſchanzungen von Mannheim zurück gedrängt. Einige Tage ſpäter, am 20. Juni, machten die Franzoſen

einen neuen Angriff; allein während man ſich noch ſchlug, wurde ein Theil der Armee unter dem Vorgeben, daß er nach Italien beſtimmt ſei, rückwärts geſchickt. Moreau, welcher ſein Hauptquartier in Neuſtadt hatte, verlegte ſolches mehr vorwärts nach Dürkheim, traf aber ſelbſt am folgenden Tage in Straßburg ein. Die abgeſchickten Truppen begaben ſich in Eilmärſchen dahin, und ſchon in der Nacht vom 23. zum 24. Juni wurde der Uebergang über den Rhein ausgeführt. Der Sambre-Armee war es früher mißlungen, ſich auf der rechten Rheinſeite feſtzuſetzen; allein bald nach dem Uebergange Moreau's bewirkte Jourdan den ſeinigen, und nach weniger als einem Monate hatten beide Armeen ganz Franken, Schwaben und einen Theil von Baiern im Beſitz. Gegen bedeutende Summen und Naturallieferungen machte man bei dem Vorrücken durch die deutſchen Staaten-Neutralitäts-Verträge, garantirte den Fürſten oder andern Reichsſtänden ihre Verfaſſungen, und verhinderte hierdurch eine Revolution bei den Deutſchen. Doch hatte das deutſche Reich den Krieg gegen die Franzoſen begonnen, um die franzöſiſche Staatsverfaſſung zu vernichten. Die Fran-

zosen wären also zu gleichem berechtigt gewesen. Bonaparte, der zur selben Zeit ganz Oberitalien eroberte, handelte hierin auch ganz anders. Er setzte Contributionen aller Art an, nahm die Länder für Frankreich in Besitz, oder schaffte sie in Republiken um.

Noch vor dem Uebergange über den Rhein hatte General Delmas das Commando der Division Taponiers erhalten. Während Frimont verheerte und plünderte, befolgte jener eine ganz entgegengesetzte Maxime. Kaum hatte seine Division eine Stellung genommen, so schickte er Schutzwachen von beträchtlicher Stärke in alle Abteien, Klöster, kleine Reichsstädte, fürstliche, gräfliche oder reichsfreiherrliche Sitze, womit bekanntlich Schwaben sehr reichlich gesegnet war. Sie hatten Befehl, einem jeden Militär den Zutritt in diese Sitze zu versagen. Selbst der Offizier, welcher einzeln dahin kam, um die Gebäude oder andere Merkwürdigkeiten des Orts zu besehen, wurde zurück gewiesen. Auf diese Weise herrschte hier eine Ruhe und Sicherheit wie im tiefsten Frieden, während der Bürger und Landmann allen Uebeln des Kriegs ausgesetzt blieb. Dieser Schutz mußte jedoch so reichlich bezahlt werden, daß Mancher nicht schlim-

mer weggekommen ſein würde, wenn man ihn dem Schickſale des Kriegs überlaſſen hätte. Ein Adjutant, der bei dieſen Geldgeſchäften als Unterhändler gebraucht wurde, verſicherte mich, daß Delmas auf dieſe Weiſe in weniger als zwei Monaten über fünfzigtauſend Gulden gewonnen habe. Das größte Uebel bei der Sache war, daß die Diviſion durch dieſe häufig abgeſchickten Truppenabtheilungen am Tage eines Gefechtes ſehr unvollzählig erſchien, beſonders da dieſe Wachen bei dem Vorrücken, um gegen die Nachzügler zu ſchützen, zurückblieben, und erſt nach mehreren Tagen bei ihren Corps eintrafen. In der früheſten Epoche des Revolutionskriegs pflanzte der franzöſiſche Soldat Freiheitsbäume, war genügſam und uneigennützig und führte den Wahlſpruch: Friede den Hütten, den Paläſten Krieg! Hier hatte das Gegentheil ſtatt; man bekümmerte ſich wenig um die Verfaſſungen und das Wohl der Völker; man wollte gewinnen.

Hatte aber auch Moreau's Armee während dieſes Feldzuges eben nicht das Beiſpiel einer ſtrengen Disziplin gegeben, ſo zeichnete ſie ſich doch in dieſer Hinſicht auf eine vortheilhafte Weiſe vor jener Jour-

dan's aus. Die Bewohner Frankens rächten auch auf eine ſchreckliche Weiſe die an ihnen verübten Räubereien. Bei dem Rückzuge dieſer Armee wurden viele hundert Soldaten von den Bauern erſchlagen; man ſuchte einen Ruhm darin, einen Franzoſen gemeuchelmordet zu haben. Das Direktorium ward ſelbſt durch das ſchlechte Betragen der Sambre-Armee ſo ſehr aufgebracht, daß es bei dem Rathe der Fünfhundert auf ſtrenge Geſetze antrug, um die erloſchene Kriegszucht wieder herzuſtellen und zu verhindern, daß die Ehre der Nation durch das ſchlechte Benehmen Einzelner im Auslande geſchändet werde.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß wohl bei keiner Nation der Soldat ſo leicht in den Schranken einer guten Disciplin zu erhalten, ſelbſt an die größten Entbehrungen zu gewöhnen ſein dürfte, wie der Franzoſe, wenn er durch das Gefühl der Ehre, und das Beiſpiel ſeiner Obern geleitet wird, wenn dieſe die Beſchwerniſſe mit ihm theilen, und ſich ſein Wohl zur Angelegenheit machen. Von den erſten Tagen nach dem Uebergange bis zur Rückkehr über den Rhein lebte meine an die ſechstauſend Mann ſtarke Brigade, welche ſich zum Glück

ohne Commiſſärs, Adminiſtratoren und Lieferanten befand, auf Koſten des Landes, nämlich gegen Scheine, die mit vieler Pünktlichkeit ausgeſtellt, und bei den angeſetzten Contributionen, als Zahlung angenommen wurden. Nie litt der Soldat Mangel, nie kam es zu Mißverſtändniſſen mit den bürgerlichen Behörden, und es bedurfte keiner Strenge, um Exzeſſe zu verhindern. Man näherte ſich als Feind, und trennte ſich als Freunde.*)

*) Der Verfaſſer lebte während dieſes Feldzuges einfach, machte ſich ſeinen Wirthen nicht läſtig und kehrte zwar nicht bereichert, aber mit dem innern Gefühle nach Frankreich zurück, die Gegenden, durch welche er mit ſeinen Truppen gekommen war, mit möglichſter Schonung behandelt, und die Uebel des Kriegs, ſo viel es von ihm abhing, erleichtert zu haben. Er darf ſich dies Zeugniß mit dem beſten Bewußtſein um ſo mehr ſelbſt geben, als er ſpäterhin erlebt hat, daß es ihm von Andern öffentlich ertheilt worden iſt. Denn als er einige Jahre hernach, wie man weiter hinten ſehen wird, der Geldunterſchlagung bei Errichtung der Nordlegion angeklagt war und auswärtige öffentliche Blätter davon ſprachen, wurden ihm aus freien Stücken von mehreren Behörden Zeugniſſe zugeſchickt, um allenfalls Gebrauch davon zu machen. Ich erlaube mir, einige Stellen herzuſetzen.

In einem Schreiben des Magiſtrats und der Bürger-

Jener Theil der Armee, in welchem ſich die Diviſion Delmas befand, nahm ihren Marſch über Raſtadt, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Gemünd,

---

ſchaft von Durlach wird geſagt: „Wir dankten es dem guten Genius des Badenlandes, uns und unſern Mitbürgern einen feindlichen General zugeführt zu haben, der, von Menſchenliebe geleitet, unſer Unglück nicht vermehren wollte, und ſich vielmehr aus allen Kräften beſtrebte, ſolches zu erleichtern. Er that dieſes aus Gefühl des Mitleidens gegen Seine Mitmenſchen, ohne je eine Belohnung für geleiſtete Unterſtützung zu begehren. Er wies vielmehr jene ab, die Ihm ſolche anboten. Wir würden noch manches zum Lobe dieſes Generals zu ſagen haben und fügen nur bei, daß ſehr viele Orte, ſowohl der Markgrafſchaft als anderer Theile Schwabens, nie den Dank vergeſſen werden, den ſie Ihm ſchuldig ſind.“ Aehnliche Zeugniſſe wurden dem Verf. von den Magiſtraten von Ulm, Augsburg und andern zugeſchickt. Ein geſchätzter Beamter aus dem Würtembergiſchen ſchreibt: „Mein Amt und die benachbarte Gegend waren Zeugen von den edlen Geſinnungen und Handlungen des Generals Eickemeyer, und Jedermann erinnert ſich mit Dankgefühl dieſes würdigen Offiziers. Es war wohl keiner im Jahre 1796, bei welchem eine ſo gute Disziplin beſtanden und der ſo viele Beweiſe einer edeln Uneigennützigkeit gegeben hätte; es würde mir leicht ſein, dieſes durch Tauſende von Unterſchriften zu bekräftigen, u. ſ. w.“

Nordlingen, Donauwörth und Neuburg. Auf dieſem Marſche fielen einige ernſthafte Gefechte vor.

Sehr verſchieden fanden wir die Sitten, den Charakter und die Aufnahme in den kleinen Staaten, welche wir auf dieſem Wege durchzogen. In den Beſitzungen des Cardinals Rohan hatten ſich die meiſten Bewohner mit ihrer Habe in die benachbarten Städte und Wälder geflüchtet. Was ſich noch vorfand, nahm der Soldat, was ihm nichts nützte, oder was nicht fortzubringen war, zerſchlug er, oder warf's auf die Straßen. In den öſtreichiſchen Orten des Breisgaues, ging es nicht viel beſſer. Die Bewohner der Markgrafſchaft Baden, meiſtens Anhänger unſerer politiſchen Grundſätzen, kamen uns mit Vertrauen entgegen, und der Hof überhäufte uns mit Artigkeiten; allein wie ſehr wurde alles dieſes mißbraucht! Ein ſchamloſer Delmas ließ ſich anſehnliche Geſchenke machen, erhob dann Requiſitionen aller Art, und nahm zuletzt mit Gewalt oder diebiſcher Weiſe. —

Es ſei mir erlaubt, den Lebenslauf dieſes Mannes hier flüchtig einzuſchalten.

Delmas war im Anfange der Revolution Lieute-

nant in den Linientruppen. Wegen Religionsſpötterei hatte er mehrjährigen Feſtungsarreſt verbüßt. Er beſaß perſönlichen Muth, zeichnete ſich als Chef eines Volontair-Bataillons im Frühjahr 1793 unter Neuwinger in einem Gefechte bei Bingen vortheilhaft aus, und ſtieg ſchnell bis zum Diviſionsgeneral. Er diente früher in der Rheinarmee und ſpäter in der Italieniſchen. Als Bonaparte erſter Conſul war, verdarb er es mit ihm, wurde außer activen Dienſt und ſelbſt unter die Aufſicht der Oberbehörde ſeines Departements geſetzt. Nach mehrjährigem Anſuchen ward er im Jahr 1813 wieder angeſtellt und blieb in der Schlacht bei Leipzig. Man behauptete, daß er an Frechheit und in dem Talent zu ſtehlen nur von noch zwei Generalen übertroffen worden ſey.

Spaßhaft war es übrigens anzuſehen, wie an jenem kleinen Hofe Miniſter und Offizianten den Sansculotten-Generalen Bücklinge machten, auf ihre Befehle lauſchten, ſich beeiferten, ihren Wünſchen zuvor zu kommen, und mit welcher Behaglichkeit einige dieſer Generäle große Tafel hielten, und ſich von Hoflakaien und mit Hofwagen bedienen ließen!

Das Würtemberger Land fanden wir etwas

weniger ſchön und fruchtbar, als das Badiſche; die Bewohner aber, beſonders über ihr Intereſſe, aufgeklärt. Man benahm ſich gut gegen die Truppen, war aber weder freigebig, noch ließ man ſich mißhandeln, ohne deßfalls laute Beſchwerde zu führen. In jenem Theile Schwabens, welcher gegen Franken hin liegt, und meiſtens unter Abteien, Klöſtern, kleinen Fürſten und Edelleuten ſtand, fanden wir die Bewohner, mit Ausnahme einiger kleinen Reichsſtädte, unwiſſend, abergläubiſch, ſchmutzig und ſclaviſch. Die Beamten hauſten hier als unbeſchränkte Despoten, die Pfaffen waren das Orakel. Indeß hatten dieſe ſowohl wie jene, meiſtens die Flucht ergriffen, und die armen Unterthanen der Willkür der Soldaten überlaſſen. Hatten dieſe eine Klage vorzubringen: ſo machten ſie eine Knieebeugung, warfen ſich dann auf die Kniee, weinten, ſowohl Männer als Weiber, wie die Kinder, oder thaten vielmehr, als wenn ſie weinten; denn es floß dabei nie eine Thräne. Ein Theil dieſer Gegenden iſt bergig, mit Gehölz bedeckt und nicht ſehr fruchtbar. An manchen wird ein äußerſt widerliches und unverſtändliches Deutſch

geſprochen; ſo zum Beiſpiel ſtatt Ja und Nein, ein durch die Naſe gezogenes Joi und Noi.

In Baiern herrſchte, bei Aufklärung im Einzelnen, Dummheit und Aberglaube unter dem großen Haufen, mit Andächtelei und Sittenloſigkeit verbunden. Die Kirchen wurden auf das Fleißigſte beſucht; ſie enthielten viele wunderthätigen Bilder und Heiligenknochen. Ueber allen Thüren auf dem Lande ſah man Bilder, Kreuze, auch myſtiſche Bezeichnungen, die als Talismane gegen Gewitter, Bezauberungen, Feuersbrünſte u. dergl. ſchützen ſollten. Die Kinder beſprengte man bei'm Schlafengehen mit geweihtem Waſſer, und gab ihnen große Kruzifixe und andere hölzerne Bilder mit in's Bett. Die Männer ſind in dieſem Lande etwas ſchwerfällig und phlegmatiſch, welches dem häufigen Genuſſe des Biers zugeſchrieben wird; die Weiber laſſen ſich lebhafter an und ſollen eben nicht ſonderlich auf ſtrenge Sitten halten.

Die Rhein-Armee war bereits über München tief ins Bairiſche, jene der Sambre bis gegen Regensburg, die Italieniſche endlich in Tyrol vorge-

rückt, und man zweifelte nicht, daß ſich alle drei zu Wien vereinigen und Oeſtreich zu einem Frieden zwingen würden; allein Bonaparte verfolgte dieſen Plan nicht, warf ſich vielmehr mit ſeiner Hauptſtärke rechts und ſchlug Wurmſer bei Baſſano. Der Erzherzog Karl, welcher der Rheinarmee entgegen ſtand, verließ dieſe mit einem Theil der Truppen, um jener, welche die Sambre-Armee zu bekämpfen hatte, Verſtärkung zuzuführen. Jourdan wurde geſchlagen. Moreau verſuchte den Erzherzog Karl mit einer Truppenabtheilung im Rücken zu beunruhigen, aber Jourdan war ſchon zu weit zurück gedrängt. In der Hoffnung, daß dieſer wieder angreifend agiren werde, verweilte Moreau zu lange in Baiern. Allgemeiner Tadel würde ihn getroffen haben, wäre ſein Rückzug weniger glücklich geweſen. So aber begründete er ſeinen künftigen Feldherrnruhm. Seine Streitkräfte waren damals bis auf fünfundvierzigtauſend Mann heruntergekommen; die ihm theils in der Fronte, theils auf der Flanke und ſelbſt im Rücken entgegen ſtehenden Oeſtreicher betrugen ſechsundſechzigtauſend.

Bei dem Rückzuge der Rheinarmee erhielt ich Befehl, das Commando von Ulm zu übernehmen, das damals befeſtigt genug war, um gegen einen Ueberfall oder offenen Angriff geſchützt zu ſein. Ich fand daſelbſt nur einige hundert Mann Beſatzung, aber mehr als anderthalbtauſend Individuen, die aus mancherlei Gründen und unter allerlei Vorwänden die Armee verlaſſen hatten, um hier ruhig und von der Bürgerſchaft wohl genährt das Weitere abzuwarten. Mein erſtes Beſtreben ging dahin, die Stadt von dieſen läſtigen Gäſten zu befreien, welches eben keine leichte Arbeit war. Bei dem frühern Uebergange über den Rhein war die Armee auf eine ihrer Beſtimmung angemeſſene Weiſe organiſirt; allein in dem Verhältniß, als ſie vorſchritt, floß ihr ein bedeutender Zuwachs zwar nicht von Streitern, wohl aber von Leuten zu, die gewinnen wollten. Sie wurde reichlich mit Comiſſären, Adminiſtratoren, Lieferanten und Marketendern geſegnet, und hatte, da man ſich nun gewöhnte, vornehm zu leben, einen zahlreichen Troß von Maitreſſen, Knechten und anderer Dienerſchaft.

Moreau hatte auf ſeinem Rückzuge einige Siege

erfochten und viele Gefangene gemacht. Er näherte ſich nun Ulm und nahm eine Stellung ungefähr eine Stunde rückwärts der Stadt. Die Oeſtreicher verſuchten einen Sturm, begnügten ſich aber, Haubitzen in die Stadt zu werfen, und verurſachten einige Brände. Am Abend brach die Armee auf und ſetzte ihren Rückzug fort. Ich verließ mit der Beſatzung die Stadt in der Nacht, ohne von dem Feinde beunruhigt zu werden.

Moreau hatte die Verfügung getroffen, daß die Equipage durch die Waldſtädte und über Hüningen nach Frankreich zurückkehren ſollte, während er mit der Armee ſeinen Rückzug durch den Schwarzwald über Freiburg unternahm. Inzwiſchen hatten viele, bang vor etwaigem Verluſt ihres ſo hübſch erworbenen Geldes und anderer Dinge von Werth, jenen erſteren Weg bereits früher eingeſchlagen, waren aber zum Theil den bewaffneten Landleuten in die Hände gefallen, die ihnen Alles abnahmen. Ein glaubwürdiger Augenzeuge theilte mir hierüber folgende Anekdote mit.

Ein Generaladjutant, weniger gewiſſenhaft als ſein General, der eben ſo ſehr durch ſein uneigennütziges, loyales und menſchenfreundliches Betragen, als durch militäriſches Talent allgemein geſchätzt war, kehrte in Geſellſchaft einiger Commiſſäre auf dieſem Wege nach Frankreich zurück. Sie waren ungeſtört bis in die Nähe der Schweiz gekommen, als man ſie des Abends in einem Orte anhielt und ſich ihrer Perſon und wohlbepackten Wagen bemächtigte. Sie wurden in einen Stall gebracht, in welchem bereits mein Erzähler nebſt noch einigen Reiſegefährten eingeſperrt waren, und vor welchem mehrere bewaffnete Bauern Wache hielten. Den Gefangenen, mit ihrer Dienerſchaft etliche und zwanzig Perſonen ſtark, gab man Stroh zum Lager und einige Speiſe. Die Nacht hindurch war unter den wachthaltenden Bauern viel Geflüſter. Einer der Eingeſperrten, der etwas deutſch verſtand, glaubte vernommen zu haben, daß vom Erſchießen die Rede ſei. Man denke ſich das Entſetzen der armen Eingeſteckten! Einige brachen in Wehklagen aus, andere nahmen ihre Zuflucht zum Gebet. Ihre Vermuthung und mithin ihre Angſt beſtärkte ſich, als am Morgen eine ganze

Schaar bewaffneter Bauern erſchien, die ihnen das Zeichen gaben zu folgen. Mit Wache umgeben, wurden ſie unter zahlreichen Zuſchauern durch den Ort geführt. Und da ihnen hier zufällig ein Prieſter begegnete, ſo warf ſich der reumüthige General-Adjutant vor ihm auf die Kniee, und bat um die Generalabſolution. — Der Zug gelangte endlich an die nahe gelegene Schweizergrenze, wo man die Gefangenen entließ, die höchlich erfreut waren, mit Verweiſung aus einem Lande davon zu kommen, das ſie ſo gern ſchon früher verlaſſen hätten. Bei ihrer Ankunft in Schaffhauſen reklamirten die Herrn den ihnen geraubten Raub, und der General-Adjutant machte, neben andern Dingen von Werth, auf nicht weniger als zwölf bis dreizehntauſend Franken Anſpruch, mit genauer Angabe der Münzſorten, welche meiſtens in Gold beſtanden.

Indeß wurde der Weg nach Hüningen von Tag zu Tage unſicherer, bis endlich auch von daher alle Gemeinſchaft der Armee mit Frankreich gänzlich unterbrochen war. Der Erzherzog Karl hatte die

Sambre-Armee bis über den Main zurückgedrängt, und ſchob ein kleines Corps, zu welchem ſich viele bewaffnete Landleute ſchlugen, bis an die Schweiz vor. Es hatte ſeinen Hauptpoſten in dem Städtchen Engen und ſtreifte bis Stockach, wo ſich der Park der Armee befand, der nebſt einer bedeutenden Anzahl Kanonen, vielen Munitionswagen und einer Brücken-Equipage auch ein ſtarkes Pulvermagazin führte. Ich bekam Ordre, mich dahin zu begeben, und fand hier alle Kranke und Verwundete, alle Depots und den ganzen Troß der Armee, kurz, außer einer ungeheuern Menge Gepäck und Pferde, über ſiebentauſend Menſchen, die ſich nach dem Augenblicke ſehnten, ihren Weg weiter fortſetzen zu können. Das Städtchen war nicht groß genug, um die Menge aufzunehmen, daher nur die Kranken und der Stab einquartirt waren, alles Uebrige aber auf freiem Felde lagerte. Hier ward auch großer Markt gehalten; denn viele ſuchten ihren Raub an Käufer, die ſich in Menge aus den benachbarten Orten einfanden, abzuſetzen, um mit dem erlöſten Gelde ihren Weg durch die Schweiz zu nehmen. Man wird ſich nicht leicht einen Handelsartikel denken, der hier

nicht wäre zu haben gewesen; — alles in billigsten Preisen, nur gemünztes und ungemünztes Gold nicht. Der Louisd'or wurde mit fünfzehn Gulden und höher in Silber bezahlt. Meine erste Sorge mußte dahin gehen, dem Geschütze und der Munition die fehlende Bespannung zu verschaffen. Dieser Zweck wurde erreicht, indem man alle Zugpferde sowohl der Militärpersonen als der Verwaltungsbeamten auf die, Jedem gesetzlich gebilligte Anzahl herabsetzte, auch die Pferde der Marketender, bis auf eines für jeglichen, in Beschlag nahm.

Da sich in Stockach keine Truppen befanden, als einige zur Bewachung des Parkes bestimmte Compagnien: so konnte ich es nicht wagen, bevor mir die Stärke des Feindes bekannt war, die Artillerie abgehen zu lassen. Ich schickte also einige Infanterie und die verschiedenen Depots, die man, so gut es möglich war, mit Waffen versah, vorläufig ab; allein vor Engen, welches drei Stunden von Stockach entfernt liegt, wurden sie von den mit bewaffneten Landleuten vereinten Oestreichern angegriffen, und nach einigem Widerstande zum Rückzuge genöthigt. Moreau hatte sich indessen mit der Armee genähert;

ich erhielt Verſtärkung, und der Rückzug wurde von neuem unternommen. Es kam abermals zu einem Gefechte, in welchem die Feinde den Kürzern zogen, und die Flucht ergriffen.

Als ich mich Engen näherte, kamen uns die daſigen Kloſtergeiſtlichen und Nonnen entgegen, und flehten fußfällig um Schonung des Städtchens. Auch der Beamte erſchien, und durch ihn erfuhr ich, daß hier viele franzöſiſchen Equipagewagen geplündert, auch mehrere Franzoſen getödtet worden waren. Er betheuerte, daß dieſes durch die Oeſtreicher und die mit ihnen vereinten Landleuten geſchehen ſey, aus dem Ort aber nur einiges, mit jenen entflohenes Geſindel Theil daran genommen habe.

Dieſe Gewaltthätigkeiten waren um ſo ſtrafbarer, als die Gegend, durch welche vorher nur wenige Franzoſen gekommen waren, auf keinerlei Weiſe durch den Krieg gelitten hatte. Doch kam es hier nicht ſowohl darauf an, Verbrechen zu beſtrafen, als den Unterhalt für ſieben bis achttauſend Menſchen, und einige Tauſend Pferde zu ſichern. Die Bürger machten die möglichſten Anſtrengungen, es an nichts mangeln zu laſſen, und im Verhältniß, als der Zug

vorbei ging, wurde jeder mit vollem Maaße mit Brot, Fleiſch und Wein beköſtigt; die Ortsbewohner wurden dabei nicht beunruhigt, oder in ihrem Eigenthum gekränkt. Nicht ſo gut kamen ſie weg, als einige Tage ſpäter ein Theil der Armee durch dieſe Gegend den Rückzug nahm. Man wollte in Kellern geraubte Militäreffekten und getödtete Franzoſen gefunden haben; daher der Soldat ſich der Plünderung überließ. Mehrere Gebäude wurden abgebrannt und die Unordnung ſtieg auf einen ſolchen Grad, daß der General Ferino, der hier ſein Quartier hatte und die Ruhe wieder herſtellen wollte, im Gedränge in einen Teich geworfen, und nur mit Mühe gerettet wurde.

Ich hatte dem Oberſten, der die Bedeckungstruppen befehligte, ſtrenge Mannszucht und Sorgfalt für den Unterhalt des Zugs anempfohlen; doch nur auf ſeine Leute bedacht, überließ er die größere Menge ihrem Schickſal.

Jeder nahm, wo er fand, und beköſtigte ſich, ſo gut er konnte. Hiebei trat noch der unglückliche

Zufall ein, daß Moreau einige Tausend Kriegsgefangene der Sambre-Armee gegen eine gleiche Zahl von ihm gefangener Oestreicher übernommen, und dem Zuge einverleibt hatte. Diese, nur von einigen Offizieren geführt, die nichts über sie vermochten, hatten nach dem Gefechte bei Engen offenes Feld, eilten voran, verbreiteten sich in der ganzen Gegend und ließen allerwärts, wo sie hinkamen, die Spuren von Verwüstung und Greuel zurück. Der mit seinem schweren Geschütze und Gepäcke nur langsam fortschreitende Zug fand hinterher die Ortschaften geplündert und von den Bewohnern verlassen, die sich mit ihrem Vieh in die Gebirge des Schwarzwaldes geflüchtet hatten. In manchen Dörfern waren französische Marketender eingenistet, die mit den vorgefundenen Getränken und andern Lebensmitteln Handel trieben, und von dem Soldaten, dem es nicht an Geld fehlte, gute Bezahlung erhielten. Man hatte sich vieler Pferde und Wagen bemächtigt, um den Raub damit fortzubringen. Einige Orte standen in Brand, und der Zug mußte einen langen Halt machen, bis die Pulverwagen ohne Gefahr ihren Weg fortsetzen konnten.

Indeß verläßt, ſelbſt in den mißlichſten Verhältniſſen, den Franzoſen ſeine muntere Laune nicht und Greuelſcenen wechſelten hier mit lächerlichen Erſcheinungen. Soldaten, denen es an Schuhen, an Mützen oder an andern Kleidungsſtücken fehlte, ritten auf Eſeln, trugen Barette, Perrücken, Regen- oder Sonnenſchirme, bedienten ſich eines Leichentuchs ſtatt des Mantels, oder waren mit langen Schlafröcken oder Prieſtertalaren bekleidet. Oft wurde das nöthigſte Weißzeug oder Kleidungsſtück hinweggeworfen, um für eine hölzerne Kuckucksuhr oder ein werthloſes Spielgeräth Platz zu gewinnen. Manches wurde geraubt, nur um es in dem nächſten Orte wieder verſchenken zu können. Bei der Rückkunft über den Rhein war die gemachte Beute ſchnell verpraßt. Man fuhr in Lehnwagen in die Kaffee- und Gaſthäuſer. Auf die Frage der Wirthe, was gefällig ſei, erfolgte gewöhnlich die Antwort: Alles, was am theuerſten iſt.

Am Tage meiner Ankunft in Engen traf die von Frankfurt nach Italien beſtimmte Briefpoſt da-

ſelbſt ein. Die Verbindung der Armee mit den rückwärts gelegenen Ländern und mit Frankreich war bereits ſeit einigen Wochen gänzlich unterbrochen. Bei Unterſuchung der Briefe ergab ſich, daß der Erzherzog Karl, nachdem er die Sambre-Armee über den Rhein gedrängt hatte, bereits in der Nähe von Frankfurt angekommen war und ſich in Eilmärſchen dem Breisgau näherte, um noch vor Ankunft der Rheinarmee, die Gebirgspäſſe des Schwarzwaldes zu beſetzen. Ich eilte, Moreau hievon in Kenntniß zu ſetzen, der nun, ſeinen Rückzug beſchleunigend, noch zu rechter Zeit bei Freiburg anlangte. Auch ich begab mich, ſobald unſere Equipage Hüningen erreicht hatte, dahin und traf einen Tag vor dem Gefechte ein. Dies Gefecht fiel günſtig für uns aus, nur hatten wir den Verluſt des Generals Vaupuit zu beklagen, eines Mannes, der ſich durch militäriſches Talent, perſönlichen Muth, ſanfte Sitten und ſeltene Uneigennützigkeit ausgezeichnet hatte. Am folgenden Morgen bewirkte die Armee, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, den Uebergang über den Rhein zu Neubreiſach.

Moreau's Streitkräfte waren bei deſſen Rückzuge

auf 45,000 Mann zuſammen geſchmolzen. Ihm ſtanden 66,000 Oeſtreicher entgegen, die nun die Belagerung von Kehl und vom Brückenkopfe von Hüningen unternahmen. Beide fielen aber erſt — jenes mit Anfange Januars, dieſer mit 1. Februar 1797.

Dieſe hartnäckige Vertheidigung hatte jedoch einen heilſamen Einfluß, beſonders auf die Unternehmungen der Franzoſen in Italien. Bonaparte eroberte in wenigen Monaten Ober-Italien; er ſchuf Bologna, Ferrara, Modena, Reggio in Republiken um, die er conföderirt unter den Schutz ſeiner Armee nahm; gegen eine Summe von 21 Millionen Livres und 100 Kunſtwerke erkannte er die Neutralität des Pabſtes an; er nöthigte Neapel zu einem Waffenſtillſtande und ſchlug drei, zum Entſatze von Mantua herbeigeeilte Armeen, ohne ſich jedoch dieſer Feſtung durch die Gewalt der Waffen bemächtigen zu können. Da die Oeſtreicher aber, ſo lange ſie noch am Rheine beſchäftigt waren, von daher keine Verſtärkung nach Italien ſchicken konnten; ſo gewann er Zeit, die Beſatzung durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe zu nöthigen; ſo daß man gar wohl ſagen kann, — Mantua ſei am Rheine erobert worden. Es fiel mit Anfange

Februars 1797, und gegen die Mitte ſelbigen Monats waren die Franzoſen ſchon im Beſitze von der Romagna, dem Herzogthume Urbino und der Mark Ancona. Als ein päbſtliches Corps Ancona beſetzen wollte, ließen es die Bewohner nicht ein. — Schlagt euch, riefen ſie, und dem Sieger ſollen die Thore offen ſtehen! Frankreich hatte nun, außer Oeſtreich, England und Portugal, keinen Feind mehr; mit Spanien hatte es ſelbſt ein Trutz- und Schutzbündniß geſchloſſen.

Während die franzöſiſche Regierung damals gegen Außen als Geſetzgeberin erſchien, ſtand ſie in Gefahr, durch ihre innern Feinde, geſtürzt zu werden. Seit Robespierres Fall waren in manchen Departementen die richterlichen Aemter und die Verwaltungsſtellen durch Anhänger an die alte Ordnung beſetzt worden, denen nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die Monarchie wieder herzuſtellen. Viele tauſend Ausgewanderte kamen unter ihrem Schutze nach Frankreich zurück; wo ſie ſich im Verborgenen hielten, oder öffentlich erſchienen, und nur auf Gelegenheit warteten, eine Revolution zu Gunſten der Bourbonen zu

bewirken, inzwiſchen ſich aber unbeſtraft Greuelthaten gegen die Anhänger der Republik erlaubten.

In Lons le Saulnier, dem Hauptorte des Jura-Departements, waren am hellen Tage unter dem Zuſammenfluſſe vieler Menſchen und auf öffentlichem Markte vierzehn ehemalige Adminiſtratoren, als ſie eben vor Gericht geſtellt werden ſollten, ermordet worden, ohne daß die Thäter bekannt, und zur Verantwortung gezogen wurden. Faſt täglich fand man auf den Landſtraßen erſchlagene Soldaten, die aus den Hoſpitälern kommend ſich nach der Armee begeben wollten. Um das Uebel nicht um ſich greifen zu laſſen, wurden Truppen dahin verlegt, und ich ſelbſt, — von einer Quetſchung am Schenkel, die ich, einige Tage vor der Uebergabe von Kehl, bei einem Ausfall, von einer geſprungnen Haubitz-Granate erhalten hatte, noch nicht ganz hergeſtellt, — erhielt Anfangs März 1797 das Commando im Jura-Departement. Bei meiner Ankunft in Lons le Saulnier, befanden ſich über tauſend zurückgekehrte Emigranten daſelbſt, und unter dieſen einige hundert ungeſchworne Prieſter. Alle waren vorher öffentlich umher gegangen, hielten ſich aber nun verborgen.

Eine bedeutende Anzahl junger Leute, die aus Feigheit, oder aus politiſcher Meinung die Armeen verlaſſen hatten, bildeten eine geheime Verbrüderung zu Gunſten der Bourbonen. Nach ihren Statuten war es ein höchſtes Verdinſt, einen Republikaner ermordet zu haben. Man hatte mich in der Behauſung eines emigrirt geweſenen Grafen einquartirt. Dieſer ſelbſt hielt ſich im Hauſe verborgen. Man behorchte mich, alle meine Schritte wurden beobachtet, und ich war in Gefahr, bei erſter Gelegenheit, gemordet zu werden. Ich bezog daher eine Wohnung in der Nähe der Polizeiwache, und traf die nöthigen Anſtalten, daß bei eintretender Gefahr die ſchwache Garniſon ſogleich unter den Waffen ſein konnte. Von Seiten der Bewohner mehrer benachbarten Orte, die eben ſo eifrig der Republik, als jene von Lons le Saulnier den Bourbonen anhingen, konnte ich im Falle eines Aufſtandes auf ſchleunige Unterſtützung zählen.

So ſtanden die Sachen, als der Zeitpunkt herannahte, wo man zu den Wahlen der in ſelbigem

Jahr eintretenden Deputirten ſchritt. Das Volk war es müde, als Werkzeug der ſtreitenden Parteien mißbraucht zu werden; man ſehnte ſich nach Ruhe und wünſchte den Frieden. Die Royaliſten benutzten dieſe Stimmung, und ſuchten bei den Urverſammlungen, mit dem Grundſatze, ſich gegen fernere revolutionäre Erſchütterungen zu ſichern, lauter friedſame, keiner Partei angehörige Leute in die Wahlkollegien zu bringen. Hierzu eigneten ſich nun entweder verſchmitzte Royaliſten, oder Menſchen, die weder Kopf noch Herz hatten. Erſtere erhielten natürlich das Uebergewicht, und außer einigen berühmt gewordenen Kriegern und Gelehrten, von welchen man wußte, daß ſie mit der Regierung in üblem Vernehmen ſtanden, erſchienen nun auf der Liſte der Gewählten meiſt nur in der Revolution bis jetzt ganz unbekannt gebliebene Namen. Unter den gewählten Militärperſonen befand ſich Pichegru. Er hatte das Vertrauen der Regierung verloren, war im Jahr 1796 durch Moreau in dem Commando der Rheinarmee erſetzt worden und lebte ſeitdem in Zurückgezogenheit. Aus Arbois im Jura-Departement gebürtig, der Sohn wenig bemittelter Eltern, hatte er ſtudirt und ſich in ein Kloſter be-

geben, das er aber bald wieder verlaſſen hatte, um als Artilleriſt in Kriegsdienſte zu treten. Ungeachtet ſeiner ausgezeichneten Talente konnte er es doch nicht weiter als bis zum Sergeanten bringen. Mit Anfang der Revolution bewarb er ſich eben ſo vergebens um eine Lieutenansſtelle der Gensd'armerie, die damals von der Departementalverwaltung in Lons le Saulnier beſetzt wurde. Jetzt war man ſtolz darauf, ihn als Deputirten in den Rath der Fünfhundert wählen zu können. Sein Einzug in Lons le Saulnier war feierlich, die Stadt war jenen Abend erleuchtet, und während ſeines Aufenthaltes wurden glänzende Feſte gegeben.

Pichegru verhehlte keineswegs ſeine Unzufriedenheit mit der Regierung, ja er erklärte ſich ſelbſt gegen die beſtehende Verfaſſung, wenigſtens im vertraulichen Umgange mit bekannten Royaliſten, war aber kalt und zurückſtoßend gegen alle, welche nicht zu dieſer Partei gehörten. Jene Bande von Ausreißern und Meuchelmördern, deren wir vorhin erwähnt haben, umgab bei ſeiner Ankunft den Wagen, folgte ihm auf Spazierritten und machte eine Art von Leibwache. Er nannte ſie la brave jeunesse de Lons le Saul-

nier. Man gab ihm zu Ehren ein auf seine Verhältnisse Bezug habendes Lustspiel, in welchem alle spielenden Personen als Freunde des Königthums erschienen, sich Messieurs und Mesdames betitelten, bis auf einen, den man Citoyen nannte, und der am Ende des Stücks derb durchgeprügelt und vor die Thüre geworfen wurde. Pichegru nahm alle diese Artigkeiten sehr gefällig auf, und beschenkte die Schauspielerin, welche in einem Gedichte seine Thaten gepriesen und ihm eine Lorbeerkrone dargebracht hatte.

Die in den gesetzgebenden Rath neu eingetretenen Glieder bekamen bald ein entschiedenes Uebergewicht. Um sich noch mehr zu verstärken, bewirkten sie die Aufhebung des Dekretes, durch welches jene Deputirten, welche nahe Verwandte unter den Ausgewanderten hatten, bis zum Frieden suspendirt waren. Alle provisorischen Gesetze zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit wurden mit der Bezeichnung als „revolutionär" aufgehoben und unter dem Vorgeben, daß man Entflohene nicht unter den Ausge-

wanderten begreifen könne, kamen viele Tauſende der Letztern zurück und verkündeten überall die baldige Ankunft Ludwig des Achtzehnten. Man nahm ſelbſt keinen Anſtand, ein Geſetz in Vorſchlag zu bringen, in deſſen Gemäßheit die ausgewanderten Prieſter zurück berufen und ohne Eidesleiſtung wieder in ihre Aemter eingeſetzt werden ſollten.

Die Stellung der Regierung und des Geſetzgebenden Körpers zu einander wurde von Tage zu Tage feindlicher. Die Vorſchläge der Erſtern, den in Verfall gerathenen Finanzen wieder aufzuhelfen, blieben unbeachtet. Weder die bürgerlichen Beamten noch die Armeen konnten ſeit Monaten bezahlt werden; aber gerade dieß hielt man für das ſicherſte Mittel, allgemeinen Mißmuth zu erregen und ſo das Königthum wieder herbei zu führen. Auch unter den Gliedern des Direktoriums entſtand Spaltung. Barthelemy, von jeher ein Anhänger der Bourbonen, war in daſſelbe eingetreten. Carnot ſelbſt, obgleich mit Aufrichtigkeit der Republik ergeben, zeigte eine, derſelben gefährliche Nachgiebigkeit, und gerieth hierdurch in Verdacht, daß er einen König wolle, oder nach der Dictatur ſtrebe. Barras und Rewbell

wollten ſchnelle und entſcheidende Maßregeln; La Revellière-Lepeaux ſchloß ſich an ſie an, und gab ihnen das Uebergewicht.

Unter dieſen Verhältniſſen nahmen die Armeen zum Erſtenmale Theil an den innern Zwiſten. Am Feſte des 14. Juli erließ Bonaparte eine Proklamation an ſeine Truppen, worin er ſagt: „Ich weiß, daß die Gefahr, welche dem Vaterlande droht, euch mit tiefem Schmerz erfüllt; aber ihm kann keine wahre Gefahr drohen! Die Männer, die es über das verbündete Europa ſiegen machten, ſind noch da. Gebirge trennen uns von Frankreich; aber ihr würdet ſie, wenn es ſein müßte, mit Adlerſchnelle überfliegen, um die Conſtitution aufrecht zu halten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu beſchützen, u. ſ. w.“ — Bald darauf folgten von allen Diviſionen der Armee in Italien Adreſſen an das Directorium, welche die heftigſten Drohungen gegen die Oppoſitionspartei ausſprachen. — „Zittert, hieß es in einer derſelben, euere Frevel

ſind gezählt und der Lohn dafür hangt auf der Spitze unſerer Bajonnette!“

Das Direktorium zog nun von allen Armeen Truppenabtheilungen in die Nähe von Paris; wogegen ſich, auf Antrag Pichegrus, der Rath der Fünfhundert widerſetzte. Barras, Rewbell und La Revellière-Lepeaux führten endlich die merkwürdige Revolution des 18. Fructidor aus. Augereau, der zum Commandanten der ſiebenzehnten Militärdiviſion, deren Hauptquartier Paris iſt, ernannt worden war, beſetzte die Zugänge der Verſammlungsſäle der geſetzgebenden Räthe, deren Leibwachen ſich bald auf ſeine Seite ſchlugen. Pichegru und die einflußreichſten Glieder der Oppoſition wurden verhaftet und nach Cayenne gebracht. Barthelmy hatte ein gleiches Schickſal. Carnot rettete ſich durch die Flucht. Merlin von Douay und François von Neufchatau erſetzten die Stelle dieſer beiden Direktoren.

Kurz vor dieſer merkwürdigen Epoche fügte es ſich, daß einige früher im Jura-Departement errichteten Bataillone auf dem Marſche nach Lons le

Saulnier einquartirt wurden. Zwiſchen den Soldaten und den jungen Leuten jener berüchtigten Bande, von der wir bereits geſprochen haben, und die ehemals in dieſen Bataillonen geſtanden, aber ihre Fahnen verlaſſen hatten, kam es zu Neckereien und zu Thätlichkeiten, wobei einige der jungen Leute blutige Köpfe davon trugen. Obgleich ich alles Mögliche gethan hatte, um Ruhe und Ordnung herzuſtellen, ſelbſt die Truppen ſogleich ausmarſchiren und in benachbarte Orte legen ließ: ſo nahm die Departemental- und die Munizipalverwaltung doch kein Bedenken, mich, wo nicht als Urheber, doch als Mitſchuldigen des Hochverraths gegen das ſouveräne Volk, anzuklagen, und dafür nichts weniger, als meinen Kopf zu fordern. Die Sache lag noch unentſchieden, als die Nachricht von der in Paris eingetretnen politiſchen Veränderung bei dieſen Leuten, die ſich der nahen Proklamirung des Königthums verſichert glaubten, allgemeinen Schrecken verbreitete. Sie bewieſen ſich nun eben ſo niederträchtig, als vorher hochfahrend und boshaft. Ja, als ſie wegen ungeſetzlicher Handlungen zur Verantwortung gezogen werden ſollten,

waren ſie unverſchämt genug, bei mir um ein Zeugniß ihrer Anhänglichkeit an die Republik anzuſtehen.

Das Direktorium hatte ſich nun wieder in volle Kraft geſetzt; aber auch das böſe Beiſpiel der Verletzung der Conſtitution, alſo der Grundfeſte gegeben, auf der ſeine Exiſtenz und Sicherheit beruhte. Eine ſeiner erſten Verfügungen war die Ausweiſung aller nach Frankreich zurückgekommenen Emigranten. Viele Tauſende kamen durch das Jura-Departement, um ſich nach der Schweiz zu begeben. Und da ihnen zur Ueberſchreitung der Grenze nur ein kurzer Zeitraum beſtimmt wurde, ſo waren die Straßen mit Reiſenden bedeckt. Bald hernach erfolgte eine Auswanderung in Lons le Saulnier ſelbſt und zwar durch folgende Veranlaſſung.

An die Munizipalverwaltung gelangte ein verſiegeltes Schreiben des Polizei-Miniſters mit der Weiſung, daß ſolches an einem beſtimmten Tage und in einer angegebenen Stunde, in Gegenwart der Oberbehörden, und der, unter Gewehr getretnen Linientruppen und Nationalgarden, geöffnet werden ſolle. Die Sache blieb nicht verſchwiegen, und die allgemeine Vermuthung fiel dahin aus, das

Schreiben verhänge die Verhaftung aller Royaliſten, welche ſträflicher Handlungen verdächtig ſeien. Wer nun kein reines Gewiſſen hatte, ſuchte dem Uebel auszuweichen; indem er ſich in die Schweiz flüchtete, oder in einem benachbarten Orte verſteckt hielt. Faſt alle jungen Leute, ſelbſt viele Glieder der Nationalgarde und öffentliche Beamte hatten am Tage der Eröffnung des Schreibens die Stadt verlaſſen. Indeß kamen ſie mit dem bloßen Schrecken davon, da jene geheime Verfügung nur die gleichzeitige Unterſuchung aller Kaufmannsläden, und die Beſchlagnahme der vorfindlichen engliſchen Waaren betraf.

Bei den innern Zwiſten verſäumte das Direktorium nicht, ſeine Aufmerkſamkeit nach außen zu richten. Der Operationsplan der Armeen für 1797 war eine Wiederaufnahme des im verfloſſenen Jahre befolgten, und konnte nun um ſo eher ausgeführt werden, als Bonaparte ſich bis auf einige Staaten, mit denen Friede war, im Beſitze von ganz Italien befand. Die Sambre- und Rheinarmee ſollten über den Rhein, die italieniſche über die noriſchen

Alpen gehen, um vor Oeſtreichs Kaiſerſtadt zuſammenzutreffen. Allein dieſer Plan ward nur halb ausgeführt, indem die Sambre-Armee erſt bei Frankfurt, die Rheinarmee in Schwaben und die italieniſche in Kärnthen ſtand, als Bonaparte, in deſſen Rücken ſich ein Volksaufſtand gebildet hatte, für gut fand, mit Oeſtreich Waffenſtillſtand und die Präliminar-Artikel zum völligen Frieden abzuſchließen. Merkwürdig iſt die Proklamation, die er an die Armee bei Eröffnung des Feldzuges erließ. „Ihr habt," ſagt er, „mit der Eroberung Mantua's einen Feldzug geendigt, der Euch ewige Anſprüche auf den Dank des Vaterlandes gibt. Ihr habt in vierzehn Schlachten und ſiebenzig Gefechten geſiegt, dem Feinde mehr als hunderttauſend Gefangene abgenommen, 500 Feldſtücke und 2000 Feſtungskanonen, 4 vollſtändige Schiffbrücken genommen. Die Kriegsſteuern in den eroberten Ländern haben die Armee während des ganzen Feldzuges beſoldet und noch überdies 30 Millionen in die Staatskaſſe geliefert. Ihr habt das Muſeum mit mehr als 300 Meiſterwerken des alten und neuen Italiens bereichert, die nur ein Zeitraum von Jahrtauſenden erzeugen kann, u. ſ. w. Aber

noch habt Ihr nicht Alles gethan. Eine große Bestimmung erwartet Euch! u. ſ. w.“

Nach Unterhandlungen mit Oeſtreich, die ſich bis zum Oktober hinauszogen, wurde endlich der Friede von Campo Formio abgeſchloſſen. Frankreich erhielt Belgien, die venetianiſche Levante, Zante und Cefalonien. Oeſtreich erkannte die cisalpiniſche Republik an, und erhielt Venedig mit dem größten Theile der dazu gehörigen Provinzen. Der Herzog von Mantua ſollte durch das Breisgau entſchädigt, und in Raſtadt ein Friedens-Congreß mit dem deutſchen Reiche eröffnet werden. Oeſtreich verſprach, ſich dahin zu verwenden, daß Frankreich die Rheingrenze bis unterhalb Andernach erhalte, wogegen ihm das Erzbisthum Salzburg verſprochen wurde. Nach einigen geheimen Artikeln ſollten die von Frankreich auf der linken Rheinſeite in Beſitz genommenen Provinzen Preußens an daſſelbe zurückgegeben, und ihm keine Vergrößerung auf der rechten Rheinſeite zugeſtanden werden.

Dieſes Benehmen gegen Preußen, dem man in dem, früher mit ihm abgeſchloſſenen Frieden, Ausſichten auf Vergrößerungen in Deutſchland gemacht

hatte, war treulos, und bewies nicht minder, als die Stiftung neuer Republiken und die Theilung der venetianiſchen, daß Frankreich ſeine erſten Grundſätze verlaſſen hatte, nur für Unabhängigkeit zu kämpfen, und bloß eine ſolche Ausdehnung und natürliche Grenze zu erlangen, innerhalb der es ſelbſtſtändig und ohne fremde Hülfe auf eine ehrenvolle Weiſe in der Zahl der Mächte vom erſten Range ſtehen könne. Selbſt als es in der frühern Epoche faſt ganz Europa den Krieg ankündigte, geſchah es nur, um dem Schlage zuvor zu kommen, der gegen es ſelbſt gerichtet war. Wer erkannte jetzt aber nicht jene Politik Roms, in jeden Frieden den Zündſtoff zu neuen Kriegen zu legen? Warum auf entfernten Ausdehnungen in Italien beſtehen und dagegen einem kleinen Strich Landes entſagen, welches einen Theil der ihm doch ſo theuern Rheingrenze machte?

Indeß war die Rückgabe der in Beſitz genommenen preußiſchen Provinzen nie ernſtlich gemeint, oder das Direktorium erkannte nun den in dieſer Hinſicht gemachten Fehler, beſtand auf dem Raſtadter Congreß, auf der ungeſchmälerten Rheingrenze und

erhielt ſie. Aber nicht zufrieden mit dieſem ihm dargebrachten Opfer, ging es noch weiter und verlangte den Beſitz der auf der rechten Rheinſeite liegenden Feſtungen Kaſſel, Kehl, Altbreiſach und Freiburg. Hieß das aber nicht den aufgeſtellten Grundſatz einer natürlichen Grenze ſelbſt umſtoßen, und Deutſchland ſeine Oberherrſchaft aufdringen? — Um endlich, ſelbſt mit Verachtung jedes Scheins von Recht, der Herrſchſucht und Treuloſigkeit die Krone aufzuſetzen, ſuchte man Händel mit der friedſamen Schweiz, ſchickte ein Kriegsherr dahin, zwang die Schweizer, ſich in eine einzige, untheilbare Republik umzubilden und legte ihnen ſchwere Kriegsſteuern auf.

Die auf dieſem Wege erhaltenen Gelder wurden zu einer Expedition gegen den einzigen noch zu bekämpfenden Feind verwendet. Ob die Landung auf England, oder auf das weit leichter zu erobernde Irland gerichtet ſei, hierüber waren die Meinungen verſchieden. Als ſich aber die Geſchwader in Toulon zu einer großen Flotte vereint und dieſe von da ihre

Richtung gen Osten genommen hatte, verloren sich die Politiker in Vermuthungen. Daß man die Absicht habe, eine von allen christlichen Mächten dem Maltheser-Orden zugesicherte Besitzung und das von der Pforte abhängige Egypten anzugreifen, war kaum gedenkbar. Und was war der Zweck dieses Unternehmens? Sollte Egypten als Stapelplatz dienen, um auf dem kürzesten Wege die Engländer in Indien anzugreifen? — Dann mußte man eine Flotte im rothen Meere haben, die eben nicht vorhanden war. — Oder wollte man sich im Besitze beider Eroberungen erhalten, um für die, an England verlornen Colonien entschädigt zu sein: so war es allerdings ein sonderbares Mittel, zu diesem Zweck neutrale Staaten zu berauben. Jedenfalls war es sehr natürlich, daß ein solches Benehmen, weit entfernt den Frieden herbeizuführen, Frankreich, das nun der ganzen Welt die Augen über seine unbegrenzte Herrschsucht geöffnet hatte, vielmehr in unabsehbare Zwiste verwickeln mußte. Befreundete Mächte ihrer Länder berauben, war Treulosigkeit; es ohne verhergegangene Kriegserklärung thun, war Räuberwerk. Das nach Egypten übergeführte Kriegsheer war 40,000 Mann

ſtark; nach der verlornen Seeſchlacht bei Abukir war es ſich ſelbſt überlaſſen.

Den Türken, die mit Rußland in Krieg verwickelt waren, blieb nichts übrig, als Friede zu machen, und ihre Streitkräfte gegen die Franzoſen zu richten. Rußland, deſſen Kaiſer den Titel als Großmeiſter des maltheſer Ordens angenommen hatte, ſchloß ſich an ſie an, und eine vereinte ruſſiſche und türkiſche Flotte erſchien im mittelländiſchen Meere. Zwiſchen dem Pabſt und Frankreich traten neue Mißhelligkeiten ein; der heilige Vater wurde als Gefangener nach Frankreich geführt, und Rom in eine Republik umgeſchaffen. Die Unterhandlungen zu Raſtadt geriethen ins Stocken; Oeſtreich und England ſchloſſen ein neues Bündniß, dem Rußland beitrat, indem es unter Suwarow ein Kriegsheer nach Deutſchland ſchickte, um vereint mit den Oeſtreichern die Franzoſen aus Italien zu vertreiben. Auch Neapel ſchloß ſich dieſem Bündniß an, und fiel mit 50,000 Mann in das römiſche Gebiet ein. Der König von Sardinien, beſchuldigt geheimen Antheil an dieſer Verbindung genommen zu haben, wurde genöthigt, Piemont abzutreten. Die neapolitaniſche Armee wurde in ihr

Gebiet und von da nach Sizilien zurückgeſchlagen, und das Königreich Neapel in eine Republik unter der Benennung der parthenopäiſchen umgewandelt.

Frankreich ſtand nun auf dem höchſten Punkte ſeiner Macht: es befand ſich im Beſitze Egyptens, Italiens, aller Ländern auf der linken Rheinſeite, war Herr von der Schweiz und von einigen Landſtrecken und Feſtungen Deutſchlands. Allein die Zahl ſeiner Feinde hatte ſich vermehrt, ſeine Kräfte waren erſchöpft; Moreau, im Verdacht des Einverſtändniſſes mit Pichegru, hatte das Vertrauen der Regierung verloren, die Wahl der Generäle, z. B. eines Scherer, fiel ſchlecht aus, ſelbſt Jourdan war durch ſeine unglücklichen Rückzüge um das Vertrauen der Soldaten gekommen; kein Carnot leitete das Kriegsweſen; das Volk war des Kriegens müde; von den Filial-Republiken war wenig zu erwarten; man hatte ſie ausgeplündert, ehe man ihnen die Ehre erwies, ſie als Töchter aufzunehmen, und die Regierung bedurfte Truppen im Innern zu ihrer eigenen Sicherheit. Die Unterhandlungen mit dem

deutſchen Reiche hatten während dieſen Ereigniſſen fortgedauert, aber ein unglückliches Ende genommen. Die franzöſiſchen Geſandten Bonnier und Roberjot waren einige hundert Schritte von Raſtadt ermordet worden, eine Schandthat, wegen der ſich Oeſtreich bis jetzt noch nicht gerechtfertigt hat. Die vereinte ruſſiſche und öſtreichiſche Armee war indeſſen mit überwiegenden Streitkräften in Italien angekommen, und ſiegte; die franzöſiſche Armee im Neapolitaniſchen war abgeſchnitten und verloren, hätte nicht Scherer das Commando in die Hände Moreaus gelegt, der durch Kriegskunſt und Muth rettete, was zu retten war. Suwarow beging den Fehler, ſich zu lange mit Belagerungen von Feſtungen aufzuhalten, die ihm bei ſchnellen Fortſchritten doch zugefallen wären. Doch wurde er Herr von ganz Italien und drang bis zum franzöſiſchen Gebiete vor.

Das veränderte Kriegsglück brachte auch diesmal im Innern politiſche Erſchütterungen hervor. Rewbell, der kräftigſte und feſteſte unter den Direktoren, war durch das Loos ausgetreten und durch Sieyes erſetzt worden. Treilhard, La Revellière-Lepeaux und Merlin von Douay wurden durch den Drang

der Umſtände genöthigt, ſich zurückzuziehen; Barras war noch der einzige Direktor der erſten Ernennung. Die geſetzgebenden Räthe benutzten den allgemeinen Mißmuth des Volkes gegen eine Regierung, die es ohne Noth in einen Krieg verflochten und in Gefahr geſetzt hatte, die Früchte der mit großen Aufopferungen errungenen Siege zu verlieren. Auch die gedemüthigten Jakobiner erhoben wieder ihr Haupt.

Ich hatte damals das Militärcommando in den beiden Departementen der Loire und des Puy de Dôme. Meine Hauptquartier waren zu Monbriſon, dem Hauptorte im Loire-Departement. Dies Departement war lange der Schauplatz gerichtlicher Mordthaten und der Meuchelmorde geweſen. Ein großer Theil der Bewohner, beſonders der zahlreich über das Land verbreitete Adel, hatte einen thätigen Antheil an dem Aufſtande von Lyon genommen; Tauſende hatten ſich bei Annäherung der Armee der Republik dahin begeben, es ſey nun ſich den Verfolgungen zu entziehen, oder als Beſatzung zu dienen. Nur wenigen war es gelungen, als dieſe Stadt nach

einem hartnäckigen Widerſtande den Belagerern in die Hände fiel, dem Tode zu entgehen. Monbriſon allein, das keine ſechstauſend Einwohner hat, zählte über dreihundert Perſonen von beiden Geſchlechtern, welche in dieſer Periode auf der Guillotine ſtarben oder erſchoſſen wurden. Ganze Familien wurden vernichtet, und nur wenige waren, die nicht den Verluſt eines oder einiger ihrer Angehörigen zu beklagen hatten. Kaum war aber Robespierre mit ſeinem Anhange gefallen; als die gemißhandelte Partei blutige Rache nahm. Faſt alle adminiſtrativen und richterlichen Stellen, in deren Beſitze ſich vorzüglich Jakobiner befanden, wurden den entſchiedenſten Royaliſten zu Theil, die es ruhig geſchehen ließen, oder ſelbſt begünſtigten, daß jeder, der unter den vorher beſtandenen Verhältniſſen eine Rolle geſpielt hatte, oder auch nur des Jakobinismus verdächtig war, auf öffentlicher Straße oder ſelbſt in ſeiner Behauſung überfallen und ermordet wurde.

Als nach Pichegru's, Barthelmy's und Anderer Verbannung das Direktorium den Sieg über die geſetzgebenden Räthe davon getragen hatte, gingen zwar ſeine Bemühungen dahin, die öffentlichen Aem-

ter durch rechtliche und auf das Gemeinwohl bedachte Männer zu beſetzen. Doch dieſen ſtanden zwei Parteien feindlich entgegen, die ſich beide abſcheulicher Greuelthaten ſchuldig gemacht hatten, und von denen eine nur in Erneuerung des Schreckensſyſtems, die andere in Wiederherſtellung des Königthums ihr Heil zu finden glaubte. Nach allerlei Umtrieben gelang es endlich der erſtern, welche allerdings die kräftigſten und unternehmendſten Köpfe beſaß, ſich abermals der öffentlichen Aemter zu bemächtigen. Sie benutzten ihren Einfluß, die Regierung glauben zu machen, das Departement ſtehe auf dem Punkte, die Fahne der Empörung aufzupflanzen; ja ſie zettelten ſelbſt beunruhigende Auftritte an, um ihren Behauptungen Gewicht zu geben. So hatte man z. B. einige hundert junge Leute, welche ſich der Conſkription entzogen hatten, ungeſchworne Prieſter, Verbrecher und Landſtreicher in ein enges Gefängniß zuſammen geſperrt, wo ſie aus Mangel an geſunder Luft in eine Art von Raſerei geriethen und ſich empörten, welches dann alles auf Rechnung der Royaliſten geſchrieben wurde. Dieſe Menſchen wollten mich zum Theilnehmer ihrer ſchändlichen Hand-

lungen machen, und als es nicht gelang, wurde ich der Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Verfolgung. Die Ernennung Dubois-Crancé's, eines eifrigen Jakobiners, zum Kriegsminiſter gab ihnen endlich gewonnenes Spiel. In Folge ihrer Anſchuldigung, ich zeige nicht Energie genug die republikaniſchen Grundſätze und Inſtitutionen aufrecht zu halten, ſtehe vielmehr in vertraulichen Verhältniſſen mit bekannten Anhängern des Königthums, erhielt ich Befehl, ſogleich mein Commando niederzulegen, und mich an meinen gewöhnlichen Wohnort zu begeben. Ich begab mich nach Mainz, wohin meine Familie bereits zurückgekehrt war, meldete dem Miniſter, daß ich daſelbſt angekommen ſei, und ſchickte meine Rechtfertigung, die zugleich eine getreue Schilderung der Adminiſtration des Departements enthielt, an das Direktorium. Meine Wiedereinſetzung in activen Dienſt erfolgte darauf nach wenigen Wochen.

Mainz war ſeit dem Frieden von Campo Formio von der öſtreichiſchen Beſatzung geräumt und an Frankreich übergegangen, das ſich auch im Be-

ſitze aller deutſchen Länder des linken Rheinufers befand. In vier Departemente, nämlich Donnersberg, Saar, Rhein und Moſel und Röhr abgetheilt, wurden dieſe Provinzen unter der beſondern Leitung des Juſtizminiſters Lambrechts proviſoriſch verwaltet. Dieſer, obgleich von erprobter Rechtlichkeit und von dem beſten Willen, konnte doch nicht verhindern, daß Leute zu den vorzüglichſten Verwaltungsſtellen gelangten, die, wenig um das allgemeine Beſte bekümmert, nur darauf dachten, ſich ſchnell zu bereichern. Sie befolgten das Beſtechungsſyſtem, und erlaubten ſich die ſchändlichſten Betrügereien um ſo ungeſcheuter, als ſie bei dem damaligen Schwanken der äußern Verhältniſſe darauf rechneten, daß der Feind wieder über den Rhein vordringen und ein Sieg über die Deutſchen alle adminiſtrative Verantwortung aufheben würde. Um der Willkür, den Erpreſſungen und Diebereien Schranken zu ſetzen, traten endlich die angeſehenſten und rechtlichſten Leute zuſammen und beſchloſſen, aus jedem der vier Departemente einen ihrer Mitbürger nach Paris zu ſchicken, um das Direktorium von der bedrängten Lage des Landes zu unterrichten, und bei den geſetz-

gebenden Räthen eine endliche Vereinigung mit Frankreich und die Einführung der gesetzlichen Verfassung zu bewirken. Man war eben in Mainz mit der Wahl eines solchen Deputirten beschäftigt, als ich daselbst eintraf. Die Wahl fiel auf mich.

Als ich das Commando im Loire-Departement verließ, war eben die unerwartete Nachricht eingetroffen, daß Bonaparte, aus Egypten kommend, auf Frankreichs Küste gelandet sey. Sein wahrscheinlicher Plan, sich auf Kosten der französischen Republik ein Reich im Orient zu stiften, war vor St. Jean d'Acre gescheitert. Hatte er, wie sich wohl nicht bezweifeln läßt, die Absicht, auf andern Wegen Befriedigung seines Herrschertriebes zu finden: so konnte er allerdings keinen günstigeren Zeitpunkt wählen. Das Kriegsglück hatte sich zwar damals schon wieder auf die Seite Frankreichs gewendet; denn obgleich Italien verloren war, so blieb doch die Rheingrenze vom Feinde fortwährend unüberschritten; Frankreich war im Gegentheil im Besitz von Festungen auf dem deutschen Ufer. Die

Unternehmungen der Ruſſen und Engländer auf Holland waren mißlungen, die Oeſtreicher aus der Schweiz verdrängt, und durch den Abfall Rußlands eines mächtigen Beiſtandes beraubt, der ihren Waffen das Uebergewicht gegeben hatte, und ohne welchen es ihnen, wie es ſich auch in der Folge bewieſen hat, nicht wohl möglich war, Italien zu behaupten.

Allein bedenklicher, als gegen außen, ſtanden die Sachen im Innern. Die Royaliſten ſchöpften Hoffnungen; die Vendée war von neuem im Aufruhr. Die Jakobiner benutzten dieſes, um Frankreich abermals in eine revolutionäre Gährung zu ſetzen. Sie erregten, wie wir bereits bemerkt haben, beunruhigende Auftritte, erdichteten Gefahren und Verſchwörungen, die nicht beſtanden. Die Regierung ſelbſt ſtand mit den beiden, einander feindlichen Parteien im Widerſpruch; Unzufriedenheit und Mißtrauen herrſchte unter dem Volke.

Bonaparte benutzte dieſe allgemeine Stimmung, um das Direktorium zu ſtürzen und ſich an deſſen Stelle zu ſetzen. Hier fand er in Sieyes ſelbſt eine mächtige Stütze, und hatte Anhänger in den beiden

gesetzgebenden Räthen. Er trat öffentlich als Ankläger der Regierung auf, und suchte das gehässigste Licht auf sie zu werfen. In einem Aufruf, den er an allen Ecken von Paris anschlagen ließ, sagt er: „Soldaten! Seit zwei Jahren wird die Republik schlecht regiert; Ihr habt gehofft, daß meine Rückkunft so vielen Uebeln ein Ende machen werde, u. s. w.“ In einer andern spricht er zum Direktorium: „Was ward in Euern Händen aus eben dem Frankreich, das ich Euch in einem so glänzenden Zustande zurückgelassen hatte? Ich hinterließ Euch den Frieden; bei meiner Rückkunft fand ich den Krieg. Ich hinterließ Euch Siege, ich habe Niederlagen gefunden. Ich hinterließ Euch die Millionen aus Italien; ich fand räuberische Gesetze und Elend. Was thatet Ihr mit hunderttausend braven Kriegern, die ich kannte? Sie sind todt; sie waren die Gefährten meines Ruhmes!“

Solcher Beschuldigungen erdreistete sich Bonaparte, als er eben seine in fehlgeschlagenen Unternehmungen geschwächte Armee verlassen hatte; solche Sprache erlaubte er sich gegen eine Regierung, die keinen andern Vorwurf verdiente, als daß sie sich

durch ihn zur Expedition gegen Malta und Egypten hatte verleiten laſſen, einem Unternehmen, das aus der ſchwärzeſten Treuloſigkeit entſprungen, nicht verfehlen konnte, ganz Europa aufzubringen, und als die einzige Urſache des erneuerten Krieges und aller daraus für Frankreich erfolgten Uebel angeſehen werden muß. Dieſes Benehmen war allerdings geeignet, der Nation über den Charakter und die Abſichten eines Mannes die Augen zu öffnen, der in der Folge Frankreich nicht nur der Freiheit beraubte, ſondern es auch, nachdem er ſeiner Herrſchbegierde und falſchen Ruhmſucht hunderttauſende aufgeopfert hatte, zuletzt noch um alle, durch zwanzigjährige Anſtrengung gegen außen errungenen Vortheile brachte. Allein Bonaparte verfuhr ſo raſch, daß er ſeinen Gegnern keine Zeit ließ, zur Beſinnung zu kommen. Die beſtehende Conſtitution war auf der einen Seite durch die Royaliſten, auf der andern durch die Jakobiner ſo hin und her gezerrt, und ſtand nur noch auf ſo ſchwachen Füßen, daß es für ihn, dem das Militär anhing, nur eines Wirbels auf der Trommel, einer Schwenkung der Bajonette bedurfte, um die geſetzgebenden Räthe aus einander zu ſchrecken,

die bestehende Regierung umzustürzen und ihre Stelle einzunehmen.

---

18 Brumaire VIII

Am Tage, wo diese merkwürdige Begebenheit statt hatte, — am 9. Nov. 1799 — war ich von Mainz nach Paris abgegangen; ich erfuhr sie auf dem Wege dahin. Da indeß bei der veränderten politischen Lage mein Auftrag sein Interesse für die neuen Departemente behielt, so glaubte ich meine Reise fortsetzen zu müssen. Die ebenfalls auf dem Wege nach Paris befindlichen Abgeordneten des Saar- und Röhr-Departements waren auf die erhaltene Nachricht zurückgekehrt; der Abgeordnete des Rhein- und Mosel-Departements in der Person des bekannten Professors Görres traf mit mir zu gleicher Zeit in Paris ein. Als Verfasser einer, früher unter dem Namen: „Das rothe Blatt“ erschienenen politischen Zeitschrift, in welcher er gegen die Mißbräuche, Veruntreuungen und Unterdrückungen der französischen Administration aufgetreten war, hatte er sich die in den neuen Departementen angestellten Franzosen zu Feinden gemacht. Und freilich hatte

Görres

er ſich auch von dem Vorwurfe der Uebertreibung und der Aufnahme unerwieſener Thatſachen nicht frei zu halten gewußt, — jenem Fehler, der auch in ſeinen ſpätern Schriften immer wiederkehrt.

Der Zweck unſerer Sendung war kein Geheimniß und jene Beamten der rheiniſchen Departemente, welche ſich ſchuldig wußten, ſäumten daher nicht, ſich an ihre Gönner und Freunde zu wenden, um den gegen ſie gerichteten Beſchuldigungen entgegen zu wirken. Einige begaben ſich ſelbſt nach Paris, und waren noch vor uns eingetroffen. Das ſicherſte Mittel ſchien ihnen, die Rheinländer, welche ſich für die Sache Frankreichs erklärt hatten, als Jakobiner verdächtig zu machen, und hierin kam ihnen die eben eingetretene politiſche Veränderung, die beſonders der ſtreng republikaniſchen Partei entgegen arbeitete, ſehr zu ſtatten. General Lefebvre, Commandeur der ſiebzehnten Militär-Diviſion, zu der Paris gehört, hatte das Direktorium verrathen, um mit Bonaparte gemeinſchaftliche Sache zu machen. Natürlich ſtand er bei dieſem in großem Anſehen, und genoß deſſen unbedingtes Vertrauen. Er hatte früher, nach dem Abzuge der Oeſtreicher, Beſitz von

Mainz genommen, war wegen Bedrückung der Einwohner angeklagt und abgerufen worden. In ihm fand alſo die Diebsbande ihre eben ſo mächtige, als natürliche Stütze. Auch hatten ſich einige Generale ſchon an ihn gewendet, ſolche, die jetzt in den neuen Departementen wie in Feindesland hauſten, Requiſitionen machten und ſich reichliche Tafelgelder bezahlen ließen. Indeß muß ich hier bemerken, daß unſer Auftrag keineswegs dahin ging, einzelne Perſonen anzuklagen, ſondern nur die traurige Lage der Departemente im Allgemeinen darzuſtellen und auf Abhülfe anzutragen.

Lefebvre

Lefebvre ſchien mich beſonders in's Auge gefaßt zu haben. Als ich einige Tage nach meiner Ankunft auf die Polizei kam, um meinen daſelbſt zur Viſirung abgegebenen Paß zurück zu nehmen, wurde ich eingeladen, in ein anſtoßendes Zimmer zu treten. Es war klein, finſter, ſchmutzig und ſo ziemlich einem Armenſünderſtübchen ähnlich. Ein Commiſſär erſchien mit einem Schreiben und vernahm mich, wie man Verdächtige oder Angeſchuldigte verhört, zu Protokoll. Unter andern ſtellte er mir die Frage, ob ich mit keinen Leuten im Einverſtändniß ſtehe,

welche die neue Regierung ſtürzen wollten, und ob ich nicht in dieſer Abſicht nach Paris gekommen ſei? Da ich zufällig die, mir von Mainz mitgegebene Inſtruktion bei mir hatte, unterzeichnet von allen Gliedern der Tribunale, der Univerſität, des Stadtmagiſtrats und von den angeſehenſten Bewohnern von Mainz, und da dieſes Aktenſtück, ſo wie meine Abreiſe nach Paris ſelbſt, älter als die neue Regierung war, ſo mußte der Verdacht hinwegfallen. Auch unterbrach der Commiſſär das Geſchäft, und entließ mich mit der Entſchuldigung, daß man dem Miniſter hinſichtlich meiner ganz falſche und grundloſe Nachrichten mitgetheilt habe.

Auf welche raſche und wunderſame Meinungs- und Schickſals-Wechſel muß ſich nicht ein Mann gefaßt halten, der zur Zeit politiſcher Staatsumwälzungen ein Amt bekleidet, oder einen öffentlichen Charakter repräſentirt! Im Jahr 1792 wurde ich in Flug- und Zeitungs-Blättern Deutſchlands beſchuldigt, die Feſtung Mainz den Franzoſen in die Hände geſpielt zu haben, obgleich ich der Einzige war, der im Kriegsrathe nicht für ihre Uebergabe geſtimmt hatte. Ich wurde beſchuldigt, eine große

Summe als Belohnung dafür erhalten zu haben, obgleich ich im folgenden Jahre ſchon, wo die Armee in Papier bezahlt wurde und dieſes in geringem Werthe ſtand, genöthigt war, mein weniges Silbergeräth zu veräußern, um mit meiner Familie, auch nur beſchränkt, leben zu können. — In demſelben Jahre noch wurde ich während meines Commando in dem vormaligen Bisthum Baſel des Royalismus, oder ſelbſt eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit dem Feinde angeklagt, und ſtand auf dem Punkte, vor das Revolutionsgericht in Paris geſtellt zu werden, vor welchem mich nur der glückliche Erfolg meiner Maßregeln gegen den beabſichtigten Aufruhr bewahren konnte. — Ohne im mindeſten von meinen Grundſätzen oder meiner Handlungsweiſe abgewichen zu ſein, wurde ich im Jahr 1796 bei meinem Commando im Jura-Departement des Terrorismus beſchuldigt, und ſollte ſchon am Kopfe gefaßt werden. — Im Jahr 1797 wurde ich bei meinem Commando im Loire-Departement, als Anhänger des Königthums, außer Dienſt geſetzt, und nun, nämlich wenige Wochen ſpäter, des Jakobinismus und gefährlicher

Anſchläge gegen die Regierung beſchuldigt, vor die pariſer Polizei geſtellt.

Da ſowohl Görres als ich in unſern Vollmachten an das Direktorium und die beiden geſetzgebenden Räthe gewieſen waren, die nun nicht mehr beſtanden, ſo mußten wir unſer Geſchäft ſo lange auf ſich beruhen laſſen, bis wir andere Anweiſungen erhalten hatten. Aber auch mit dieſen konnten wir nur höchſt langſam vorwärts kommen. Die proviſoriſche Regierung hatte mit Entwerfung der Conſular-Conſtitution zu thun, und wer bei derſelben einigen Einfluß beſaß, oder ſich zu verſchaffen hoffte, war mit ſeinem eigenen Intereſſe ſo ſehr beſchäftigt, daß man für die allgemeinen Angelegenheiten wenig oder gar keinen Sinn hatte. Es hielt ſchwer die Herrn nur zu ſprechen. Manche hatten wenige oder gar keine Kenntniß von den Verhältniſſen der neuen Departemente, und allen ſchien der Wunſch nach einem ſchnellen Frieden am nächſten zu liegen. Man hatte gleich gewiſſen Amphibien im trüben Elemente geraubt, und wollte ſich nun im Trocknen ſonnen, ohne ferner dem Wechſel des Kriegsglückes ausgeſetzt zu ſein. — Frankreich bedarf der Ruhe, antwortete

Lebrun

uns Lebrun, gleichviel ob es aus einigen Departementen mehr oder weniger besteht. — Ihre Departemente, sagte der damals vielvermögende Staatsrath

Röderer

Röderer, sind die Marken, womit man sich am Ende des Spiels über Gewinn oder Verlust ausgleichen wird. Cambacérès versicherte uns indeß,

Cambacérès
Bonaparte

Bonaparte habe sich geäußert, daß von Abtretung der Rheingrenze bei einem künftigen Frieden die

Lambrechts

Rede nie sein könne Der Senator Lambrechts, vormaliger Justizminister, versprach uns zur Abhülfe der Beschwerden der Rheinländer thätigst mitzuwirken.

Bonaparte

Die Constitution, welche Bonaparte als ersten Consul an das Staatsruder stellte, war endlich fertig, und die Regierung durch Ernennung eines zahlreichen Personals zum Staatsrathe, Senat, Tribunat u. s. w.

Görres

organisirt. Görres war bereits nach Koblenz zurück gereist, und es kam für mich nur noch darauf an, dem neuen Oberhaupte der Republik die Angelegenheit meiner Mitbürger vorzutragen, um meine Sendung als erledigt anzusehen. Der damalige Justiz-

Abrial

minister Abrial gab Bonaparte meinen Wunsch zu

Lefèvre

erkennen, und da zufällig Lefebvre gegenwärtig war

ſo bemerkte dieſer, daß meine Sendung das Werk jener Klaſſe der Rheinländer ſey, welche ſich bisher vorzüglich durch Unzufriedenheit mit einer geſetzlichen Regierung, und durch revolutionäre Grundſätze ausgezeichnet habe. Der Miniſter verſicherte das Gegentheil; allein Lefebvre verſetzte, daß er aus Erfahrung ſpreche, indem er ſelbſt einige Zeit in dem Lande commandirt habe. Der Conſul erklärte hierauf, daß er mich am nächſten Audienztage zwar als General, aber nicht als Abgeordneten des Donnersberger Departements annehmen werde, daß dieſes indeß nicht hindere, über die Angelegenheiten des Landes zu ſprechen. Hievon durch den Miniſter benachrichtigt, fand ich mich am nächſten Audienztage in den Tuilerien ein. Im Saale waren wohl über hundert Militär- und Civilperſonen von höherm Range verſammelt, alle gekommen, um Gehör zu erhalten, oder auch nur, um dem erſten Conſul ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Hier herrſchte bereits wieder Hofſitte, und alles ſah ſchon in dieſen erſten Tagen darnach aus, als ob es, nachdem man einen großen Zirkel oder vielmehr eine unförmliche krumme Linie

Lefebvre

Bonaparte

durchlaufen hatte, allgemach wieder auf den Punkt zurückkehren wolle, von dem man ausgegangen war.

Bonaparte

Bonaparte erſchien, umgeben von ſeinen Adjutanten, ſprach ernſt oder vertraulich mit den Militärperſonen, mit lächelnder Miene, und als Hofmann mit denen vom Civilſtande. Als ich ihm eine kurze Schilderung von der Lage des Departements und dem Wunſche der Bewohner machte, und eine in dieſer Hinſicht abgefaßte Denkſchrift übergab, war er ernſt

Lefebvre

und kalt. Lefebvre's Verleumdungen ſchienen Eingang bei ihm gefunden zu haben. Er entließ mich jedoch mit der Verſicherung, daß die Rheinländer über ihr künftiges Schickſal ruhig ſein könnten, und die Regierung nie ihr Beſtes aus den Augen verlieren, auch einen des allgemeinen Vertrauens würdigen Mann in die neuen Departemente ſchicken werde.

Shée

Dieſer erſchien denn bald hierauf in der Perſon des nachherigen Staatsraths Shee, damals penſionirten Oberſten eines irländiſchen Regiments. Den Ruf der Rechtlichkeit und des guten Willens mochte dieſer Mann wohl verdienen; doch war er ein Spielball in den Händen ſeiner Umgebung. — Ihm folgte

Jollivet als Regierungs-Commiſſär, ein kalter Finanz-
mann, und es verfloſſen noch einige Jahre, bis die Bewohner der vier Departemente in gleiche Rechte mit jenen des ältern Frankreichs geſetzt wurden.

Noch zur Zeit des Direktoriums war beſchloſſen worden, eine Legion, unter der Benennung der Nordfranken, zu errichten. Sie ſollte aus drei Bataillonen leichter Infanterie, einem Regimente reitender Jäger und einer Compagnie Artillerie beſtehen. Bonaparte beſtätigte jetzt dieſen Beſchluß, und fand für gut, mir das Commando derſelben zu übertragen. Hievon durch den Kriegsminiſter benachrichtigt und eingeladen, in der Diviſion des Generalſtabs zu erſcheinen, begab ich mich dahin. Der Chef befand ſich eben im Geſpräche über Politik mit einigen Generalen, und ließ ſich durch meine Ankunft nicht ſtören. Ich war bürgerlich gekleidet, da man zu Paris in Uniform nicht wohl umhin konnte, ſich eines Wagens zu bedienen. Als ich endlich Gehör fand und mich zu erkennen gab, wurde der Chef ſehr höflich, und die Offiziere um ihn, die

ich ſelbſt dem Namen nach nicht kannte, bezeigten mir ſo viel Theilnahme wegen des mir gewordenen ehrenvollen Auftrags, daß ſie mir faſt um den Hals gefallen wären, um mir ihre Freude auszudrücken. Dieſe Theilnahme wurde mir bald klar. Ich war nämlich noch keine zehn Minuten im Zimmer, als mir ſchon ſo viele junge Leute zu Offizieren empfohlen wurden, daß man füglich einige Bataillone damit hätte verſehen können. Ich verfiel einige Tage hernach in eine ſchwere Krankheit, nichtsdeſtoweniger wurde ich faſt jede Stunde des Tags von einer Menge reformirter Offiziere beläſtigt, die in dem neuen Corps angeſtellt ſein wollten. Und da es mir endlich durchaus unmöglich war, ſie zu ſprechen, ſo unterließ man nicht, ſich täglich ſchriftlich oder in Perſon nach meinem Befinden zu erkundigen.

So ſehr kam damals ſchon die Schmeichelei und Kriecherei wieder auf!

Die Nordfranken-Legion ſollte nach ihrer erſten Beſtimmung nur aus Eingebornen der vier neuen Departemente beſtehen. Allein der erſte Conſul fand für gut, zu verfügen, daß alle dienſtfähigen Franzoſen, die nicht zur Conſcription gehörten, auch

Ausländer, in derſelben aufgenommen werden konnten. Selbſt ein Bataillon Irländer ſollte ihr einverleibt werden. Die Zuſammenſetzung eines neuen Corps aus ſo ungleichartigen Beſtandtheilen mußte allerdings Schwierigkeiten darbieten und die Disciplin erſchweren; allein es kam noch dazu, daß ich zwar die Unter-Lieutenants nach eignem Ermeſſen beſtellen, zu den übrigen Offizieren aber nur ſolche Subjekte nehmen durfte, die bereits in gleichem Grad unter den franzöſiſchen Truppen geſtanden hatten, oder noch wirklich ſtanden. Nun ließ ſich aber vorausſetzen, daß die, welche zu keinem Corps mehr zählten, eben nicht zur verdienſtvollſten Klaſſe gehörten; jene aber, welche ſich noch in activem Dienſt befanden, nicht leicht ihr Corps verlaſſen würden, um, ohne Beförderung im Grade, in ein neu zu errichtendes zu treten. Die Wahl mußte alſo in jeder Hinſicht ſchlecht ausfallen. Ich legte dieſe Gründe dem Miniſter vor, allein ſie blieben unbeachtet. Dieſer ſah ſich von einer Menge Offiziere umlagert, welche Anſtellung verlangten, und fand keinen leichtern Ausweg, um die Ungeſtümſten, die freilich nicht die Verdienteſten waren, los zu werden, als

ſie mit Empfehlungen zur Legion zu ſchicken. Eine Schilderung der Charaktere und politiſchen Verhältniſſe vieler derſelben würde allerdings eine nicht ganz unmerkwürdige Gemäldegallerie geben; allein da dieſes zu ſehr in's Weite führen möchte, ſo will ich mich blos auf die Befehlshaber der Kavallerie und der Infanterie beſchränken.

Jener, Namens Guibal, hatte es, ſeiner angeſehenen Familie ungeachtet, unter der königlichen Regierung doch nicht weiter, als zum gemeinen Dragoner bringen können; war aber in der frühern Epoche der Revolution, als ſein Bruder Mitglied des National-Convents war, und jeder zu einer Armee abgeſendete Volksdeputirte Generale machen und abſetzen konnte, ſchnell zum Grad eines Oberſten empor gekommen. Er wurde aber bald wegen Unwiſſenheit und übler Aufführung außer Dienſt geſetzt, und lebte bereits mehrere Jahre in Paris, vom Geſchäft eines Spielers und Kupplers, als Bonaparte die Direktorial-Regierung ſtürzte. Dieſe Gelegenheit wußte er zu ergreifen, ſchloß ſich an die neue Macht an, erhielt einen Ehrenſäbel, und kam auf die Liſte jener, denen in öffentlichen Blättern Verdienſte um das Vater-

land beigelegt wurden. Bonaparte ließ ihn nun als General-Adjutanten bei der Rheinarmee anstellen. Von da wurde er aber nach wenigen Wochen, als unbrauchbar, nach Paris zurück geschickt, und ließ keine Gelegenheit vorüber, mit seinem Ehrensäbel umgürtet, vor dem ersten Consul zu erscheinen, bis ihn dieser, um seiner Zudringlichkeit los zu werden, als Kavallerie-Obersten zur Legion schickte. Hier tödtete er, wiewohl meuchelmörderisch, einen Lieutenant im Zweikampfe, und wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, aber in Ermangelung hinlänglicher Beweise freigesprochen. Er ging abermals nach Paris, trieb sein altes Wesen, und wurde endlich nach Guiana geschickt, wo er einige Monate nach seiner Ankunft starb.

Der Chef der Infanterie, Namens Keller, von Geburt ein Schweizer, stand als Platz-Commandant in Ostende, als 200 Engländer mittelst einer nächtlichen Landung den Versuch machten, eine unfern der Festung gelegene Schleuße zu zerstören und den Damm zu durchstechen. Hievon benachrichtigt, begab sich Keller mit der Nationalgarde nach dem Orte, wo die Landung statt hatte, schnitt den Feinden, die

alle Vorſichtsmaßregeln außer Acht gelaſſen hatten, den Rückweg ab und machte ſie zu Gefangenen. Das Direktorium bezeigte darauf dem Kriegsminiſter den Wunſch, daß man den Mann durch Beförderung belohnen und in einen größern Wirkungskreis verſetzen möge. Er ſtieg nun vom Hauptmann unmittelbar zum Grade eine Brigade-Generals. Allein die Schweizer, welche ſich damals unter der Leitung Frankreichs in eine untheilbare Republik umgewandelt hatten, ſtolz darauf, einen ſo verdienten Landsmann zu haben, beriefen ihn zum General und Kriegsminiſter in ihre Dienſte. Er hatte dieſe Stelle noch nicht lange bekleidet, als er wegen Unbrauchbarkeit und mancherlei Beſchuldigungen entlaſſen wurde, nach Frankreich zurück kam und um Dienſtanſtellung nachſuchte. Man war ſeitdem über die Sache von Oſtende etwas mehr unterrichtet. Es hatte ſich ergeben, daß das Verdienſt des guten Erfolgs vorzüglich dem Commandanten der Nationalgarde gebührte. Dennoch wurde Keller als Bataillonschef zur Legion geſchickt, mit dem Verſprechen, nach vollendeter Organiſirung des Infanterie-Regiments als Oberſter deſſelben angeſtellt zu werden.

Bei ihm ſuchte man vergebens das ſittliche Betragen und die Kenntniſſe, die ſich von dem gebildeten Manne erwarten laſſen. Er überließ ſich allen Arten von Ausſchweifungen, und machte, wo er konnte, Schulden, mit der Abſicht, ſie nie zu bezahlen. Ganz vorzüglich war er dem Trunke ergeben, ſo daß bei ihm in Sinn und Wort das Sprichwort der Franzoſen galt: Er trinkt wie ein Schweizer. Ich erinnere mich eine Rechnung geſehen zu haben, nach welcher er in einem Zeitraum von nicht ganz zwei Monaten einem Kaffeewirthe die Zahlung für dreihundert Flaſchen Wein und zwölfhundert Gläschen Liqueur ſchuldig geworden war. Von allen Seiten von Gläubigern gedrängt, und wegen Gewaltthätigkeiten angeklagt, trat er endlich in Dienſte der Holländiſch-Oſtindiſchen Compagnie, und ſtand — einer Reiſebeſchreibung zufolge — noch in ſpätern Jahren als Hauptmann in Batavia.

Dies waren die beiden Männer, die mir die Regierung zugeſchickt hatte, um mich bei der Bildung und im Commando eines zu errichtenden Corps zu unterſtützen. Man kann hieraus den Schluß auf die übrigen mir zu Theil gewordenen Offiziere ma-

chen. Auch wurden der Legion einige hundert Deſerteurs von allerlei Nationen einverleibt.

Zu gleicher Zeit, als die Legion errichtet werden ſollte, war Bonaparte mit dem großen Plane beſchäftigt, durch einen Hauptſchlag Italien wieder zu erobern. Die ganze Aufmerkſamkeit der Regierung war auf dieſen wichtigen Gegenſtand gerichtet. Ein zahlreiches Kriegsheer wurde zu dieſem Endzwecke aufgeſtellt. Dazu waren bedeutende Summen nöthig, und um ſeine Organiſation möglichſt zu beſchleunigen, wurden die erforderlichen Lieferungen für Equipirung und Unterhalt vorzugsweiſe berichtigt; alle andern Forderungen an die Staatskaſſe mußten nachſtehen oder wurden gänzlich zurück geſetzt. Dieſes ungünſtige Verhältniß hatte die nachtheiligſten Folgen für die Aufſtellung der Legion.

Schon war dieſelbe auf fünf bis ſechshundert Mann angewachſen, und noch war, außer einigen Ballen Hemden und Strümpfen, kein Kleidungſtück eingetroffen; ſelbſt der Sold war nicht geſichert, und ich mußte oft von meinem Credit Gebrauch machen, damit die Leute ausbezahlt werden konnten. Aachen war der Errichtungsort der Legion. Es gehörte zur

ſiebenzehnten Militärdiviſion, welche damals unter dem Commando des Generals Laroche ſtand. Er befand ſich ohne alle Truppen, deren er aber auch nicht bedurfte, da Frankreichs Kriegsheere damals weit über das rechte Rheinufer, in Deutſchland, vorgerückt waren. Indeß wußte er doch unter dem Vorgeben, daß der Rhein nicht unbeſetzt bleiben könne, eine Ordre auszuwirken, kraft welcher ſtatt Aachen Koblenz, wo er ſein Hauptquatier hatte, zur Organiſation beſtimmt, und die Mannſchaft ſeiner Verfügung überlaſſen wurde. Auf acht bis neunhundert Mann war damals die Legion angewachſen; ſie waren bewaffnet, aber, außer einer kleinen Anzahl junger Leute aus den neuen Departementen, die ſich auf eigne Koſten equipirt hatten, noch nicht gekleidet; ein großer Theil befand ſich ſelbſt ohne Schuhe, und ich mußte abermals meinen Credit anwenden, um ihnen ſolche zu verſchaffen. Das ſchlechte Ausſehen dieſer Leute, unter denen ſich auch einige Hundert öſtreichiſche Deſerteurs befanden, machte bei ihrem Marſche durch das Röhr- und Moſel Departement einen ſehr üblen Eindruck auf die Einwohner. Das Gerücht verbreitete ſich, die Legion ſey zu einer

Expedition nach den Colonien beſtimmt, und der Eifer, bei derſelben einzutreten, nahm merklich ab.

Laroche hatte ein perſönlich gar wichtiges Intereſſe, die Legion an den Rhein verlegt zu ſehen. Hier war bereits die Mauthlinie gezogen, und der General fand bei Einſchwärzung verbotner oder einer ſchweren Abgabe unterworfener Waaren einen reichlichen Gewinn. Er händelte dabei im Einverſtändniß mit dem Direktor der Douanen, deſſen Tochter er nachher zur Frau nahm. Um das Geſchäft aber noch mehr im Großen zu treiben, mußte ihm die Legion dienen. Von früh Morgens bis zum Abend, gingen die leeren bedeckten Wagen von Koblenz nach der jenſeit des Rheins liegenden Feſtung Ehrenbreitſtein unter dem Vorgeben, Brot oder andere für die Truppen beſtimmte Gegenſtände dahin zu bringen, und kamen mit Kaufmannsgütern beladen zurück. Unter dem Vorgeben, — der Feind, obgleich über dreißig Stunden entfernt, und durch eine franzöſche Armee vom Rhein abgeſchnitten, wolle einen nächtlichen Uebergang über den Strom verſuchen,

wurden zuweilen die Douaniers zuſammen gezogen, um vereint mit den Truppen Widerſtand zu leiſten. Während deſſen wurden auf den von Wachen entblößten Punkten eine große Menge fremder Waaren eingeführt. Auch war damals wegen Mangels an Früchten die Ausfuhr nach Holland auf dem Rheine unterſagt; eine Truppenabtheilung lag, um hierauf zu wachen, an der Grenze. Allein mittelſt einer Abgabe von acht Franken für den General, und noch eines kleinen Zuſchuß für den commandirenden Offizier wurden alle Schiffsladungen durchgelaſſen.

Dies waren jedoch nicht die einzigen Quellen, aus welchen General Laroche ſchöpfte. Ein großes verſchanztes Lager vor Ehrenbreitſtein wurde projectirt. Die Arbeiten ſollten durch die Bewohner der benachtbarten Länder auf der rechten Rheinſeite ausgeführt, und hierzu täglich einige Tauſend Schanzgräber geſtellt werden; allein man fand es für beſſer, ſtatt der Arbeiter eine Abfindung in Geld zu fordern, und da ein ſehr billiger Anſatz genommen wurde, ſo fanden beide contrahirenden Theile ihre Rechnung dabei. Die Gemeinden ſchickten wöchentlich

ihre Abfindungsgelder, und das Lager blieb ein Projekt.

Die Zerſtreuung der Leute auf einer Strecke von mehr als fünfzig Stunden Wegs längs dem Rheine, von Boppard nämlich bis zur Grenze von Holland, erſchwerte die Verwaltung, ſchadete der Disciplin und hemmte die Einübungen; während die Zwecke ſelbſt, zu denen man die Truppen verwendete, und die zu klar in die Augen fielen, um unbemerkt zu bleiben, nur dazu dienten, einen ſchlechten Geiſt unter den Soldaten zu nähren.

Inzwiſchen war nach wenigen Monaten die Mannſchaft auf dritthalbtauſend angewachſen, und darunter eine Compagnie reitender Jäger, welche aus jungen Leuten der neuen Departemente beſtand, die ſich auf eigne Koſten equipirt hatte. Die Legion erhielt nun Ordre, ſich in Mainz zu ſammeln und einen Theil der Beſatzung zu machen.

Der Mangel an Kleidungs- und Equipirungsſtücke beſtand immer noch, und da alle desfalls gethanen Schritte ohne Erfolg blieben: ſo begab ich mich ſelbſt nach Paris, um dem Miniſter die Sache an's Herz zu legen. Er wußte kein ſchnelleres Mit-

tel zur Abhülfe, als die Legion den Holländern zu ſchicken, die vertragsmäßig eine beſtimmte Anzahl franzöſiſcher Truppen als Beſatzung aufnehmen, und in Allem unterhalten mußten. An dieſen Vertrag knüpfte man die Politik, nur ſolche Truppen nach Holland zu ſchicken, die einer ſtarken Equipirung bedurften, ſie denn wohl ausgerüſtet anderweit zu verwenden, und durch neue zu erſetzen, die wieder ſchlecht equipirt waren. — Diesmal aber wurde dieſe Abſicht doch nicht erreicht. Denn kaum waren die Truppen in Holland angekommen, die noch mehr als zur Hälfte gekleidet werden mußten, und ſechs bis ſiebenhundert Pferde ohne Sattel und Zeug mitbrachten, als die holländiſche Regierung dagegen Vorſtellung that, und ſich darauf berief, daß im Vertrage nur von halben Brigaden, nicht aber von Legionen die Rede ſey, die eine ganz verſchiedene Organiſation hätten.

In Folge des Friedens, den Frankreich mit dem einzigen Feinde, mit dem es noch in Krieg verwickelt war — mit England ſchloß, ſollte meine Legion

aufgelöst werden. Bei Errichtung derselben war der Musterungs-Inspektor d'Avrange als Organisirungs-Commissär ernennt worden, — eine Stelle, der zufolge ihm vorzüglich die Oberaufsicht und Leitung des Rechnungswesens oblag. Er war Schwager des Kriegsministers Berthier, daher wir glaubten, uns von seinem Einflusse viel Gutes versprechen zu dürfen. Allein kaum war er eingetroffen, als er in gleicher Eigenschaft zur Consulargarde nach Paris ging, ohne jedoch seine Stelle bei der Legion abzutreten. Der Verwaltungsrath, welcher nach der bestehenden Verfassung aus einer bestimmten Anzahl Offiziere zusammen gesetzt war, bei dem ich, als Chef des Corps, das Präsidium führte, und der Quartiermeister oder Rechnungsführer die Stelle des Sekretärs versah, wurde hierdurch in manche Verlegenheit gesetzt und zu einer beschwerlichen Correspondenz genöthigt, bei welcher d'Avrange die meisten Schreiben unbeantwortet ließ, und die ihm zur Unterschrift überschickten Aktenstücke zurück behielt. Nach Verlauf von acht Monaten schrieb derselbe endlich, daß ihm seine Geschäfte durchaus nicht erlaubten, sich von Paris zu entfernen, und man ihm den

Quartiermeiſter nebſt allen die Verwaltung betreffenden Protokollen, Rechnungsbelegen u. ſ. w. dahin ſchicken möge. Man nahm keinen Anſtand, dieſem Wunſch zu entſprechen. Bald nach der Ankunft des Quartiermeiſters in Paris gelangten von daher mehrere Rechnungsbelege und andere Aktenſtücke zur Unterzeichnung an den Verwaltungsrath, mit dem Bemerken, daß die zurückbehaltenen nicht in der gehörigen Form abgefaßt ſeien oder Rechnungsfehler enthielten. Ohne einen Vergleich mit jenen anſtellen zu können, unterſchrieb man auf Treue und Glauben. Nach anderthalbmonatlicher Abweſenheit kam der Quartiermeiſter wieder, ohne daß d'Avrange die Rechnungen zum Abſchluſſe gebracht hatte, und ohne die dahin einſchlagenden Papiere zurückzuſenden.

So ſtanden die Sachen, als die Legion wirklich aufgelöſt, und Auftrag dazu dem in Holland befindlichen Muſterungsinſpektor Ledoyen übertragen wurde. D'Avrange hätte ſich eigentlich dieſem Geſchäft zu unterziehen gehabt, er war aber damals ſeiner Stelle als Inſpektor der Conſulargarde entſetzt worden, hatte das Vertrauen der Regierung verloren, und

war nur durch das Anſehen ſeines Schwagers einer ſtrengen Unterſuchung ſeiner Verwaltung entgangen.

Die Nachricht von der Aufhebung der Legion traf unerwartet, und zwar in einem Zeitpunkte in Holland ein, wo Jeder ihre Fortdauer als entſchieden betrachtete, und einer ſchnellen Abhülfe aller bisher ſtatt gehabten Bedürfniſſe entgegen ſah. Sie erregte eine allgemeine Unzufriedenheit. Ein Keller, ein Guibal, die wir bereits aus obiger Schilderung kennen, nebſt andern Offizieren von gleichem Schlage, benutzten dieſe Stimmung und verbreiteten das Gerücht, die Auflöſung ſey durch mich bewirkt worden, um dadurch einer ſtrengen Rechenſchaft über die von der Regierung für Equipirung bezahlten, aber unterſchlagenen Gelder, zu entgehen. Man machte dem Inſpektor Ledoyen geheime Anzeigen davon, die man mit mancherlei Scheingründen unterſtützte, unter denen ſich der noch immer von Inſpektor d'Avrange zurück gebliebene Abſchluß der Rechnungen aus der frühern Epoche nicht als den ſchwächſten darſtellen mochte. Ledoyen, ein Trunkenbold, der ſich in der Revolution

vom Compagnieſchreiber zum Quartiermeiſter, und weiter hinauf gebracht hatte, übrigens roh und außer dem Mechaniſchen ſeines Faches äußerſt unwiſſend, nahm alles für ausgemachte Wahrheit an, und eilte um ſo mehr hierüber an das Comité der Generalinſpektoren zu berichten, als damals eine Verſetzung unter den Inſpektoren im Werke war, bei welcher er zum Lohn ſeiner außerordentlichen Verdienſte einen guten Poſten zu erſchnappen hoffte. Er erhielt nun den Auftrag, das ganze Rechnungsweſen der Legion, von Beginn ihrer Organiſirung bis zu ihrer Auflöſung, zu unterſuchen, mit der Vollmacht, jene Glieder des Verwaltungsrathes, gegen welche ſich Beweiſe von Veruntreuungen ergäben, verhaften zu laſſen. Ledoyen nahm hierauf alle, die Legion betreffenden Papiere, ohne darüber ein Verzeichniß und eine Uebergabsurkunde abzufaſſen, in Beſchlag, und begab ſich nach vollendetem Auflöſungsgeſchäft nach Brüſſel, wohin ihm der Verwaltungsrath folgte.

Gleich Anfangs der Unterſuchung entdeckten ſich erhebliche Unrichtigkeiten; auch wichen die Reſultate aus den Papieren, die bei der Legion hinterlegt waren, ſehr bedeutend von jenen ab, welche d'Av-

range von Paris eingeſchickt hatte. Dabei mangelten einige Hauptbücher, durch welche der wahre Beſtand der Sache hätte dargethan werden können, und da nach dem Zeugniß des Verwaltungsraths der Quartiermeiſter im Beſitze derſelben war, ſo ließ ihn Ledoyen verhaften. Der Quartiermeiſter behauptete jedoch, wiewohl ohne alle Beweiſe, mir ſolche zugeſtellt, auch in allem Uebrigen nach meinen Befehlen gehandelt zu haben. Dieſe Ausſage fand Ledoyen für hinreichend, mich unter Aufſicht zweier Gensd'armen zu ſtellen.

In der folgende Sitzung erſchien der Quatiermeiſter mit der Erklärung, daß allerdings Veruntreuungen in der Verwaltung ſtatt gehabt hätten, er auch die fraglichen Bücher, zwar nicht auf mein Geheiß, doch auf eine andere höhere Weiſung vernichtet habe; er ſei für einen kleinen Gewinn als Werkzeug benutzt worden, den Staat um eine bedeutende Summe zu beeinträchtigen. Zur Beſtätigung ſeiner Ausſage übergab er mehrere Briefe; allein ſobald ſich zeigte, daß dieſe von dem Inſpektor d'Avrange geſchrieben waren, und Ledoyen einige derſelben flüchtig überſehen hatte, verweigerte

er nicht nur, daß ſie abgeleſen wurden, ſondern befahl, ohne Rückſicht auf die Einſprache des Verwaltungsrathes, dem Quartiermeiſter, ſolche zu vernichten; was dieſer auch befolgte.

Ledoyen ſah nun ein, wie ſehr er ſich mit ſeiner frühern Anzeige übereilt hatte, und auf einen ſchlüpfrigen Irrweg gerathen war. Von meiner Herabwürdigung hatte er ſich Vortheile verſprochen, von einer Anſchuldigung gegen den Schwager Berthiers, des Kriegsminiſters, durfte er ſchlechten Dank erwarten. Die fortgeſetzte Unterſuchung führte immer tiefer und beſtimmter auf den wahren Urheber des Uebels, und Ledoyen erſchrak endlich ſelbſt vor ſeinen Entdeckungen. Er befreite mich alsbald von der Aufſicht der Gensd'armen, beendigte ſein Geſchäft ſo ſchnell als möglich, ohne die Sachen ſtreng zu nehmen, und erklärte in ſeinem Bericht, daß weder der Chef der Legion, noch irgend ein Mitglied des Verwaltungsrathes ſich der Theilnahme an den übrigens unläugbaren Veruntreuungen ſchuldig gemacht habe. Er trug zugleich darauf an, den Quatiermeiſter zu einem Erſatze von zwölftauſend Franken anzuhalten, im Uebrigen aber die Sache ohne fernere Nachforſchung

auf ſich beruhen zu laſſen (de passer l'éponge sur le tout).

Es war allerdings nicht zu erwarten, daß der Miniſter dieſen Vorſchlag genehmigen werde. Er konnte es nicht, ohne ſich den Vorwurf zuzuziehen, die Vergehen ſeines Schwagers decken zu wollen. Eine neue Unterſuchungs-Commiſſion, welche ihren Sitz in Paris hatte, wurde ernennt, Ledoyen aber in ſeiner Eigenſchaft als Muſterungs-Inſpektor nach St. Domingo geſchickt, in ein Land, welches das Grab aller ſtarken Weintrinker iſt, und wo er auch einige Monate nach ſeiner Ankunft ſtarb.

Ledoyens ſchändliches Benehmen, mich unter Aufſicht von Gensd'armen zu ſtellen, mußte auf meinen Charakter einen Schatten werfen. Die Sache war kein Geheimniß geblieben, ſondern durch die öffentlichen Blätter, ſelbſt im Auslande, bekannt geworden. Ich glaubte es daher meiner Ehre ſchuldig zu ſein, die ganze Verhandlung im Druck heraus zu geben. Obgleich ich dabei d'Avrange möglichſt zu ſchonen ſuchte; ſo war es doch nicht zu verhindern, daß er in einem, allerdings ſehr unvortheilhaften Lichte erſchien. Dem Miniſter konnte

mein Verfahren nur mißfallen; der Schritt war auch allerdings unpolitiſch: es ſchien mir jedoch wichtiger, meine öffentliche Ehre zu retten, als mir des Miniſters privates Wohlwollen zu bewahren.

Meine Schrift kam unter dem Titel heraus:

„Précis historique sur la formation et la suppression de la Legion de Francs du Nord, ainsique sur l'examen de la comptabilité de ce corps. Par Rodolphe Eickemeyer, genéral de brigade, cidevant chef de cette Legion. A Bruxelles, chez T. Hayez. An X.“

Am Schluſſe derſelben befindet ſich ein Schreiben des Verfaſſers an Lebohen, wovon hier ein Auszug in Ueberſetzung folgt, der für den Leſer nicht ohne Intereſſe ſein dürfte.

„Der Brigade-General Eickemeyer an den Brigade-General und Muſterungs-Inſpektor Lebohen“.

„Ihre ungerechten Handlungen haben mich in die Nothwendigkeit verſetzt, vorſtehende Denkſchrift herauszugeben. Die Oeffentlichkeit Ihres Benehmens hat mir bis jetzt nur den einzigen Weg offen gelaſſen, um mich von dem Verdachte

zu reinigen, den ſie gegen meine Moralität veranlaßt haben, die bis jetzt ſelbſt die Verläumdung nicht anzugreifen gewagt hatte."

„Ich bin überzeugt, daß die hier angeführten Thatſachen hinreichen werden, das Publikum und die Regierung von der üblen Meinung zurückzuführen, welche Sie denſelben von mir beizubringen bemüht waren. Sie ſelbſt werden zugeben, daß ich, von Wahrheit und Mäßigung geleitet, hier einen Gang befolge, der von dem Ihrigen, hinſichtlich meiner, ſehr verſchieden iſt."

„Um jener unbeſchränkten Vollmacht (ich bediene mich ihrer eignen Worte) und dem grenzenloſen Vertrauen des Miniſters zu entſprechen, glaubten Sie ſich von jeder geſetzlichen Form und jeder rechtlichen Behandlung entfernen zu müſſen."

„Noch ohne alle vorläufige Kenntniß der Lage und der Sache machten Sie dem Verwaltungsrathe den für die Unterſuchung des Rechnungsweſens beſtimmten Zeitpunkt mit dem beleidigenden Zuſatze bekannt, daß Sie, bei dem General Eicke-

meyer anfangend, jeden durch die Wache zur Sitzung würden führen laſſen, der nicht zur Stunde erſchiene."

„Oft haben Sie ſich geäußert, Sie verrichteten ihre Geſchäfte huſarenmäßig (à la hussarde). Wenn dieſes ſo viel ſagen will, als ohne Ueberlegung handeln, ohne Gründe annehmen, und gleich einem tollen Gaul, der den Zaum zwiſchen die Zähne nimmt, bloß ſeinen Leidenſchaften folgen; ſo mochten Sie allerdings recht haben."

„Allein Sie thaten mehr. Ihre zu nichts weiter als einer Rechnungsablage beſtimmten Sitzungen wurden in ein Criminalgericht umgeſchaffen; anſtatt die Beweiſe in den Belegen aufzuſuchen, haben Sie ſich bemüht, ſolche durch Verſprechen und Drohungen zu erhalten. Ich weiß, ſagten Sie, daß ihr euch der Veruntreuung ſchuldig gemacht habt; nur durch ein offenes Geſtändniß, durch die Erklärung, daß ihr durch euern Chef hintergangen worden, könnt ihr bei dem Miniſter Entſchuldigung finden. Einer ſolchen Sprache bedienten Sie

ſich gegen mehrere Glieder des Verwaltungs-rathes, noch ehe Sie mit der Unterſuchung angefangen hatten, und Sie geriethen in Wuth, als Ihnen dieſe nichts darauf zu antworten wußten."

„Endlich verſtand ſich der des Betrugs ſchuldig gefundene Quartiermeiſter Martigny dazu, die Rolle des Anklägers zu ſpielen, und Sie fanden ſich beruhigt. Mit welcher Begierde nahmen Sie nicht die Beſchuldigungen auf, die dieſer Menſch gegen mich vorbrachte, er, den Sie ſelbſt einige Tage vorher mit Du behandelten, einen Dieb und Spitzbuben ſchalten, und, gleich dem größten Verbrecher, entkleiden und ſeine Kleider unterſuchen ließen! Ja, auf die einzige und durch keine Beweisgründe unterſtützte Anklage geſchah es, daß Sie mir zwei Gensd'armen zur Bewachung gaben. Kurz, Ihr Sitzungsſaal glich einem vormaligen Revulutionsgericht, und als ein zweiter Fouquier-Tainville würden Sie mich ungehört verdammt haben, wenn es in Ihrer Gewalt geſtanden hätte."

„Nachdem Sie ſich in Anſtrengungen entſchöpft hatten, mich ſtrafbar zu finden, ſahen Sie ſich endlich genöthigt, ſich für überzeugt zu erklären, daß ich an keiner Beeinträchtigung des Staatsintereſſes Theil habe. Allein, geht hieraus nicht hervor, daß Sie ſich bei Unterſuchung des Rechnungsweſens der Legion nur zum Zweck gemacht hatten, mich ſtrafbar zu finden, um andere Schuldige der Strafe zu entziehen? Ihr ganzes Betragen führt zu dieſem Schluſſe. Indem Sie die gegen mich angebrachten Verläumdungen zu Protokoll nahmen, haben Sie unterlaſſen, meine Antworten und Erläuterungen in daſſelbe einzutragen; und warum haben Sie dieſes berüchtigte und mit Beweiſen ihrer Pflichtvergeſſenheit angefüllte Protokoll ihrem Bericht an den Miniſter nicht beigelegt? Und haben Sie endlich nicht in Gegenwart des Verwaltungsrathes den Quatiermeiſter aufgefodert Briefe zu zerreiſſen, welche das Gegentheil von dem beweiſen, deſſen mich dieſer zu beſchuldigen gewagt hatte?" —

„So war in wenig Worten Ihr Betragen.

Ich habe Rechenſchaft über das meinige abgelegt, und überlaſſe es dem unparteiiſchen Publikum, uns zu richten."

Die in Paris zur Unterſuchung des Rechnungsweſens der Legion niedergeſetzte Commiſſion beſtand aus dem General-Inſpektor Malus, dem Muſterungs-Inſpektor Chatelas und einem Unterinſpektor. Der Verwaltungsrath wurde aufgelöſt, und nur ich nebſt dem Generale Milius als zweitem Präſidenten zu den Sitzungen berufen. Herr Malus, ein alter ſchlauer Fuchs, verſtand ſeine Rolle beſſer zu ſpielen, als Ledoyen, und ſuchte deſſen Fehler wieder gut zu machen. Der in Brüſſel verhaftete Quatiermeiſter wurde in Freiheit geſetzt, und nach Paris berufen. Zwiſchen ihm und dem General-Inſpektor, der ihn cher ami nannte, wurde das Geſchäft hauptſächlich abgethan. Ich und Milius ſowohl, als die andern Mitglieder der Commiſſion, waren bloß Zuſchauer. Malus nahm alle Papiere, die ihm der Quartiermeiſter vorlegte, und von ihm und d'Avrange fabricirt worden waren, als gültig an. Der Staat wurde

um eine Summe von mehr als hundert und zwanzigtauſend Franken betrogen. Der Miniſter äußerte ſein Bedauern gegen mich, durch Ledoyens geſetzwidriges Benehmen gelitten zu haben, erklärte, daß er keinen Augenblick an meiner Rechtlichkeit gezweifelt habe, nnd entließ mich, zu meiner Familie mit der Verſicherung, daß man mich in Kurzem zu einem Commando berufen werde. Statt deſſen wurde ich nach wenigen Monaten in Ruheſtand verſetzt. Berthier hatte nicht vergeſſen, daß durch meine Druckſchrift der Mann ſeiner Schweſter allen guten Ruf und die öffentliche Achtung verloren hatte. Der erſte Conſul mochte mich nicht weniger gern aus ſeinem Heere entfernt ſehen. Sein Intereſſe foderte, den Truppen nur ſolche Befehlshaber zu geben, die durch ihn empor gekommen waren. Ich hatte meine Feldzüge hauptſächlich unter Pichegru und Moreau gemacht, und war einer der älteſten Brigadegenerale.

Bei der Reform, die mich entfernte, traf noch etliche und dreißig Generale und General-Adjutanten daſſelbe Schickſal. Mehrere wurden bei Napoleons fortgeſetzten Kriegen auf ihr Nachſuchen wieder einberufen. Ein Gleiches würde auch wahrſcheinlich

mir geſchehen ſeyn, wenn ich Schritte darum gethan hätte. Ich unterließ es. Ohne perſönliches Intereſſe war ich aus deutſchen Kriegsdienſten in franzöſiſche getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menſchen. Napoleons Kriege hatten aber keinen anderen Zweck, als die Menſchen zu unterjochen, und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falſchen Ehrgeiz zu verſchmähen, meine phyſiſchen Bedürfniſſe zu beſchränken, und eine unabhängige Mittelmäßigkeit einer glänzenden Knechtſchaft vorzuziehen. — —

So weit die handſchriftlichen Mittheilungen des Verfaſſers.

Nachtrag.

Nach seiner Versetzung in Ruhestand begab sich General Eickemeyer mit seiner Familie nach Gaualgesheim, einem vier Stunden von Mainz unfern dem Rheine gelegenen Orte, wo er einiges von seinen Eltern ererbtes Grundeigenthum besaß. Außer dem Umgange mit wenigen frühern Freunden lebte er hier in gänzlicher Zurückgezogenheit, besorgte seine kleine Landwirthschaft, bearbeitete seinen Garten selbst, und widmete die ihm noch übrige Zeit dem Lesen, und — da dieses seinem von Jugend auf an stete und wechselnde Thätigkeit gewöhnten Geiste keine volle Befriedigung gab, — zu schriftstellerischen Arbeiten. Seine früher erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse und die in vielen Dienstjahren gemachten

Beobachtungen und Erfahrungen lieferten ihm hierzu reichen und reifen Stoff. *)

---

*) Nachſtehende Schriften ſind von ihm während dieſer Zeit erſchienen.

A. Abhandlungen über Gegenſtände der Staats- und Kriegswiſſenſchaften. I. Theil, 568 Seiten. II. Theil, 564 Seiten, nebſt einem Atlas von 13 Kupfertafeln. Frankfurt bei Varrentrapp, 1817.

Sie verbreiten ſich im Beſondern:

1) über die innere Verfaſſung der Staaten;
2) über Staatswirthſchaft;
3) über die äußern Verhältniſſe der Staaten;
4) über den Einfluß der Verfaſſungen und Sitten der Völker auf ihren kriegeriſchen Geiſt;
5) über die Erziehung der Jugend in Hinſicht auf den Kriegsſtand, und über die Bildung und den Unterricht des Soldaten;
6) über kriegeriſche Tugenden oder moraliſche Erforderniſſe des Soldaten;
7) über die römiſche Legion;
8) über die Errichtung und Aufrechthaltung der Kriegsmacht;
9) über die Beſtandtheile der Kriegsmacht und ihre Zuſammenſetzung;
10) über die Kleidung, Equipirung und Bewaffnung der Truppen;
11) über die Schlachtordnung;

Als die Bewohner des Donnersberger Departements das Erſtemal zwei Kandidaten für den Senat vorzuſchlagen hatten, fiel die Wahl mit auf ihn. Und bei der folgenden Wahl erhielt er ihre Stimmen zum Mitgliede der geſetzgebenden Verſammlung. Dieſe Beweiſe des Vertrauens und der Achtung konnten ihm um ſo mehr gelten, als ſie ihm nicht nur ohne ſeine Bewerbung zu Theil wurden, ſondern als auch bedeutende und von der oberſten Staatsbehörde unter-

---

12) über die beſte Stellung des Infanteriſten vor dem Feinde;
13) über die Vervollkommnung der Muskete;
14) über den Nutzen der Feſtungen;
15) über den Werth der Befeſtigungsſyſteme der Alten und der Neuern;
16) über Feſtungsſyſteme, oder die gegenſeitige Lage der Feſtungen;
17) über die Feldbefeſtigung;
18) über die Vertheidigung der Feſtungen;
19) über die Belagerungskunſt;
20) über des Ingenieur-Generals d'Arcon Kritik der letzten Schriften des Generals Montalembert;
21) über mehrere Unrichtigkeiten in des Herrn Guay de Vernons für die politechniſche Schule beſtimmtem Lehrbuche der Kriegsbaukunſt;

ſtützte Mitbewerber, beſonders für den Senat, neben ihm aufgetreten waren. Indeß blieben beide Vorſchläge ohne Erfolg, da die Regierung, die immer noch eine Auswahl unter den Vorgeſchlagnen hatte, dem General eben nicht ſehr zugethan war.

Im Jahr 1811 übernahm Eickemeyer auf den Wunſch des Präfekten das Amt als Maire ſeines Wohnortes. Die Verwaltung dieſer Gemeinde war damals ſehr in Unordnung gerathen, und mancher

---

22) über des Generals Carnot im Jahr 1812 im Druck erſchienes Werk von Vertheidigung der Feſtungen;

23) Vorſchlag zu einem Verſuche, um die letzte Befeſtigungsmethode des Generals Montalembert zu würdigen.

B. Lehrbuch der Kriegsbaukunſt, nach Grundſätzen, welche von jenen verſchieden ſind, die man bisher befolgt hat. Für Kriegsleute von allen Waffen, die ſich zu höhern Befehlshaberſtellen bilden wollen. Nebſt einem Atlas von 23 Kupfertafeln. Leipzig bei Baumgarten, 1820.

C. Ueber den ſittlichen und Kunſtwerth öffentlicher Denkmäler. Leipzig bei Baumgarten, 1820.

Außerdem lieferte Eickemeyer mehrere Beiträge in Zeitſchriften und Literatur-Zeitungen, die aber nicht unter ſeinem Namen erſchienen. Manches befindet ſich noch unter ſeinen Papieren, doch da er ohne beſtimmten Zweck meiſtens nach Laune arbeitete, vieles unvollendet.

Mißbrauch zum Nachtheile des Gemeindewohls eingeſchlichen. Der General fand hier Gelegenheit manches Gute zu bewirken. Bereits ſeit einigen Jahren hatte der Weinſtock, die Hauptkultur der Gemeinde, ſehr durch die Rebenſticher gelitten. Dieſes ſchädliche Inſekt hatte ſich in ſolchem Grade vermehrt, daß ein gänzliches Verderbniß der Weinberge bevorſtand. Durch kräftige Vorkehrungen und ein bisher noch unangewendetes Verfahren gelang es ihm, dem Uebel zu ſteuern. Millionen dieſer Käfer wurden nämlich geſammelt und mit ihrer Brut in ſiedendem Waſſer vernichtet, wozu die Keſſel im Felde aufgeſtellt wurden. Der Weinertrag brachte in dieſem, bekanntlich ſehr günſtigen Weinjahre, der Gemeinde im geringſten Anſchlage hundertundſechzigtauſend Gulden ein. Allein kaum war dieſem Uebel geſteuert, ſo beraubte eine Feuersbrunſt etliche und vierzig Bürger ihrer Wohnungen, ihres Getraides und ihrer Fütterung, zum Theil ſelbſt des Hausgeräthes und der Kleidungsſtücke.

Nur dem öffentlichen Vertrauen, in welchem der Maire Eickemeyer ſtand, hatten es die Verunglückten zu verdanken, daß ihnen die nachbarlichen Ge-

meinden mit dem bis zur kommenden Ernte erfoderlichen Unterhalt für Menſchen und Vieh beiſprangen.

Auch wurden ſie, auf Verwendung des Präfekten, von den Bewohnern des Departements und aus der Staatskaſſe ſo wirkſam unterſtützt, daß noch vor Verlauf von zwei Jahren alle abgebrannten Gebäude, und zwar in ungleich höherm Werthe als vorhin, und zum Theil mit Erweiterung ihres Flächeninhaltes, wieder auferbauet waren.

Um dem Ort eine geſundere Luft und mehr Reinlichkeit zu verſchaffen, auch bei der ſtark zunehmenden Bevölkerung und verbeſſerten Kultur, die Bürger in die Lage zu ſetzen, ihre Wohnungen zu erweitern und zu vermehren, wurden die alten Ringmauern, Thore und Thürme abgebrochen, und die Materialien zum Vortheile der Gemeindekaſſe veräußert, oder zu gemeinnützigen Werken verwendet. Der Gemeinde entzogenes Grundeigenthum wurde ihr wieder zuwege gebracht, öde liegender Boden urbar gemacht, und zum Theil mit Holz angepflanzt. Die Feldpolizei ward ſtrenge gehandhabt, die verſchiedenen Zweige der Verwaltung wurden geordnet, und für ſparſame

und getreue Verwendung der Gemeinde-Einkünfte, geſorgt.

Als mit Anfange des Jahres 1813 die Kriegsheere der Verbündeten den Rhein überſchritten, beſorgte Eickemeyer, als ehemaliger franzöſiſcher General der Mißſtimmung des Feindes ausgeſetzt zu werden, im Drang des Krieges, im freien Spiel der Leidenſchaften, vielleicht Beleidigungen zu erfahren, jedenfalls aber in ſeiner Eigenſchaft als Ortsvorſtand der Gemeinde eher Nachtheil zuzuziehen, als nützlich zu werden. Er zog ſich daher, nachdem er ſein Amt mit Zuſtimmung des Präfekten in die Hände ſeines Adjunkten gelegt hatte, nach Mainz zurück.

Bei ſeiner Rückkunft, nach aufgehobener Blockade, fand er ſeine Stelle als Maire beſetzt. Die vor ſeiner frühern Antretung derſelben einflußreiche Partei, war wieder empor gekommen. Man hatte manches Nützliche, was er zu Stande gebracht, wieder zerſtört, unter dem Vorwande, die Kriegskoſten zu beſtreiten, einen bedeutenden Holzvorrath um ein Spottgeld verſchleudert, und überhaupt die vormals beſtandene Adminiſtration, von der das Ge-

meinde-Beſte dem Privatintereſſe nachgeſetzt wurde, wieder geltend gemacht.

Doch nicht lange ſah ſich der General einem Amte überhoben, dem er ſich ohne Vortheile, bloß aus Liebe zu ſeinen Mitbürgern unterzogen hatte. Denn nach einigen Monaten erhielt er von der damals gemeinſchaftlich öſtreichiſchen und bairiſchen Landes-Adminiſtration die Einladung, ſolches wieder zu übernehmen. Die hierdurch zurückgeſetzte Partei trat nun mit Klagen und Beſchuldigungen gegen ihn auf; ſie wurden unbegründet gefunden, und die Kläger zur Bezahlung der Unterſuchungskoſten verurtheilt.

Auf's Neue machte der General ſich um das Gemeinde-Beſte verdient. Durch ſeine Betriebſamkeit wurde, bei äußerſt beſchränkten Mitteln, der Ort erweitert, verſchönert, und erhielt einen Zuwachs von mehreren Privatgebäuden. Einige öffentliche Gebäude wurden neu errichtet und andere in guten Stand geſetzt, die Straßen verbeſſert und an den Seiten mit Oſtbäumen beſlanzt. Ein vollſtändiger Feuerlöſch-Apparat ward angeſchafft, zu mehrerer Sicherheit gegen Verbreitung einer Feuerbrunſt in der Nähe

des Ortes ein großer Waſſerbehälter angelegt, und ihn zu ſpeiſen, der benachbarte Bach hinein geleitet. Das Gemeindehaus erhielt eine Ortsuhr und die Kirche ein neues Geläute. Der Armen-Fonds wurde durch eine getreue und ſorgfältige Verwaltung geſichert, vermehrt und ſein Eintrag gewiſſenhaft verwendet. Der Gehalt des Knabenſchullehrers wurde bedeutend erhöhet, und eine Mädchenſchule geſtiftet.

Nachdem ein Theil des Donnersberger Departements an das Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt gekommen war, wurde Eickemeyer von ſeinen Mitbürgern als Glied des Provinzialrathes, und 1820, beim Eintritte einer conſtitutionellen Verfaſſung, als Abgeordneter der zweiten Kammer der Landſtände gewählt. Doch ſeine zerrüttete Geſundheit erlaubte ihm nicht, an den Verhandlungen der Kammer Theil zu nehmen. Er fand für nöthig, während derſelben zurück zu treten und auf die Wahl eines andern Abgeordneten anzutragen.

General Eickemeyer ſtarb am 9ten September 1825. —

Druck von C. Horſtmann in Frankfurt a. M.

YB 04332

UG125
ESKi 429514

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY